

Badische Heimat

Dezember
4/1990

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



Wir machen den Weg frei

Vorsorgen für mehr Lebens- freude im Alter

Lebensfreude stellt sich meist dann ein, wenn man das tun kann, was man will. Im Alter hat man mehr Zeit dafür. Die finanzielle Bewegungsfreiheit sollten Sie schon frühzeitig mit uns planen. Wir haben dafür — zum Beispiel — den VR-Vorsorgeplan.



Volksbanken Raiffeisenbanken

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.

für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg

Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse
Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,
Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-0

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe

*Titelbild: Geburt Christi Antependium aus dem Freiburger Münsterschatz Oberrhein (vielleicht Freiburg), 1501
Wirkteppich, Wolle und weißes Leinengarn, 5 Kettfäden (Leinen) auf den cm², bei den Lämmern Knüpftechnik
angewandt. Höhe 102 cm, Breite 188–190 cm Freiburg im Breisgau, Münster Unsere Liebe Frau (Bildnachweis:
Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Spätgotik am Oberrhein, 1970)*

Inhalt

I. Geschichte

- Leopold von Baden – ein tragisches Fürstenleben
Hans Leopold Zollner, Ettlingen 615
- Jung-Stilling – zwar kein Badener von Geburt, aber doch ein Karlsruher geworden
Gerhard Schwinge, Karlsruhe 627

II. Karlsruhe

- Der Karlsruher Schloßplatz
Seine Entwicklung vom fürstlichen Lustgarten zur zentralen innerstädtischen Grünanlage
Walter Schwenecke, Karlsruhe 639
- Karlsruhe anno 1815
Die hundertjährige Redidenz im Spiegel der Statistik
Hans Leopold Zollner, Ettlingen 649

III. Emmendingen

- Vor 400 Jahren bekam die große Kreisstadt Emmendingen die Stadtrechte
Gernot Umminger, Emmendingen 657
- Jakob III (1552–1590)
Hans-Jürgen Günther, Emmendingen 671

IV. Bildende Kunst

- Visualität der Literatur – Zur Renchener Ausstellung „Simplizissimus heute. Ein barocker Schelm in der Kunst des 20. Jahrhunderts!“
Christian Juranek, Bad Harzburg 691
- Otto A. Braun – 80. Geburtstag
Margit Brandstetter, Baden-Baden 707
- Mittler zwischen Schöpfer und Geschöpf – Rudolf Warnecke zum 85. Geburtstag
Wolfgang Oehler, München 713
- Ein Meister der „formalen Kunstbetrachtung“
Guntram Brummer, Überlingen 721
- Erinnerungen an den Markgräfler Maler Ernst Friedrich Schleith
Ludwig Vögely, Karlsruhe 725
- Helmut Vögtlin – Ein Gruß zu seinem 70. Geburtstag
Ludwig Vögely, Karlsruhe 733

V. Literatur

- Rebell in „Himmlicher Landschaft“:
René Schickele (1883–1940)
Horst Ferdinand, St. Augustin 735

VI. Persönlichkeiten

- „Guckfenster“ zur badischen Geschichte geöffnet – Zum 75. Geburtstag des badischen Schriftstellers Hans-Leopold Zollner
Josef Werner, Ettlingen 747
- Laudatio auf Manfred Bosch anlässlich des Hebelfesttages am 10. Mai 1990
Volker Schupp, Freiburg 753
- Der Hebelgast 1990: Bruno Eppler las beim Langenharder Hebelschoppen
Andreas Mannschott, Labr 759

VII. Heimattage 1990: Bretten

- Heimattage Baden-Württemberg 1990
Bretten hat neue Maßstäbe gesetzt
Karl Banghard, Oberderdingen 761
- Leben im Kraichgau – Eine Ausstellung in Bretten
Pater Bahn, Bretten 767

VIII. Landesverein

- Aus der Arbeit unserer Ortsgruppen
Ludwig Vögely, Karlsruhe 771
- Ausstellung der Ortsgruppe Karlsruhe:
„Kunst und Literatur in Karlsruhe im Spiegel der Schriften der Badischen Heimat“
Ludwig Vögely, Karlsruhe 775
- Der Landesverein dankt* 776
- In Memoriam: Eugen Mack (11. 12. 1912–13. 9. 1990)
Ludwig Vögely, Karlsruhe 777

IX. Kirchen

- Chronik der katholischen Kirche 1989/90
Josef Dewald, Karlsruhe 779
- Evangelische Landeskirche in Baden 1989/90
Ludwig Wien, Karlsruhe 787

X. Buchbesprechungen

- Buchbesprechungen* 797



Weihnachten in der Mundart: Johann Peter Hebel

Die Mutter am Christabend

Er schlooft; er schlooft! Do lyt er, wie ne Groof!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Lüüb un Lebe verwach mer nit!
Gott gitt's de Synen im Schloof!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
Dy Muetter goht mit stillem Tritt,
si goht mit zartem Muettersinn
un holt e Baum im Chämmerli dinn.

Was henk i der denn dran?
Ne schöne Lebchuechemaa,
ne Gitzeli, ne Mummeli
un Blüemli, wyß un rot un gel,
alles vo süeßem Zuckermehl.

's isch gnueg, du Muetterherz!
Viil Süeß macht numme Schmerz.
Gib's sparsem, wie der liebi Gott,
er helset nit alli Tag Zuckerbrot.

Jetz Rümmechrüüsliger her,
die allerschönste, wo n i ha!
's isch nummen au kai Möseli dra.
Wer het si schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Öpfel lacht;
un isch der Zuckerbeck a Maa,
se mach er so ain, wenn er cha!
Der lieb Gott het en gmacht.

Was han i echt no meh?
Ne Fazenetli, wyß un rot,
un das ais vo de schöne.
O Chind, vor bittere Träne
biwahr di Gott, biwahr die Gott!

Un was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind! 's isch au no dy.

I leg der schöni Helgeli drii,
un schöni Gibettli sinn selber dinn.

Jetz chönnt i, trau i, gob;
es fehlt nüt meh zuem Guete –
Potz tausig, no ne Ruete!
Do isch si scho, do isch si scho!

's cha sii, si freut di nit,
's cha sii, si haut der 's Vüdeli wund;
doch witt nit anderst, sen isch's der gesund;
de muesch nit, wenn d' nit witt.

Un witt's nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Mutterliebi isch zart un frumm:
si windet roti Bendeli drii
un macht e Letschli dra.

Jetz wär er uusstaffiert
un wie ne Maibaum ziert;
un wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wiehnechtchindli alles gmacht.

De nimmsch's un danksch mer's nit;
drum waisch nit, wer der's gitt.
Doch macht's der nummen e frohe Muet,
un schmeckt's der numme,
sen isch's scho guet.

Bym Bluest, der Wächter rüeft
scho ölfli! Wie doch d'Zyt verrinnt,
un wie me si vertieft,
wenn's Herz an näumis Nahrig findt!

Jetz bhüet di Gott der Heer!
En anderi Chehri mehr!
Der halig Christ isch hinecht choo,
het Chindes Flaisch un Bluet agnoo!
Wärsch au so brav wie er!



Barocke Krippe im Dom von St. Gallen

(Fotos: H.Hauß)



*Ein gutes
glückliches Jahr
1991
wünscht
allen Mitgliedern
und Freunden*

*Ihr Vorstand und Beirat
des
Landesvereins
Badische Heimat*



Weihnachten in der Mundart: Rosemarie Banholzer

Wa isch Weihnachte?

*Isch Weihnachte e Huddlete, weil me
schie gar nimme nochkummt mit allem,
wa me erledige sott?*

*Isch Weihnachte a Rennede wäge de
Rumsbecherei
noch bassende Gschenke?*

*Isch Weihnachte e Agäbede, weil manche nu
no hochkarätige Schmuckstücker sich wünschet?*

*Isch Weihnachte e Vekrampfede fir selle, wo
niene richtig dehom sind?*

Naa, des isch it Weihnachte!

*Weihnachte isch erschd denn Weihnachte,
wenn's ko Hetzede me isch und wenn d'Mensche
ufenand eigond, mitenand schwätzed, sich
anenand hebed, niemed dusse sctoh lond,
de Liebe Düre ufmached und des alles zämme
au no noch de Fierdig fertig bringet.*

Aus: Wenns weihnacht, 1985

Leopold von Baden – ein tragisches Fürstenleben

Hans Leopold Zollner, Ettlingen



*Großherzog Leopold von Baden, Aquarell von J. Grund 1837
Katalog zur Ausstellung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe vom
29.8. bis zum 24.11.1990*

Es kostet schon eine gewisse Mühe, die Lebenslinie eines Fürsten wie Großherzog Leopold nachzuzeichnen, Licht und Schatten auf dem Bild seiner Persönlichkeit im richtigen

Verhältnis zu verteilen. Denn anders als viele seiner Vorgänger hat er sich nicht mit Siegen und Schlachten blutig in die Geschichte des Landes eingeschrieben. Er hat keine großen

Reformen vollbracht, noch Städte gegründet. Er gehörte vielmehr – um mit seinem Zeitgenossen Heinrich Heine zu sprechen – zu jenen Stillen, Sanften und Gutmütigen, deren Namen die Völker leicht vergessen, „während“ so Heine wörtlich, „ihr dickes Gedächtnis nur die Namen ihrer Dränger und grausamen Kriegshelden bewahrt.“ Leute, insonderheit Fürsten von Leopolds Art, tauchen höchstens dann und wann, da und dort in freundlichen oder kritischen Memoiren auf, in braven Lesebuchgeschichten oder in Skandalromanen und in mehr oder weniger verbürgten Anekdoten über ihre Person und ihr Leben.

Für Karl Leopold Friedrich begann das Leben am 29. August 1790 in der markgräfllich-badischen Duodezresidenz Karlsruhe, die erst seit 75 Jahren bestand, eben 3858 Einwohner zählte, und in der man just in jenen Tagen von dem französischen Architekten Salins de Montfort den Marktplatz abstecken ließ. Der Knabe mit den drei Vornamen erblickte das Licht der Welt im Karlsruher Schloß, und sein Vater war der regierende Markgraf Karl Friedrich von Baden. Doch nicht einmal ein Astrologe, den es natürlich am aufgeklärten badischen Hof nicht gab, hätte voraussagen können, dieser Knabe werde in vierzig Jahren den Thron eines badischen Großherzogtums besteigen. Seine Erbfolge war überhaupt nicht vorgesehen. Seine Mutter, die etwa 19jährige Luise Karoline Geyer von Geversberg, war nämlich nur die morganatische Gattin des Markgrafen. Karl Friedrich, 40 Jahre älter als Luise Karoline, hatte das hübsche Frauenzimmerchen, einst Hofdame seiner ersten Gattin, ganz bewußt zu linken Hand geheiratet, da ihm seine erste Gemahlin, die vielseitig talentierte Karoline Luise, bereits drei Söhne geschenkt hatte: 1755 den Erbprinzen Karl Ludwig, 1756 den Prinzen Friedrich und 1763 den Prinzen Louis. Außerdem besaß inzwischen auch der Erbprinz bereits einen vierjährigen Sohn namens Karl, weshalb der Bestand des legitimen

Mannesstammes bis in die dritte Generation für gesichert gehalten werden durfte. Daß auch Luise Karoline von Geyer vor ihrer Tochter Amalie noch zwei Söhne zur Welt brachte, Wilhelm und Maximilian, und zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde, spielte für die Erbfolge keine Rolle.

Trotz dieser genauen Unterscheidung zwischen den Nachkommen aus Karl Friedrichs erster Ehe und den Kindern der Gräfin Hochberg kam es immer wieder zu Reibereien zwischen den Familien und zu Demütigungen der Kinder aus dem „zweiten Bett“. So mußte der Name des Erstgeborenen Hochberg-Sohnes, der zunächst nur „Karl“ gerufen wurde, geändert werden, weil der Sohn des Erbprinzen ebenfalls Karl hieß. Der kleine Hochberg wurde statt dessen fürderhin Leopold genannt, und zwar nach seinem Paten, dem Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, der ein Freund seines Vaters war. Der Name Leopold paßte recht gut zu dem Patenkind, denn der Fürst von Dessau folgte nicht dem Marschritt seines Großvaters, der meist der „alte Dessauer“ genannt und sogar mit einem preußischen Armee-Marsch verherrlicht worden ist; er war ein wahrhaft aufgeklärter Regent, ein Kunst- und Gartenfreund.

Trotzdem scheint sich Leopolds jüngerer Bruder, der temperamentvolle Wilhelm, über diesen Namenswechsel empört und ihn zu anderen Zurücksetzungen gezählt zu haben, über die er in seinen „Denkwürdigkeiten“ berichtete. So verzeichnete er, nicht ohne spürbares Zähneknirschen, eine Demütigung, die sich 1806 beim Empfang Napoleons und bei der anschließenden Familientafel im Karlsruher Schloß ereignete. Die ganze Familie war dabei anwesend, auch die Gräfin Hochberg und ihre Kinder, obwohl es die Markgräfin Amalie, die Witwe des in Schweden verunglückten Erbprinzen, zu verhindern suchte. „Meine Mutter“, so Wilhelm, „hatte es aber durchgesetzt, weil schon damals von jener Seite alles angewendet worden

war, um uns von der übrigen Familie zu entfernen.“

Man spürt aus diesen Aufzeichnungen, die Wilhelm als erwachsener Mann verfaßte, noch immer die Erbitterung über solche Vorfälle. Wie der sanfte Leopold auf solche Zurücksetzungen und den Sympathie-Entzug reagiert hat – darüber gibt es keine Äußerungen von seiner Seite, doch scheint es, daß er später vielleicht unter solchen Kindheitserlebnissen zu leiden gehabt. Denn – so formulierte Thomas Carlyle, „the child ist the father of the man.“

Ungeachtet solcher Animositäten erhielten die beiden Hochberg-Söhne eine gediegene Erziehung, wurden im Freihandzeichnen durch den Hofmaler Philipp Jacob Becker und im architektonischen Zeichnen durch den Baumeister Friedrich Weinbrenner unterwiesen. Im Frühjahr 1808 wurden Leopold und Wilhelm auf eine Reise in die Schweiz geschickt, hauptsächlich um ihre Kenntnisse in der französischen Sprache zu vervollkommen. Dabei muß, nach den Forschungen von Arthur von Schneider, auch Leopolds Lust am Reisen, sowie sein Sammler- und Mäzenatentum erwacht sein, denn „wir kauften,“ wie er seiner Mutter schrieb, „in jeder Stadt von einiger Bedeutung Kupferstiche, Landschaften und Städtebilder.“

Ein Jahr darauf trennten sich Leopolds und Wilhelms Wege. Während der 17jährige Wilhelm im Hauptquartier des französischen Marschalls Mass'ena am Feldzug gegen Österreich teilnahm und sich so eine glänzende militärische Laufbahn eröffnete, bezog Leopold die Universität Heidelberg als fleißiger Student, der Rechtswissenschaften, antike und neuere Weltgeschichte hörte.

Nebenbei nahm er aber auch Unterricht in der italienischen Sprache, um sie vielleicht einmal bei einem Besuch Italiens verwenden zu können, und er gewöhnte sich an, alle intimen Aufzeichnungen in seinem Tagebuch italienisch einzutragen. Auch das Heidelberger Schloß und die romantische Umgebung

der Stadt verlockten den jungen Mann immer wieder zu Ausflügen, bei denen ihn unter anderem der junge Freiherr von Blittersdorf, der später einmal sein Staatsminister werden sollte, begleitete. Noch weitere Reisen verbinden sich mit Leopolds Studienzeit. Sie führten ihn nach Dresden, nach Leipzig und nach Weimar, wo er sich wegen seiner Schüchternheit offenbar scheute, bei Goethe vorzusprechen. Dafür besichtigte er in Erfurt das Haus, in dem Napoleon und Kaiser Alexander I. während des Fürstentages im Oktober 1808 gewohnt hatten.

Im Juni 1811 starb Karl Friedrich von Baden nach einer Regierungszeit von 65 Jahren, zuerst als Markgraf eines kleinen Landes am Oberrhein, dann als Kurfürst und dann als erster Großherzog eines rheinbündischen Mittelstaates „vom See bis an des Maines Strand“. Nachfolger wurde sein Enkel Karl, der seit 1806 mit Napoleons Adoptivtochter Stephanie vermählt war, die ihm bisher nur eine Tochter geboren hatte. Als die Großherzogin am 29. September 1812 endlich einen Knaben gebar, der aber schon nach 17 Tagen starb, ohne einen Namen erhalten zu haben – was später zu der Kaspar-Hauser-Geschichte führte – weilte Leopold fern von Karlsruhe auf einer Reise, die ihn nach München und nach Augsburg führte.

Doch dann setzten die politischen Ereignisse seinen Reisen und Kunstfahrten vorläufig ein Ende. Etwa einen Monat nach dem Tod des namenlosen Knaben in der großherzoglichen Wiege begann Napoleons Stern zu sinken. Zuerst in Rußland, wo Wilhelm von Hochberg an der eisigen Beresina mit seiner badi-schen Feldbrigade den Rückzug der Grande Arm'ee decken mußte, und in der Völkerschlacht bei Leipzig, wo die Badener zum letzten Male unter den französischen Adlern fochten. Im Feldzug gegen Frankreich 1814 mußte Baden ebenfalls Front gegen den bisherigen Protektor des Rheinbundes machen, und auch der musische Leopold das militärische Gewand eines Obristen anlegen. Zum

Generalmajor befördert, zog er im Stab des russischen Generals Graf von Wittgenstein mit der alliierten Armee in Paris ein. Doch die Kunstschatze des Louvre, die Prachtbauten und Gärten der französischen Hauptstadt fesselten Leopold mehr als Paraden und all die anderen Vergnügungen die das Babel an der Seine den siegreichen Verbündeten zu bieten hatte. Seiner Weltkenntnis kam überdies zupass, daß er von Paris aus eine kurze Reise nach England unternehmen und dabei die Sehenswürdigkeiten Londons und die Kathedrale von Canterbury kennenlernen konnte. Nur kurz kam er nach Karlsruhe zurück, denn schon im Sommer lockten ihn von neuem die Schweiz und das Gebiet um Mailand. Selbst die erneute Teilnahme am Feldzug 1815 zur endgültigen Vernichtung Napoleons nutzte Leopold nur nebenbei zu militärischen Inspektionen, dafür aber zu Besichtigungsreisen durch die Städte des Elsaß. Als bei Waterloo der Kampf gegen den Korsen endgültig ausgefochten war, kehrten die Brüder Leopold und Wilhelm von Hochberg in das Palais am Karlsruher Rondellplatz zurück, das Friedrich Weinbrenner für ihre Mutter erbaut hatte. Und hier kam es zu einer Begegnung, die Leopold 1809 in Weimar ver sagt geblieben war.

„Am 15. Oktober 1815 meldete der Bediente,“ wie Wilhelm in seinen Denkwürdigkeiten vermerkte, „meinem Bruder Leopold, es sei ein Herr da, der sich Goethe nenne, was der aber sei, wisse er nicht. Sogleich ließen wir ihn eintreten und freuten uns, in ihm den berühmten Dichter zu begrüßen, . . . der unser Haus zu sehen wünschte. Das ungeschickte Benehmen des Bedienten setzte meinen Bruder in große Verlegenheit.“

Diese Visite im Palais Hochberg war einer der Höhepunkte beim letzten Besuch, den Goethe der Stadt Karlsruhe abstattete, und ist auch nichts darüber verzeichnet, worüber die Grafen Hochberg mit dem Dichter sprachen, so könnte sein Besuch doch der entscheidende Anlaß für Leopolds langersehnte Reise

nach Italien gewesen sein. Nun nämlich, da sich die Lage in Europa wieder entspannt hatte, hatte auch Großherzog Karl keine Einwände mehr dagegen, und so konnte Leopold auf der ersten Seite seines Reisetagebuches eintragen: „Italien zu sehen gehörte schon längst zu meinen Lieblingsideen, daher entschied ich mich im Verlauf des November 1816 eine Reise dahin zu machen, schlug es meinem Bruder Max vor mitzugehen, und in kurzem waren wir reisefertig.“

Am letzten Novembertag verließen Leopold und Max Karlsruhe, reisten durch das Tal der Etsch und gelangten in das italienische Sprachgebiet. Ihr Aufenthalt in Italien währte über vier Monate, und seine Stationen waren Venedig, Florenz, Viterbo, Rom, Neapel mit den Ruinen von Pompeji und Herculaneum sowie Pisa, um nur die wichtigsten zu nennen. Sie begegneten Fürsten und Diplomaten, zahlreichen Künstlern und Landsleuten, unter ihnen der Weinbrenner-Neffe Ludwig, der Kupferstecher Wilhelm Friedrich Gmelin und der Maler Karl Ludwig Frommel, der nach Leopolds Regierungsantritt sein künstlerischer Berater und in Karlsruhe Galeriedirektor werden sollte. Doch so reizvoll es wäre, auch weiterhin in Leopolds italienischem Tagebuch zu blättern: hier muß genügen, wie Arthur von Schneider darüber urteilte. „Diese Reise“, meinte er, „sollte dem Leben des jungen Großherzogs die humanistische Richtung geben und sich während seiner Regierungszeit in der Pflege der schönen Künste segensreich auswirken.“

Freilich, zur Zeit von Leopolds Italienreise glich die Aussicht, Graf Leopold von Hochberg könne eines Tages Großherzog von Baden werden, noch einer Utopie. Dennoch rückte die mögliche Sukzession eines Hochbergers gerade während und am Ende dieser Reise im April 1817 in die Nähe der Möglichkeit. Der getreue und selbstlose Bruder Wilhelm war nämlich zu der Zeit, da Leopold in arkadischen Gefilden wandelte, in St. Petersburg, um am verwandten Zarenhof, vor allem

bei der aus badischem Hause stammenden Zarin Elisabeth Alexiewna, die schon auf dem Wiener Kongreß begonnenen Bemühungen um das Nachfolgerecht der Hochberg-Nachkommen durchzusetzen. Am 26. März 1816 ließ die Zarin Wilhelm zu sich rufen und erfuhr aus ihrem Mund, „man sei unserer Sache wohlgeneigt und werde sie in diesem Sinne dem Kaiser vortragen . . ., und sie bemerkte wiederholt, wie lebhaft sie wünsche, daß ihr Bruder, der Großherzog Karl, die Erbfolgefrage einmal regle.“

Tatsächlich war dafür die höchste Zeit, sollte der Thron nicht verwaisen und das Großherzogtum nicht zerfallen. Kaum waren Leopold und Max von der Italienreise zurück, da überstürzten sich in Karlsruhe die Ereignisse. Am 1. Mai 1817 starb auch der zweite Sohn Großherzog Karls; am 28. Mai folgte Prinz Friedrich, der Onkel Großherzog Karls, und da von Karl selbst, der als Schwerkranker dahinsiechte, kaum ein weiterer männlicher Nachkomme zu erwarten war, erhob sich immer drängender die Frage, wer einmal dem regierenden Großherzog nachfolgen könne: sein Onkel Louis, letzter Sohn aus Karl Friedrichs erster Ehe, inzwischen 54 Jahre alt, unvermählt, wenn auch nicht unbeweibt – oder ein männlicher Nachkomme aus Karl Friedrichs zweiter Ehe mit der Reichsgräfin von Hochberg, also Leopold?

Gelöst wurde die Erbfolgefrage durch das Hausgesetz vom 8. Oktober 1817, mit dem die Grafen Leopold, Wilhelm und Maximilian von Hochberg zu Großherzoglichen Prinzen und Markgrafen von Baden mit Prädikat „Hoheit“ erklärt und nach einem Erlöschen der männlichen Linie aus Karl-Friedrichs erster Ehe zur Nachfolge berechtigt wurden. Auf dem Kongreß zu Aachen 1818 wurde dieses Hausgesetz auch von den anderen Mächten anerkannt.

Großherzog Karl unterzeichnete nach diesem Hausgesetz gerade noch am 22. August 1818 die „erste freiheitlich konstitutionelle Verfassung“ eines deutschen Bundesstaates.

Am 8. Dezember des gleichen Jahres starb der erst 32 Jahre alte, aber schon lange kränkelnde und zeitlebens kraftlose Fürst im Rastatter Schloß. Prinz Louis, der sich als Großherzog auf gut deutsch wieder Ludwig nannte, folgte dem so früh verblichenen Neffen als Regent – und Markgraf Leopold war von nun an der nächste am Thron.

Seine Anwartschaft änderte so gut wie nichts an Leopolds bescheidener, mitunter ein wenig ängstlich anmutender Zurückgezogenheit und an seiner geradezu bürgerlichen Lebensweise. Eine gewisse Sensation war eigentlich nur seine Heirat mit Prinzessin Sophie, der Tochter des aus seinem Lande vertriebenen Königs Gustav IV. Adolf von Schweden. Sie lebte seit etwa zehn Jahren mit ihrer aus badischem Hause stammenden Mutter Friederike in Karlsruhe. Die jungen Eheleute standen in einem höchst komplizierten Verwandtschaftsverhältnis, denn die Braut war eine Urenkelin von Leopolds Vater Karl Friedrich, der Bräutigam indessen Karl Friedrichs Sohn aus zweiter Ehe. Sophie heiratete also ihren Großonkel, und Leopolds Schwiegermutter war zugleich dessen Nichte. Trotzdem war Leopold erst 29, die Braut 19 Jahre alt, ein immer noch normaler Altersunterschied. Die Hochzeit fand am 25. Juli 1819 mit allem fürstlichen Zeremoniell statt, und die Verbindung ihres Ältesten mit einer Königstochter dürfte für die Gräfin Hochberg ein letzter Triumph gewesen sein.

Als die Hofdame der Brautmutter, das Fräulein Christa von Scharnhorst, am Abend des Hochzeitstages aus einem Fenster des Schwedenpalais schaute, bemerkte sie „ein schön leuchtender Meteor von seltener Größe, das am Horizont erschien und seine Bahn über das Schloß nahm. (Es) ward als eine günstige Vorbedeutung für die nun beginnende Neubadische Linie genommen.“

Doch bis dahin sollten noch mehr als zehn Jahre vergehen, und der regierende Großherzog Ludwig tat sein möglichstes, um seinen

präsumtiven Nachfolger von den Regierungsgeschäften fernzuhalten. Er mutete dem wenig soldatisch veranlagten Halbbruder nur dann und wann und sicherlich mit einer gewissen Boshaftigkeit militärische Aufgaben zu und schickte ihn einmal nach St. Petersburg, um dem Zaren Nikolaus die Glückwünsche Badens zur Thronbesteigung zu überbringen. Daß er ihm das Prädikat „Erbgroßherzog“ geflissentlich vorenthielt, gab zu allerlei Vermutungen Anlaß, etwa daß die konservativen Kreise bei Hof den Prinzen Gustav Wasa, Sophiens Bruder, favorisierten, weil sie lieber den schwedischen Exkönigssohn auf dem badischen Thron gesehen hätten als einen Hochberger. Leopold schien das kaum anzufechten. Er fand Glück in seiner Ehe, wovon zärtliche Briefe zeugen und das Kosewort „Mein liebes Muzer!“, mit dem Sophie den Gatten bedachte, dem sie zwischen 1820 und 1830 insgesamt vier Kinder schenkte: Die Tochter Alexandrine und die Söhne Ludwig, Friedrich und Wilhelm. Die Familie lebte im biedereren Stil vermögender Bürgersleute im Karlsruher Palais, auch auf Schloß Favorite, im Neuen Schloß zu Baden oder auf Schloß Eberstein, wo Leopold einen Hang mit Burgunderreben aus Frankreich bepflanzen ließ, die einen Rotwein mit dem passenden Namen „Eberblut“ brachten. Auch künstlerische und, wie man heute sagt, denkmalpflegerische Interessen wurden geübt und dabei leisteten ihm nicht nur Frommel, den er von der Italienreise her kannte, fachmännische Hilfe, sondern auch der katholische Pfarrer von Kuppenheim. Er hieß Joseph Herr und war nicht nur gleich Leopold ein Kunstsammler, sondern auch – sein Halbbruder. Denn Joseph Herr war ein natürlicher Sohn Karl Friedrichs. Auch weiterhin ging Leopold auf kleine Reisen, befaßte sich mit dem Ankauf von Bildern, präsierte dem von ihm mitbegründeten Badischen Kunstverein und setzte so das Familienidyll fort, von dem die Gemälde der Marie Ellenrieder, des Franz Xaver Winterhalter und des

Johann Grund einen guten Begriff geben und damals das Volk in Baden entzückten.

Als Großherzog Ludwig am 30. März 1830 starb, endete die Ära, die vom Gegensatz zwischen der großherzoglichen Regierung und der von der Verfassung verbürgten Volksvertretung gekennzeichnet war. Es waren Jahre der Restauration im Sinne Metternichs und der Karlsbader Beschlüsse, und nach einer Landtagsauflösung brachten die von der Regierung massiv beeinflussten Wahlen nur noch eine schwächliche Opposition in die Stände. So regierte denn Ludwig trotz aller Verdienste um die Ordnung der Finanzen und die Neuorganisation der Kirchen ausgesprochen autoritär, und nicht zu Unrecht nannten ihn seine Untertanen kurz und bündig: „der Herr“.

Umso größer war die Freude im Lande als Großherzog Leopold, der erste Hochberger, den Thron bestieg. Bei der Landbereisung im Mai und im Juni 1830, die sie unternahmen, wurden Leopold und Sophie mit Jubel begrüßt. Überall waren Triumphpforten errichtet, Girlanden ausgespannt, die Häuser mit Fahnen, Transparenten und Blumen geschmückt. Mit Gedichten von biedermeierlicher Treuherzigkeit begrüßten Ehrenjungfrauen das Hohe Paar, das von den Ratsmitgliedern begrüßt wurde. Bürgerwehren gaben ihm beim Ein- und Auszug das Geleit, und unter den Bürgerwehrmännern befand sich mancher, der kaum ahnte, daß er 19 Jahre später abermals mit-, aber dieses Mal gegen den Großherzog marschieren werde.

Am guten Willen und an den fortschrittlichen Anschauungen des neuen Landesherrn zweifelte niemand. Schon bei den ersten Begegnungen empfand man seine bürgerfreundliche Einstellung, und allerlei Anekdoten kündeten von seiner Milde, seiner gemütlichen Güte. Ja, unter dem Eindruck der französischen Juli-Revolution bejubelten ihn das Volk und die Abgeordneten als badischen „Bürgerkönig“, da er nach der Entlassung der reaktionären Minister von Berstett und von



Großherzog Leopold und seine Familie, Lithographie nach einem Aquarell von J. Grund 1838
Neben seiner Gemahlin Sophie im Zentrum der Komposition sind von links nach rechts dargestellt:
Prinz Friedrich, Erbgroßherzog Ludwig, Prinzessin Alexandrine und Prinz Wilhelm, zu Füßen der Großher-
zogin: Prinz Carl und Prinzessin Marie. Im Hintergrund das Porträt Carl Friedrichs

Berckheim mit seiner Gemahlin und der Schar blühender Kinder im Karlsruher Ständehaus erschien, um den „Großen Landtag“ des Jahres 1831 zu eröffnen.

Das zielbewußte Wirken des neugewählten Parlaments lenkte wieder die Blicke ganz Deutschlands auf Baden. Ein freisinniges Gemeindegesetz wurde erlassen, ein Zehntablösungsgesetz beschlossen, ein neues Strafgesetz nebst einer Strafprozeß- und Gerichtsordnung eingeführt. Forst- und Postwesen wurden neugeordnet, das Schulwesen vielfach umgestaltet und neue Unterrichts- und Ausbildungsanstalten, etwa das Karlsruher Lehrerseminar, geschaffen. Mochten diesen Gesetzen auch lange und mitunter hitzige Debatten, immer wieder neue Motionen und Petitionen vorausgegangen sein – insgesamt bestätigten sie eine gute Kooperation zwischen Landesherr, Regierung und Volksvertretung, die Ernst von Coburg-Sachsen-Gotha, Leopolds späterer Schwiegersohn, einmal in die Worte fassen sollte:

„(Der Großherzog von Baden) war eigentlich der erste deutsche Fürst, der das ständisch-constitutionelle Regierungswesen ohne Hintergedanken, ohne Umschweife und vor allem mit wirklicher innerer Befriedigung angenommen hat.“

Daß dieses Lob auch ein gut Teil politischer Naivität beinhaltet, sollte sich zeigen, als unter dem Druck der liberalen Kammerabgeordneten 1831 ein „Preßgesetz“ erlassen wurde, das in Baden die Zensur so gut wie völlig beseitigte, aber auch den Weg freigab für in- und ausländische Blätter, die keineswegs liberal und tolerant ihre Meinung vertraten, sondern politische Meinungen Andersdenkender verhöhnten und verspotteten, und ihre politischen Gegner auch persönlich verunglimpften und verleumdeten. Nicht der konstitutionelle Liberalismus, der Radikalismus, wenn nicht gar Nihilismus war für sie der wahre Ausdruck der Volksmeinung.

Es folgte, was kommen mußte. Der Bundestag verlangte die Aufhebung des badischen

„Preßgesetzes“, darüber hinaus, die Auflösung verdächtiger politischer Vereinigungen, die strengere Überwachung der Hochschulen und schließlich die Entlassung der wortgewaltigsten Vertreter und Befürworter einer freien Meinungsäußerung, der Freiburger Professoren Welcker und Rotteck. Großherzog Leopold aber mußte sich vom Staatskanzler Metternich den Vorwurf gefallen lassen:

„Königliche Hoheit, das Großherzogtum Baden ist die Unruhe in meiner Uhr!“

Abgesehen davon, daß Metternichs Vergleich erbärmlich hinkte, und ein diplomatisch geschickter und schlagfertiger Leopold hätte antworten können, daß eine Uhr ohne Unruhe überhaupt nicht geht – der Rückzieher war fällig. Ein Sturm der Entrüstung ging durch das Land, aber er richtete sich nicht gegen Metternich und dessen reaktionäre Politik, sondern gegen den Großherzog, der mit dem Nachgeben seiner Regierung zeigte, daß es dem feingebildeten zartsinnigen Musenfreund auf dem Thron an Widerstandskraft, an Selbstbehauptung, an Entschlußkraft, kurz gesagt, am Gespür für die Macht fehlte. Daß er, je schwieriger die politischen Situationen waren, immer wieder den Einflüssen seiner konservativen Hofgesellschaft, auch denen seines Bruders Wilhelm und seiner resoluten Gemahlin Sophie erlag, weshalb er immer häufiger in seine Liebhabereien flüchtete, oder auf Reisen, oft mit seinen beiden ältesten Söhnen Ludwig und Friedrich, den Regentenpflichten den Rücken kehrte.

Dennoch brachten die Regierungsjahre von 1830 bis 1840 dem Großherzogtum Baden beachtliche wirtschaftliche und kulturelle Fortschritte und Erfolge. 1835 schloß sich das Land, wenn auch zunächst etwas zögernd, dem Deutschen Zollverein an. Drei für die damalige Zeit ungewöhnlich große Fabriken entstanden kurz danach: eine Spinnerei und Weberei in Ettlingen, eine Maschinenfabrik in Karlsruhe, eine Zuckerfabrik in Waghäusel. 1838 beschloß ein außerordentlicher

Landtag den Bau einer Eisenbahn auf Staatskosten: ein Verkehrsmittel, über das sich Leopold schon drei Jahre zuvor in Nürnberg informiert hatte, und dessen Probefahrten auf der Teilstrecke Mannheim-Heidelberg im September 1840 er mit seinen Buben „in Höchstgelegener Person anwohnte“. Inzwischen dampften Fahrgast- und Schlepsschiffe auf dem begrügten Rhein und ankerten in der Ufergemeinde Schröck, die sich bald „Leopoldshafen“ nennen durfte, rechtzeitig genug, daß man dort einen neuen Dampfer auf den Namen „Großherzog Leopold von Baden“ taufen konnte.

Vor allem aber förderte der Großherzog als Freund der Musen und als Mäzen die Künste und Künstler, stiftete die heutige Karlsruher Kunsthalle und kümmerte sich um die Pflege historischer Denkmäler und Bauten im Lande.

Zum schmerzhaftesten Bruch zwischen dem Fürsten und den Ständen kam es, als der bisherige badische Bundesgesandte Karl Landolin Freiherr von Blittersdorf zum Minister berufen wurde.

Mit kleinlich bürokratischen und reaktionären Schikanen, vor allem mit der Verweigerung des Urlaubs für Beamte, die zu Abgeordneten gewählt worden waren, versuchte Blittersdorf die Opposition in der Zweiten Kammer zu brechen. Doch gerade mit derlei Maßnahmen spaltete er die liberale Fraktion in einen gemäßigten und in einen radikalen Flügel und ebnete damit den republikanischen Revoluzzern den Weg.

Wieder entlud sich der Zorn auf den gutmütigen, schwachen und hilflos wirkenden Großherzog, und Leopold wurde nun erst recht das Ziel neuer, noch heftigerer Angriffe und – was noch schlimmer war – gemeiner Verdächtigungen. Auch die Ablösung Blittersdorfs, die Berufung gemäßigter liberaler Minister und die Einsetzung des Staatsrats Johann Baptist Bekk brachte dem bedrängten und persönlich verletzten Landesherrn keine Erleichterung. Nicht einmal die Armee, sonst

die letzte Stütze gefährdeter Throne, hegte sonderliche Sympathien für einen Oberbefehlshaber, der selten in Uniform erschien, ungerne zu Pferd stieg und in zunehmender Körperfülle „schlechte Figur“ machte. Immer seltener zeigte er sich bei den mit den Verhältnissen in der Armee unzufriedenen Soldaten, sondern überließ sie einem öden Gamaschendienst unter dem Stock der Korporale und der Fuchtel der Offiziere.

Trotzdem war dieser gute – eher zu gute – Fürst zu bedauern, auf den nun Blätter feindlicher Couleur wie die von Karl Marx edierten „Deutsch-Französischen Jahrbücher“ immer neuen und widerlichen publizistischen Unrat auskippten, nach dem Motto „Etwas bleibt immer hängen“. Schrieb doch ein Literat immer wieder von Ansprüchen des rätselhaften Findlings Kaspar Hauser auf den badischen Thron, und der Publizist Karl Ludwig Bernays zweifelte laut an der „Abkunft des legitimsten aller Großherzöge“, kolportierte Klatsch und Tratsch der Gasse, besser gesagt, der Gosse, über Amouren der Großherzogin Sophie und beschloß diese Skandalgeschichten mit dem höhnischen Resum'ee:

„Während des ganzen Verlaufs der ganzen Tragödie verliert das Staatsoberhaupt keinen Augenblick seine Würde; der in Leopolden verkörperte Staat trinkt ruhig seinen Champagner weiter. . .“

Ebensolche Hintertreppen-Stories schrieb der „Historiker“ Eduard von Vehse, der in jedem Lexikon mit den Attributen „unkritisch und skandalsüchtig“ belegt wird, über Leopold – und dieser Rufmord wirkt nach bis in unsere Zeit. So wußten die beiden Autoren des Fernsehfilms „Badische Revolte 1848“ nichts Besseres, als den badischen Großherzog als rotweinsaufenden Tyrannen auf den Bildschirm zu bringen.

Selbst Leopolds loyaler Schwiegersohn Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha deutete die Kabalen und das Geschwätz am Karlsruher Hof mit einer vorsichtigen Bemerkung an, die sich

auf seine Vermählung mit der Prinzessin Alexandrine im Mai 1842 bezog:

„Mein Brautstand dauerte nur ungewöhnlich kurze Zeit. Hierzu trugen die Verhältnisse in der badischen Familie bei. Ganz unwillkürlich und lediglich durch das Vertrauen, welches mir von einem großen Teil der in Karlsruhe lebenden Verwandten entgegengebracht wurde, war mir der Wunsch nahegelegt worden, meine Braut bald in den sicheren Hafen zu geleiten.“

Doch genug der Skandale und Gerüchte! Die letzten Jahre der Regierung wandelten sich für den Bürgerfreund Leopold von Baden, auch so vom milden Frühling des gemäßigten Liberalismus in einen eisigen Vormärz mit Unglücksfällen und Katastrophen. 1846 suchte eine Mißernte das Land heim; im Februar 1847 vernichtete ein furchtbarer Großbrand das Karlsruher Hoftheater und forderte 64 Menschenleben. Düster begann auch das Jahr 1848.

Im Februar kündigte die Firma Rothschild dem Karlsruher Bankhaus S. v. Haber einen Millionenkredit, machte es zahlungsunfähig, und auch die drei großen kapitalintensiven Fabriken des Großherzogtums standen damit vor dem Ruin. Glücklicherweise trat Karl Mathy in der Zweiten Kammer für ihre Subventionierung ein, indem er seinen Kollegen die geradezu klassischen Worte zurief:

„Die Industrie ist keine undankbare Tochter, sie vergilt die Pflege, die man ihr angedeihen läßt.“

Kaum hatte Großherzog Leopold dem Parlament seinen Dank für diese Sicherungsmaßnahmen ausgesprochen – da traf in Karlsruhe die Nachricht ein, in Frankreich sei wieder eine, die Februar-Revolution, ausgebrochen und habe den Bürgerkönig Louis Philippe vom Thron gestürzt. Nun spaltete sich in der Zweiten badischen Kammer die Opposition endgültig in zwei Lager: in die gemäßigten Liberalen mit Männern wie Bassermann und in die Radikalen mit Friedrich Hecker, die Baden zur Keimzelle einer deut-

schen Republik machen wollten. Der Putsch dieses Romantikers der Revolution gegen die Regierung des Romantikers auf dem großherzoglichen Thron mißlang im Frühjahr 1848, ebenso der Putsch des ideologischen Fanatikers Gustav Struve im Spätherbst dieses Jahres.

Nach allerlei politischen Fehlschlägen der demokratischen und von echten Idealen erfüllten Freiheitsmänner in der Frankfurter Paulskirche erschien den Radikalen nur noch der Weg des gewaltsamen Umsturzes möglich. Und wieder war es Baden mit seiner Nähe zur Eidgenossenschaft und seiner langen Grenzen zu Frankreich, wo jetzt der Sturm ausbrach. Und wieder überstürzten sich – ohne daß hier auf Einzelheiten eingegangen werden kann – die Ereignisse. Am 13. Mai 1849 gab eine Landestagung der „Volksvereine“ in Offenburg die Parole zur allgemeinen Erhebung aus, denn – so stand es in ihrem Beschluß – „die deutschen Fürsten hätten sich zur Unterdrückung der Freiheit verschworen“ – mithin auch der Großherzog von Baden.

Am gleichen Tag meuterte die Garnison in Rastatt, ebenso verbündeten sich die Truppen in Karlsruhe mit den anrückenden Freischarren. So schnell, daß sich Leopolds Sohn Friedrich nur durch einen Sprung aus dem Fenster der Kaserne des Leibregiments in Sicherheit bringen konnte. Großherzog Leopold geriet vollends in Panik und floh bei Nacht in letzter Minute und gedeckt von einem Häuflein Getreuer aus dem Schloß und aus seiner Residenz, in der gerade die Republik ausgerufen und eine „Provisorische Regierung des Freistaates Baden“ gebildet wurde.

Durch den nächtlichen Hardtwald führte der Fluchtweg zunächst an den Rhein. Der Großherzog soll dabei auf der Protze eines Geschützes gesessen sein, während, nach den Aufzeichnungen des Dichters Heinrich Vierordt, dessen Großvater, der Hofrat Wilhelm Schmidt, den Platz in der vorausfahrenden Kutsche einnahm, weil er seinem fürstlichen



Großherzog Leopold und Großherzogin Sophie

Zeichnung von M. Ellenrieder 1832

Gebietern ähnelte. Die Flucht führte weiter in die Pfalz, wo Leopold von dem kleinen Ort Berg aus die Bürger und Soldaten Badens in einem Aufruf beschwor, sich nicht länger von Verrätern verführen zu lassen, und ihnen zusicherte, bei einer Umkehr alles Geschehene zu vergessen und volle Amnestie zu erteilen. Es war in den Wind geredet, und Leopold erbat nach dem vergeblichen Versuch in Frankfurt Hilfe zu erlangen, bei dem ihm geistesverwandten Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. eine militärische Intervention der Preußen zur Niederwerfung des badischen Aufstandes.

Der König übertrug diese Aufgabe seinem Bruder Wilhelm, der sich damit den zweifelhaften Ruf des „Kartätschenprinzen“ erwarb. Zwei preußische Korps unter seinem Oberbefehl und Reichstruppen unter Gene-

ral Peucker rückten in der Pfalz und in Baden ein, und mit der Kapitulation von Rastatt endete der badische Aufstand, den viele Freiheitsmänner ehrlicher Überzeugung mit dem Tod oder langer Kerkerhaft bezahlten, während sich die Berufs-Revolutionäre im Ausland in Sicherheit brachten.

Als Leopold nach der Niederwerfung des Aufstandes am 18. August 1849 wieder in seine Residenz zurückkehren konnte, erkannten die Karlsruher in ihm einen enttäuschten, verbitterten Mann, einen fast Sechzigjährigen, der in nichts mehr dem Bürgerfreund von 1830 glich. Noch drei Lebensjahre waren diesem tragischen Fürsten aus badischem Haus beschieden. Sie waren bis zu seinem Tod am 24. April 1852 verdüstert von eigener und zunehmender Erkrankung und von der Erkenntnis, daß sein ältester Sohn an

einer Gemütskrankheit leide, die ihn wahrscheinlich regierungsunfähig machen werde. Um so bewundernswerter bleibt, daß Leopold, der mehr als andere Fürsten unter der Revolution gelitten, sich auf dem Fürstenkongreß in Berlin im Mai 1850 „immer noch dem Gedanken der deutschen Einigung mit ganzer Seele hingab.“

Dieses Lob seines Schwiegersohns, des Herzogs von Coburg, könnte sehr wohl das Lebensbild Leopolds mit dem Schlußfurnis

überziehen. Trotzdem soll, wie beim Beginn dieser Ausführungen, noch einmal Heinrich Heine zitiert werden – mit einem Gedicht, das zwar dem Romantiker auf dem preußischen Thron gewidmet ist, das aber auch als Abgesang auf das tragische Fürstenleben Leopolds von Baden gelten darf. „Ich habe ein Faible für diesen König / Ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig / Ein vornehmer Geist, hat viel Talent / Auch ich – ich wär ein schlechter Regent.“

Jung-Stilling – zwar kein Badener von Geburt, doch zum Karlsruher geworden

Zu einer Ausstellung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe aus Anlaß seines 250. Geburtstages

Gerhard Schwinge, Karlsruhe

Menschenleben sind verbunden mit geographischen Lebensräumen: Geburtsort und Heimat, Lebensstationen, Sterbe- und Bestattungsort. Oft sind es die Geburtsorte und Heimatländer bedeutender Persönlichkeiten, welche die Erinnerung an die großen Söhne oder Töchter ihrer Region wachhalten, mehr als Wirkungs- und Sterbeorte. So scheint es auch bei Johann Heinrich Jung genannt Stilling zu sein, geboren vor 250 Jahren am 12. September 1740 als einziges Kind eines Dorfschulmeisters und Flickschneiders in Grund bei Hilchenbach im Siegerland, gestorben am 2. April 1817 als Großherzoglich-badischer Geheimer Hofrat in Karlsruhe.

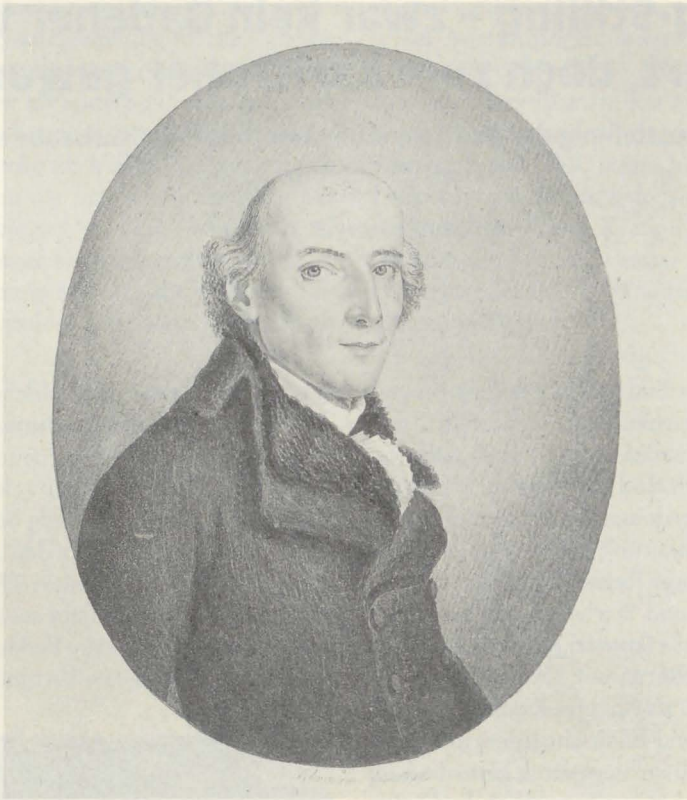
Lebensstationen und Ausstellungsorte

Gibt es in Siegen und im Siegerland ein Krankenhaus und zwei Gymnasien, die nach Jung-Stilling benannt sind, von Straßen ganz abgesehen, eine Jung-Stilling-Gesellschaft und viele „Stillingsfreunde“, sind es im Raum Karlsruhe gerade eine kleine Straße in Durlach und ein Gemeindesaal in Mühlburg, übrigens ohne daß der Namensgeber mit diesen Stadtteilen irgendwie verbunden gewesen wäre. Und 1968 verschenkte die Stadt Karlsruhe sogar das 150 Jahre alte Grabkreuz der Eheleute Jung, das nach der Aufhebung des ersten Stadtfriedhofs an der ehemaligen Durlacher-Tor-Straße und heutigen Kapellenstraße an der Außenwand der stehengebliebenen Friedhofskapelle aufgestellt worden

war, an die Heimatstadt Hilchenbach, wo es jetzt seinen Platz im Stadtmuseum erhalten hat, während auf dem neuen Karlsruher Friedhof immerhin ein klassizistisches Grabmal an einer großzügig bepflanzten, repräsentativen Alleecke an den „Professor Dr. med. Geh. Hofrat“ erinnert. (Abb. 1) Doch jetzt, im Gedenkjahr aus Anlaß des 250. Geburtstages, war es die Badische Landesbibliothek Karlsruhe, in Verbindung mit dem



Jung-Stilling-Grabmal auf dem Karlsruher Stadtfriedhof



Jung-Stilling 1798

badischen Generallandesarchiv, welche eine große Ausstellung über den zum Karlsruher gewordenen Jung-Stilling veranstaltete, erfreulicherweise jedoch in Zusammenarbeit mit dem Siegerlandmuseum der Stadt Siegen, in dem die Exponate im Anschluß an die Karlsruher Präsentation (12. Juni bis 15. August) gezeigt wurden (26. August bis 7. Oktober). Mit Marburg, wo die Ausstellung in der Universitätsbibliothek ebenfalls zu sehen war (27. Oktober bis 25. November), schließt sich sinnvoller Weise auch noch der Hauptwirkungsort des Geehrten an.

In der hessischen Universitätsstadt nämlich war Jung siebzehn Jahre Professor der Staatswirtschaft (1787–1803), vorher schon Profes-

sor für Kameralwissenschaften an der kurpfälzischen „Cameral Hohen Schule zu Lautern“ (Kaiserslautern, 1778–1784) und nach deren Vereinigung mit der Universität Heidelberg in der Neckarstadt (1784–1787), in die er noch einmal für drei Jahre zurückkehrte (1803–1806), bevor er seine letzten elf Lebensjahre in Karlsruhe verbrachte. Seine Siegerländer Heimat hatte der bereits 22-Jährige verlassen, dann acht Jahre im Bergischen Land gearbeitet (1762–1770), anschließend zwei Jahre in Straßburg Medizin studiert und sechs Jahre als Arzt in Elberfeld praktiziert (1772–1778). – Der Ausstellungsorte könnten also auch noch mehr sein als Karlsruhe, Siegen und Marburg.

„Multitalent“ zwischen Aufklärung und Erweckung – dargestellt durch das Zusammenwirken vieler


Wer war nun dieser Jung-Stilling? Die Ausstellung versuchte, die Vielfalt seiner Berufe und Berufungen, die Mannigfaltigkeit seines Lebenswerkes in der Zeit der Spätaufklärung und der Goethes, in der Epoche der napoleonischen Herrschaft und der aufkommenden Erweckung darzustellen. Das wurde schon an ihrem Titel deutlich: Jung-Stilling – Arzt, Kameralist, Schriftsteller zwischen Aufklärung und Erweckung. Das Gleiche signalisierte die Gestaltung von Ausstellungsplakat, Einladungskarte und Katalogumschlag (vgl. Bad. Heimat 1989, Heft 2): Vier Bildnisse Jung-Stillings aus gleich viel verschiedenen biographischen, geographischen und wirkungsgeschichtlichen Räumen: der praktische Arzt 1774 in Elberfeld, der Staatswirtschaftsprofessor 1789 in Marburg, der reisende Augenarzt und Staroperateur 1801 in Zürich und der religiöse Schriftsteller 1810 in Karlsruhe. Es mag sein, daß Jung-Stilling überwiegend als Erbauungsschriftsteller und „Patriarch der Erweckung“ bekannt geworden und geblieben ist – und durch „Dichtung und Wahrheit“ als Jugendfreund Goethes aus der gemeinsamen Straßburger Studienzeit. Wer ihn jedoch allein für die Geschichte von Erbauung und Erweckung reklamiert, und außerdem nur noch für die Literaturgeschichte, beschneidet seine Relevanz durch die Vernachlässigung seiner Stellung in der Medizin- und in der Ökonomiegeschichte. Von daher ergab es sich a priori, daß die Ausstellung und der von Anfang an geplante Aufsatz- und Katalogband nicht Ergebnisse der Bemühung eines einzelnen oder einer einzigen Institution sein konnten. In geglückter, vertrauensvoller Kooperation wirkten deshalb eine Bibliothek, ein Museum und ein Archiv zusammen – drei kulturelle Institute, deren Funktion es ist, Geschichts- und Kulturgüter zu sammeln, zu erschließen und

durch Präsentation für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen, bei gegebenem Anlaß und aufgrund von erneuertem Interesse. Wie Jung-Stilling eine Mehrzahl von Tätigkeiten ausgeübt hat, so trugen neun Mitarbeiter zum Ganzen bei: ein Ophthalmologe (Dr. G. Berneud-Kötz, Wuppertal), ein Literaturwissenschaftler (Prof. Dr. W. Lauterwasser, Karlsruhe), ein Wirtschaftswissenschaftler (Prof. Dr. W. Lück, Marburg), ein Sozialgeschichtlicher (Dr. J. H. Schawacht, Siegen), zwei Historiker (Prof. Dr. H. Schwarzmaier, Karlsruhe, und Dr. R. Siegert, Rheinfelden) und drei Theologen (Dr. O. W. Hahn, Karlsruhe, Dr. R. Vinke, Mainz, und G. Schwinge, Karlsruhe). Und wie schließlich die Lebensstationen Jung-Stillings und die Orte seiner Nachlaßbesitzer und seiner Freunde zahlreich sind, so die Leihgeber: 22 öffentliche Einrichtungen von Basel und Zürich bis Münster, von Bonn und Wuppertal bis Weimar; außerdem fünf private Besitzer. Auf diese Weise kamen 153 Exponate zusammen (es hätten leicht sehr viel mehr sein können, doch aus Kapazitätsgründen war eine Grenze zu ziehen): zahlreiche Autographen, die noch nicht in der Öffentlichkeit zu sehen waren; Bildnisse und Ansichten, darunter Originale, die selbst Jung-Stilling-Experten bisher unbekannt waren; eine große Zahl Erstausgaben und einige zeitgenössische medizinische Instrumente aus Jung-Stillings Nachlaß; ergänzt durch Reproduktionen in den Vitrinen und an den Wänden. Sie alle sollten einen Zugang zu dieser in ihrer Vielseitigkeit schwer zugänglichen und vielfach vergessenen Persönlichkeit eröffnen.

Fast besser noch als die Ausstellung vermittelt der Katalogband ein Bild Jung-Stillings (276 Seiten, 34 Abbildungen, zum Teil farbig, 18 DM). Er dokumentiert nämlich nicht nur die Ausstellung vollständig und mit eingehenden Exponatbeschreibungen, sondern bietet vor allem auch – neben einer ausführlichen Zeittafel und einer Familientafel – acht wissenschaftliche Aufsätze: über den Augen-

6
Erfurtinger Post d. 17. July 1803.

Hoffentlich mein lieber Herr Hof-
rath Herr von Baden Besu im wenigen
Tage großmüthig können zu lassen, und
auch was ich ist, nicht zu lassen daß die
selbst am Ende der Sommer die Hoffen und Hoff
sich im Land nehmen werden. Was ich mich
nicht das Hoff abzugeben, ist möglich daß
die Hoffen der Hoffen, daß ich ein Hoffen
an zu nehmen, daß die Hoffen zu den Hoff
wird? für Hoffen besten Nutzen zu den Hoff
sobald die Hoffen, werden zu geben.
Die Hoffen will zu Hoffen Hoffen, und
meinem Hoffen Hoffen Hoffen geben!
Hoffen Hoffen Hoffen Hoffen.
Carl Friedrich Hoffen Hoffen Hoffen.



Autograph Karl Friedrichs von Baden Brief vom 1.7. 1803 an Jung-Stilling
(Original: Universitätsbibliothek Basel)

arzt und Staroperateur, über den Ökonomen und über den Erzähler Jung-Stilling, über seine Auseinandersetzung mit der Aufklärung und über sein Verhältnis zu Goethe, über sein Leben am Karlsruher Hof und über seinen Weg zur Erweckung.

Die Ausstellungsabteilungen

Unter den sechs Abteilungen der Ausstellung wurden drei biographischen je eine zum Werk zugeordnet. So folgte auf die erste Abteilung A, welche die gesamte erste Lebenshälfte zum Gegenstand hatte, die Darstellung

des erzählenden und belehrenden Schriftstellers, der gegen Ende dieser 38 Jahre seinen ersten literarischen Ruhm durch die Erzählung seiner Jugend, seiner Jünglingsjahre und seiner Wanderschaft errang. Die 25 Lebensjahre Jung-Stillings als Professor in Kaiserslautern, Heidelberg und Marburg erschloß die dritte Abteilung C dem Betrachter. Entsprechend hatte die Abteilung D den Ökonomen zum Thema, aber auch den Augenarzt und Staroperateur, der vor dieser Zeit seine ersten Erfolge (und Mißerfolge) erlebte, dann von den Augenkuren abließ, in Marburg sie jedoch nicht nur wieder aufnahm, sondern

erheblich vermehrte, vor allem auf den häufigen Patientenreisen in den letzten fünf Marburger Jahren. Die größte Abteilung (E) war, wie konnte es bei einer zunächst Karlsruher Ausstellung anders sein, dem Jung-Stilling im Alter in Baden und als geistlicher Berater des Fürstenhauses gewidmet. Den Abschluß bildete Jung-Stillings Wirksamkeit als religiöser Schriftsteller und Briefpartner von hoch und niedrig.

A. Kindheit und Jugend im Siegerland und im Bergischen Land, Studium in Straßburg und Arztstätigkeit in Elberfeld, 1740–1778

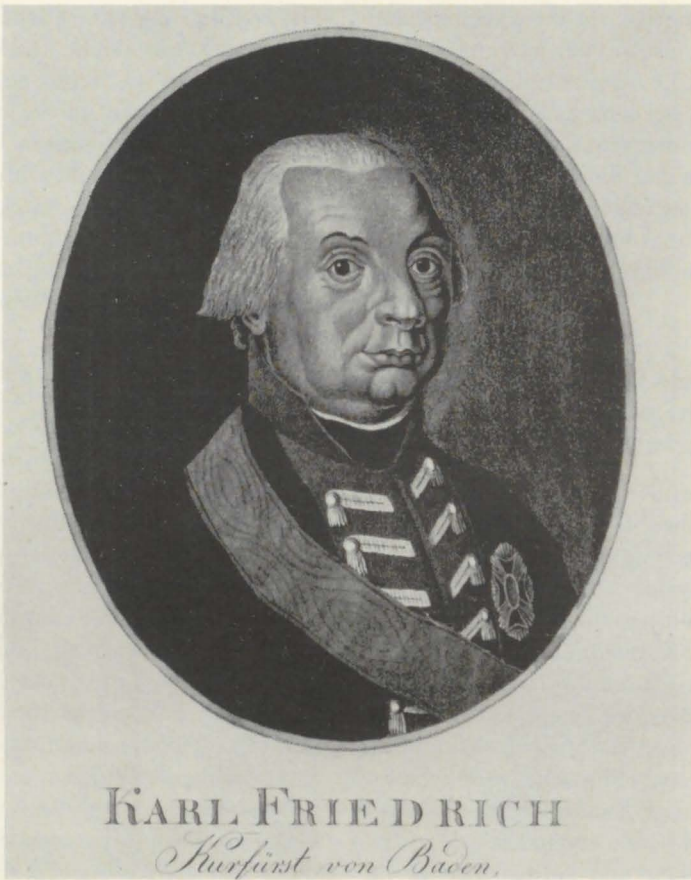
Der kleine Heinrich ist in einem reformierten, pietistischen Umfeld groß geworden. Der Großvater mütterlicherseits war Prediger, der Großvater väterlicherseits (A 3), die zentrale Gestalt der Kindheitsjahre, war ein lebenskluger Kohlenbrenner und gottesfürchtiger Kirchenältester zugleich. Die Mutter starb, als der Knabe gut einhalb Jahre alt war. Der Vater, durch Klumpfüsse körperlich benachteiligt und vom Schicksal durch den frühen Tod seiner Frau gebeutelt (vgl. A 4), wollte sein einziges Kind in strenger Frömmigkeit und einsiedlerischer Zurückgezogenheit erziehen und verbat ihm das Zusammensein mit gleichaltrigen Spielgefährten, so daß schon der Grundschüler sich ganz dem Lesen dicker Bücher mit erbaulichen Lebensbeschreibungen, wie Gottfried Arnolds „Leben der Altväter“ (A 5), und dem Lesen der Bibel hingab und sich mit Gerhard Tersteegens Schriften (A 7) beschäftigte. Der bald lebendig werdende Wunsch, Pastor zu werden (A 6), ließ sich für den Mittellosen nicht verwirklichen. Vielmehr übte Johann Heinrich Jung nach einigen Jahren Lateinschule vom 15. bis zum 23. Lebensjahr viele Tätigkeiten aus, in denen er jedoch immer wieder scheiterte oder keine Befriedigung fand; er wurde Dorfschullehrer und Flickschneider und Knopfnäher wie sein Vater, Gehilfe in der Landwirtschaft und in der

Landvermessung, schließlich Hauslehrer und kaufmännischer Gehilfe und konnte sich bei dieser Tätigkeit im Dienste eines wohlhabenden Fabrikanten in sieben Jahren vielseitig ausbilden und unterweisen lassen. So vermochte er mit 30 Jahren, geldlich unterstützt durch seinen Schwiegervater, ein Medizinstudium in Straßburg aufzunehmen (A 8 und 9), das er bereits nach eineinhalb Jahren mit dem Einreichen seiner Dissertation (A 13) abschloß. In Straßburg begegnete er dem Jurastudenten Goethe (A 10), und die beiden kamen sich als Studienfreunde nahe (A 11)¹); auch lernte er im Winter 1770/71 dort Herder kennen (A 12). Die Berührung mit dem freieren Geist seiner Kommilitonen und mit jungen Dichtern des beginnenden Sturm und Drang hat den schon älteren, empfindsamen, tief religiösen „Stilling“ (wie er sich nach den Stillen im Lande von Psalm 35, Vers 20 nannte) mehr verunsichert als fasziniert.²)

Im Mai 1772 eröffnete der junge Arzt mit seiner Frau in Elberfeld eine Praxis (A 14, 15 und 18). Obwohl bald erfolgreich als Augenarzt und Augenchirurg wirkend, erfuhr er hier nach anfänglicher Anerkennung aus vielerlei Gründen bald Mißgunst und Mißtrauen durch ärztliche Kollegen (A 19) und durch die wohlhabenden pietistischen Kaufmannsfamilien. Geringes Einkommen aus der Praxis, Schuldenlast, dazu die Krankheit seiner Frau, die ihm gleichwohl zwei gesunde Kinder schenkte, belasteten ihn schwer. Schriftstellerische Erfolge (vgl. B 1–6), vermittelt durch Goethe und durch Friedrich Heinrich Jacobi (A 16; vgl. B 1) sowie die beginnende Freundschaft mit dem Züricher Theologen Lavater (A 17) schufen einen gewissen Ausgleich.

B. Erzählender und belehrender Schriftsteller

In dieser Abteilung wurden nicht nur die wichtigsten erzählerischen Werke Jung-Stillings aus den Jahren 1773–1778 präsentiert, darunter hervorragend die drei ersten Teile



Karl Friedrich, Kurfürst von Baden, 1804

seiner berühmten Lebensgeschichte (B 4–6), sondern ebenso die vier religiösen Romane der Jahre 1779–1785 (B 7–10).³) Von besonderem Interesse ist der letzte, 1784/85 erschienene Roman „Theobald oder die Schwärmer“.⁴) In ihm nämlich verbinden sich autobiographische Elemente mit einer eingehenden Schilderung der religiösen Strömungen pietistischer, sektiererisch-separatistischer Gruppen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im rheinisch-bergisch-siegenerländischen Raum. Jung-Stilling distanziert sich von diesem Schwärmertum, das auch für ihn zu einer Versuchung geworden war, und

tritt für eine „Mittelstraße“ zwischen Freigeisterei und Unglauben auf der einen und Schwärmerei auf der anderen Seite ein; die rechte Mitte, die als „fromme Aufklärung“ bezeichnet wurde, ist geprägt von tätiger Gottes- und Menschenliebe im Dienst an der Welt- und Menschenverbesserung.⁵)

Mit der in den Jahren 1781–84 von Jung herausgebrachten volksaufklärerischen Zeitschrift „Der Volkslehrer“ (B 11) und mit einem zeitkritisch-philosophischen Beitrag von 1781 (B 12) sollte gezeigt werden, daß Jung sehr früh schon als „belehrender“ Schriftsteller an die Öffentlichkeit trat, auch

(Kaiserslautern), deren korrespondierendes Mitglied er geworden war, sein Interesse und sein Wissen im Blick auf ökonomische Fragen bekundet (vgl. D 1). So war es erklärlich und angesichts der in Elberfeld immer drängender gewordenen Probleme für Jung-Stilling eine befreiende Fügung Gottes, als er im Herbst 1778 auf Veranlassung des Direktors Friedrich Casimir Medicus (C 3) eine Berufung auf die Cameral Hohe Schule in Kaiserslautern (C 2) erhielt. Weil diese später mit der Universität Heidelberg vereinigt und als Staatswirtschafts Hohe Schule der Philosophischen Fakultät inkorporiert wurde, kam Jung-Stilling 1784 als Professor in die rechtsrheinische Universitätsstadt (C 5–11). Hier wurde er durch Kurfürst Karl Theodor zum Kurpfälzischen Hofrat ernannt (C 6), hielt beim Universitätsjubiläum 1786 eine der Festreden (C 10) und bekam den philosophischen Dokortitel verliehen. Im Februar 1787 berief Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel Jung-Stilling mit einem höheren Gehalt als Professor der Ökonomie-, Finanz- und Kameralwissenschaften an die Universität in Marburg (C 12–30, vgl. C 11), wo er sechzehn Jahre lang als Ökonomieprofessor wirken sollte (C 12–14, 17–18).⁷⁾ Hier heiratete er 1792 zum dritten Mal, nachdem auch seine zweite Frau gestorben war (C 15; die erste Frau war schon 1781 in Kaiserslautern gestorben, vgl. C 4). Hier erlebte und verarbeitete er die Folgen der Französischen Revolution (C 19 und 20); hier besuchte ihn sein theologischer Freund Lavater (C 21 und C 22). Über sein alltägliches Leben in dieser Zeit informiert detailliert eins seiner vier erhaltenen geheimen Tagebücher, das von 1799 (C 23). Von hier aus unternahm er mehrere Reisen, so vor allem in die Schweiz 1801 und 1802, wobei er in Schaffhausen, in Zürich, in Basel und an anderen Orten starblinde Patienten operierte und die Verbindung zu geistlichen Freunden pflegte (C 25–29). Seit seinem Roman „Das Heimweh“ von 1794–96 und dem unerwartet großen Echo darauf war

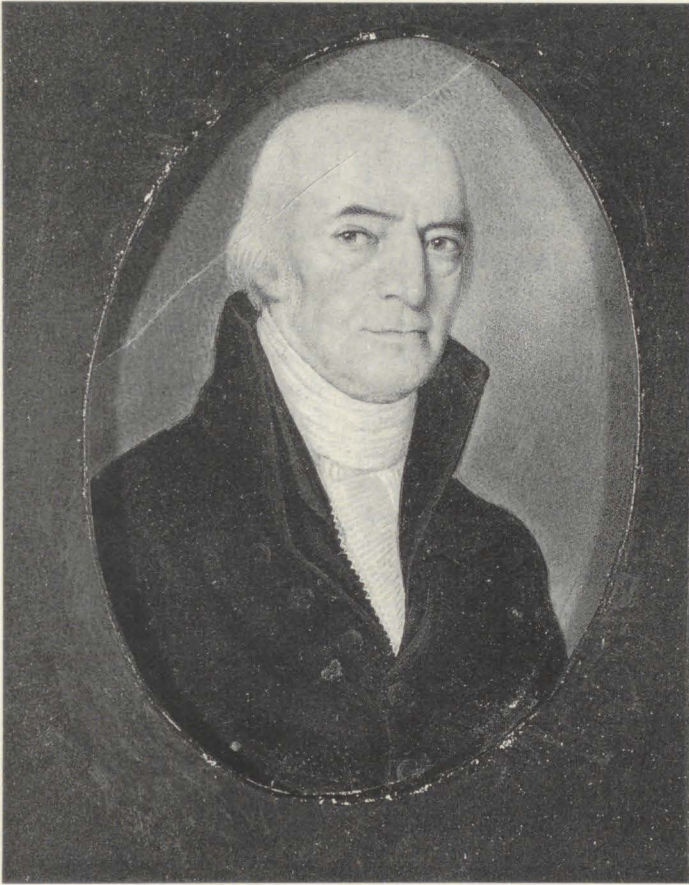
der Marburger Professor für Staatswissenschaften und gleichzeitige Augenarzt und Staroperateur nämlich zum religiösen Schriftsteller und stark gefragten Briefseelsorger geworden.⁸⁾ So sehnte er sich seit Beginn des neuen Jahrhunderts nach einer Möglichkeit, seinen nunmehr ungeliebten Professorenberuf aufgeben zu können (vgl. C 30).

D. Professor für Wirtschaftswissenschaften und Augenarzt

In dieser wiederum berufsbezogenen und wirkungsgeschichtlichen Abteilung wird zunächst der Ökonomieprofessor dargestellt (D 1–7; D 7 = Abb. 2: Jung-Stilling 1798).⁹⁾ Weil Jung-Stilling jedoch bis 1816, etwa bis neun Monate vor seinem Tod, Staroperationen durchführte, folgt erst an zweiter Stelle die Darstellung des Augenarztes (D 8–18)¹⁰⁾, obwohl die ersten Augenkuren bis in die Elberfelder Jahre zurückreichen (D 8 und 12–14). Als herausragende Exponate seien hier genannt: ein Staroperationsbesteck und ein Augenmodell mit Doppellupe aus Jung-Stillings Nachlaß (D 10 und 11) und der bewegende Bericht eines von Jung-Stilling operierten blinden Patienten (D 17).¹¹⁾ Die Exponate D 14–16 und 18 dokumentieren eigenhändige Krankenberichte Jung-Stillings, eine seiner Abrechnungen mit dem lutherischen Waisenhaus Marburg über Unterbringung und Beköstigung seiner Starpatienten, Jung-Stillings ophthalmologisches Lehrbuch von 1791 und zwei eigenhändige augenärztliche Rezepte. Die Abteilung schließt mit einem Aquarellporträt von 1801 (D 19) und einer Reproduktion des Siegels Jung-Stillings (D 20).

E. Jung-Stilling als geistlicher Berater des badischen Fürstenhauses, 1803–1817

Diese Abteilung über den Jung-Stilling im Alter in Baden ist mit 43 Exponaten, wie es in einer in Karlsruhe erarbeiteten Ausstellung



Jung-Stilling im Alter

(Original: Stadtarchiv Karlsruhe)

kaum anders sein konnte, die umfangreichste Abteilung, was aber auch deshalb gerechtfertigt erscheint, weil bisher über die letzten Lebensjahre Jung-Stillings am wenigsten geforscht und publiziert worden ist.

Über das Entscheidungsjahr 1803 mit der letzten großen Lebenswende und dem letzten Berufswechsel Jung-Stillings, das dieser selber das wichtigste seines Lebens genannt hat, informiert uns wiederum eins seiner Tagebücher (E 1). Mitte dieses Jahres nämlich bot der damalige Kurfürst Karl Friedrich von Baden dem Marburger Professor, mit dem er seit dessen Heimweh-Roman in brieflichem und

seit dessen erster Schweiz-Reise in persönlichem Kontakt stand, an, in Baden ohne Amtspflichten, jedoch mit einem Ehrensalar versehen, durch religiöse Schriftstellerei und Briefseelsorge Religion und praktisches Christentum zu fördern (E 2–4; E 4 = Abb. 3: eigenhändiger Brief Karl Friedrichs an Jung-Stilling).¹²⁾

Für die ersten drei Jahre 1803–1806 zog Jung-Stilling mit seiner Familie in das ihm ja schon vertraute Heidelberg (E 5). Von hier aus unternahm er, nach einer ersten Reise im Frühjahr 1803, 1804 eine zweite bedeutsame Reise nach Sachsen und vor allem zum Hauptort

der Brüdergemeinde, nach Herrnhut (E 6 und 7), während er im Sommer den Kurfürsten (E 23 = Abb. 4: ein relativ unbekanntes Bildnis von 1804) zur Kur nach Baden-Baden zu begleiten pflegte (E 8). Dort begegnete er auch Johann Peter Hebel zum ersten Mal, zu dem er in seinen bald folgenden Karlsruher Jahren jedoch in keine persönliche Beziehung trat (E 9–11). Weil Jung-Stilling (vgl. E 14) in dieser bewegten Zeit (vgl. E 13) in Karl Friedrichs Augen aber zu viel reiste, dieser (vgl. E 12) ihn vielmehr häufiger in seiner Nähe sehen wollte, ließ ihn der 78jährige, inzwischen zum Großherzog aufgestiegene Fürst Ende 1806 zu sich nach Karlsruhe ins Schloß ziehen (E 15–17; E 15 = Abb. 5: ein sehr persönlicher Brief Jung-Stillings an seine zunächst in Heidelberg wohnen gebliebene Frau). In Karlsruhe, der von Weinbrenner neu gestalteten Metropole des nunmehrigen Großherzogtums (E 18 und 20), lebte Jung-Stilling einerseits ganz in der Nähe des greisen Großherzogs, andererseits zurückgezogen wie dieser, eigentlich nur in freundschaftlichem Kontakt mit Kirchenrat Ewald und dessen Frau (E 19) und im Kreise seiner zahlreichen Kinder und Enkel (E 21)¹³. Nachdem Karl Friedrich im Juni 1811 83jährig gestorben war (E 22 und 23), zog Jung-Stilling aus dem Schloß aus und mit seiner Familie in eine Mietwohnung in der Spitalstraße (heute Markgrafenstraße) (E 24 = Abb. 6: ein relativ unbekanntes Miniaturquarell Jung-Stillings im Alter).

In den letzten sechs Lebensjahren, in denen Jung-Stilling nur noch wenig Kontakt zur fürstlichen, am ehesten zur alten markgräflichen Familie (E 30) hatte, war er zwar Mitglied der Museums-Gesellschaft (E 26 und 27); intensiver aber waren die freundschaftlichen Beziehungen zu Max von Schenkendorf (E 36 und 37) und zu Varnhagen von Ense (E 38 und 39), den beiden nacheinander am badischen Hof weilenden preußischen Gesandten. Die Jahre 1814 und 1815 brachten schließlich noch einmal das eine und das an-

dere bedeutsame Ereignis für den 75jährigen Erbauungsschriftsteller: die Begegnung zwischen dem russischen Zaren sowie der Zarin und Jung-Stilling im Juli 1814 (E 28 und 29), die Stiftung der Heiligen Allianz im September 1815 (E 31) und Goethes Besuch in Karlsruhe Anfang Oktober 1815, der im Blick auf das Verhältnis der beiden alten Studienfreunde von einst recht unglücklich verlaufen sollte (E 32–35).¹⁴

Bald nach seinem 75. Geburtstag am 12. September und seiner Silberhochzeit am 19. November 1815 (vgl. E 37) machten sich bei Jung-Stilling und seiner Frau mehr und mehr die Gebrechen des Alters bemerkbar (E 40). Am 2. April 1817 starb Jung-Stilling in Karlsruhe, zehn Tage vor ihm seine Frau (E 41). Sie wurden auf dem alten Friedhof an der Karlsruher Durlacher-Tor-Straße (heute Kapellenstraße) begraben (E 42). Noch heute erinnert an sie auf dem neuen Karlsruher Stadtfriedhof ein Grabmal (E 43 = Abb. 1).

F. Religiöser Schriftsteller und Briefpartner von hoch und niedrig

Zum erwecklichen Erbauungsschriftsteller entwickelte sich Jung-Stilling mit seinem insgesamt fünfbändigen Roman „Das Heimweh“ von 1794–96 (F 1)¹⁵, dessen Motto lautet: Selig sind, die das Heimweh haben; denn sie sollen nach Haus kommen (F 2). Die große Zustimmung, die das Werk fand, veranlaßte den Verfasser, als eine daran anknüpfende Fortsetzung die periodische Volksschrift „Der graue Mann“ herauszugeben, die in 30 Heften von 1795 bis 1816 erschien (F 3).¹⁶ Weil viele Leser des Heimweh-Romans sich brieflich an den Autor wandten, entstand daraus eine ungewöhnlich weitgespannte Korrespondenz zwischen zahlreichen Lesern und dem „Patriarchen der Erweckung“, der unter der Last des Briefeschreibens oft seufzte – so zum Beispiel mit dem damaligen Markgrafen Karl Friedrich von Baden (vgl. E 2), mit dem Oberhaupt der deutschen Frei-

maurer Prinz Karl von Hessen-Kassel (F 4 und 5) oder mit Lavater (F 6 und 7), aber auch mit der Basler Christentumsgesellschaft (vgl. C 29) und der Herrnhuter Brüdergemeine (vgl. E 6 und 7).

Seit 1794 pflegte Jung-Stilling – auch ein Zeichen seiner Wende zur Erweckung – tägliche Bibelübungen niederzuschreiben, das heißt Übersetzungen und Kurzauslegungen von Bibelstellen (F 8–10).¹⁷ Ebenfalls seit dieser Zeit beschäftigte sich Jung-Stilling mit der Geisterwelt und brachte 1795 und 1801 zwei Bände „Scenen aus dem Geisterreiche“ (F 11) und 1808 sein umstrittenes Werk „Theorie der Geisterkunde“ (F 16) heraus.¹⁸ Obwohl dies letzte Werk in Basel verboten und in Württemberg konfisziert wurde, gab es auch zustimmende Reaktionen, so von drei geistlich-literarischen Brieffreunden Jung-Stillings: Pfeffer (F 17 und 18), Oberlin (F 20 und 21) und Baron de la Motte Fouqu'e (F 22 und 23). Mehr noch als die Geisterwelt jedoch beschäftigten und beunruhigten den betagten Jung-Stilling die „Zeichen der Zeit“, die vor allem aus dem Westen, aus Frankreich herüberdrangen: Krieg und Gottlosigkeit, Luxus und Vernunftreligion. Tauchten diese Themen bereits im „Grauen Mann“ auf, und ebenso in späteren Volksschriften, so machte er sich darüber hinaus an die Auslegung der Offenbarung des Johannes, weil er in ihr „Die Siegesgeschichte der christlichen Religion“ (F 13) – so der Titel seiner Erklärung des letzten Buches der Bibel von 1799 – verbürgt sah. Um auf diese Zeichen der Zeit hinzuweisen und vor den Mächten des Bösen zu warnen, begann der Jung-Stilling im Alter (F 19: das bekannte Altersbildnis von 1810) 1803 eine zweite periodische Erbauungs- und Erweckungsschrift herauszubringen: „Der christliche Menschenfreund in Erzählungen für Bürger und Bauern“, von 1808 bis 1816 fortgesetzt als „Des Christlichen Menschenfreunds Biblische Erzählungen“ (F 14). Eine dritte periodische Erbauungsschrift, wie die anderen ausschließlich von Jung-Stilling ver-

faßt, wandte sich endlich an das gebildete Publikum der Gesellschaft und wählte daher die literarische Form der damals zahlreich erscheinenden Taschenbücher und Almanache, in sich verschiedene schriftstellerische Gattungen miteinander verbindend: „Taschenbuch für Freunde des Christenthums“, 1805–1816 (F 15).

Die seelsorgerliche Korrespondenz ging bis in die letzten Lebensmonate weiter, gegen Ende von dem altersschwachen Jung-Stilling einer seiner Töchter in die Feder diktiert. Als zwei Beispiele für Schreiben an Menschen niederen Standes beschließen diese letzte Abteilung der Ausstellung Briefautographen an einen Siegener Buchbinder von 1810 (F 24) und an einen Hofmechanikus in Stuttgart von 1814 (F 25). Auch in ihnen schreibt Jung-Stilling, die geistliche Autorität für zahlreiche erweckte Menschen an vielen Orten der damaligen Welt, vom Wachsen und von der Nähe des Reiches des Herrn.

Irdische und himmlische Heimat

Johann Heinrich Jung hatte sein Heimatland mit 22 Jahren als Schneidergeselle verlassen. Zwar erhielt er später, nachdem er berühmt geworden war, als Professor in Marburg oder als Hofrat in Heidelberg und Karlsruhe, immer wieder einmal Besuch aus Heimat und Verwandtschaft, zwar korrespondierte er über Jahre hin mit diesem oder jenem Siegerländer. Doch wiedergesehen hat er sein Vaterland nur noch zweimal, als vierundzwanzigjähriger und neunundzwanzigjähriger. Ja, der Brief an den Siegener Buchbinder läßt erkennen, daß ihn jahrelang sogar das geringe Echo aus der Heimat auf sein Wirken und auf seine Schriften traurig stimmte. (Übrigens hat Jung-Stilling 1813 von den Badenern – oder Badensern, wie er sagte – und von den Pfälzern geschrieben, er kenne kein frivoleres, gegen alle Religion leichtsinnigeres Volk, vielleicht aufgrund des beobachteten Hoflebens unter Großherzog Karl.)

Seine Siegerländer Heimat hat sein Andenken mehr als alle anderen Lebensstationen bewahrt und immer wieder verlebendigt. Durch seine Kinder und Enkel jedoch blieb er nach seinem Tode dem Lande Baden noch für Jahrzehnte verbunden – durch die Familie der ältesten Tochter und des Schwiegersohns Schwarz, eines bedeutenden Heidelberger Theologieprofessors; durch die Familie des ältesten Sohns, eines Oberhofsgerichtsrates in Rastatt und Mannheim; durch den Pfarrer und Kirchenrat Dr. Wilhelm Schwarz in Mannheim, einen Enkel; und durch die drei jüngsten Töchter, von denen die ledigen Caroline und Amalie 1816 bzw. 1834 Leiterin des Großherzoglichen Töchter-Instituts (bis 1819 in Karlsruhe, dann in Mannheim) wurden und Christine den Mannheimer Kanzleirat Heddaeus heiratete, von denen weitere badische Pfarrer abstammten.

Jung-Stillings Lebensweg war ein Aufstieg vom Schneidergesellen im Siegerland zum Großherzoglichen Geheimen Hofrat in Karlsruhe. Viele Umwege und Leidenserfahrungen und Lebenswenden hat dieser Aufstieg mit sich gebracht. All dies hat Stilling als eine ihm ganz persönlich zuteilgewordene Führung Gottes auf dem Wege hin zur himmlischen Heimat verstanden, als die Hinweise auf eine providentia Dei specialissima. Am Ende, in seinen letzten Lebensjahren in Baden, war Jung-Stilling überzeugt, ans Ziel gelangt zu sein – in zweifacher Weise: zu seiner „wahren Bestimmung“, „für Christus und sein Reich zu wirken“; und in die Nähe seiner himmlischen Heimat, die er unmittelbar für sich und seine Zeit vor Augen sah und nach der er sich seit langem gesehnt hatte.

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. G. Schwinge, Prophet und Weltkind – Jung-Stilling und Goethe, in: Jung-Stilling – Arzt, Kameralist, Schriftsteller zwischen Aufklärung und Erweckung, 1990 (= Aufsatz- und Katalogband), S. 112–141, hier S. 113–115.

²⁾ Vgl. R. Vinke, Jung-Stillings Auseinandersetzung mit der Aufklärung, in: Aufsatz- und Katalogband, S. 48–70, hier S. 60 f., zum folgenden dort S. 62.

³⁾ Vgl. W. Lauterwasser, Jung-Stilling als Erzähler, in: Aufsatz- und Katalogband, S. 81–111.

⁴⁾ Vgl. Lauterwasser (wie Anm. 3), S. 97–99.

⁵⁾ Vgl. jedoch für den späteren Jung-Stilling: O. W. Hahn, Jung-Stillings Weg zur Erweckung, in: Aufsatz- und Katalogband, S. 165–182 mit dort S. 174 und 180.

⁶⁾ Vgl. Gustav Adolf Benrath, Jung-Stillings Notizbuch aus den Jahren 1778–1813, in: Monatshefte für evang. Kirchengeschichte des Rheinlandes 39 (1990), z. Z. im Druck.

⁷⁾ Vgl. W. Lück, Jung-Stilling als Wirtschaftswissenschaftler, in: Aufsatz- und Katalogband, S. 71–80.

⁸⁾ O. W. Hahn setzt die Wende zur Erweckung früher, nämlich ab 1789, an, vgl. Aufsatz- und Katalogband, S. 165–170.

⁹⁾ Vgl. Lück (wie Anm. 7).

¹⁰⁾ Vgl. G. Berneaud-Kötz, Jung-Stilling als Augenarzt und Staroperateur, in: Aufsatz- und Katalogband, S. 24–39.

¹¹⁾ Vgl. R. Siegert, „Der Rettungengel Hofrath Dr. Jung“ – eine Staroperation Jung-Stillings, beschrieben aus der Sicht der Patienten in: Aufsatz einer Katalogband, S. 40–47.

¹²⁾ Vgl. H. Schwarzmaier, Jung-Stilling und der Karlsruher Hof, in: Aufsatz- und Katalogband, S. 143–164.

¹³⁾ Vgl. die Familientafel Jung-Stillings im Aufsatz- und Katalogband S. 272/273.

¹⁴⁾ Vgl. Schwinge zum Verhältnis zwischen Jung-Stilling und Goethe (wie Anm. 1), dort S. 126–129.

¹⁵⁾ Vgl. Lauterwasser (wie Anm. 3), S. 104–109; Hahn (wie Anm. 5), S. 165 und 170–173.

¹⁶⁾ Vgl. Hahn (wie Anm. 5), S. 173 f.

¹⁷⁾ Vgl. ebd. S. 175.

¹⁸⁾ Vgl. ebd. S. 173 und 174.

Der Karlsruher Schloßplatz

seine Entwicklung vom fürstlichen Lustgarten zur zentralen innerstädtischen Grünanlage

Walter Schwenecke, Karlsruhe

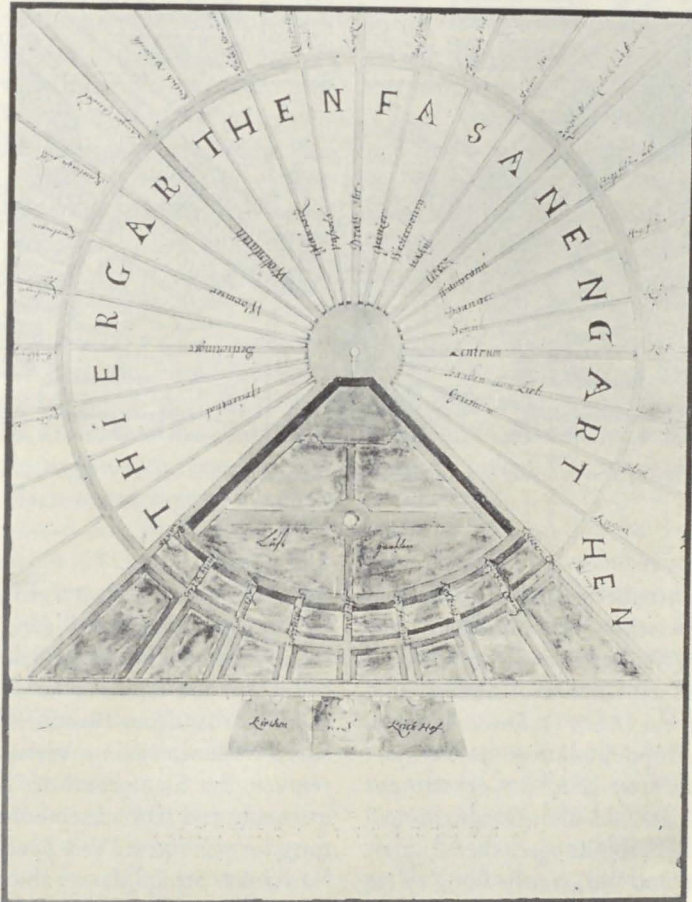


Abb. 1: Lageplan von Karlsruhe 1715-Das Schloß mit den Flügelbauten schirmt den Sektor des Lustgartens und der Stadt gegen den Wald ab

Innerhalb der für Karlsruhe charakteristischen zentralen Kreisfläche, die durch den Kreisbogen des „Zirkels“ im Süden und des „Ahaweges“ im Norden mit einem Radius

von 440 m um den Karlsruher Schloßturm als Mittelpunkt markiert wird, nimmt – neben den Kreissektoren des Botanischen Gartens, des Schloßgartens und des Fasanengartens –

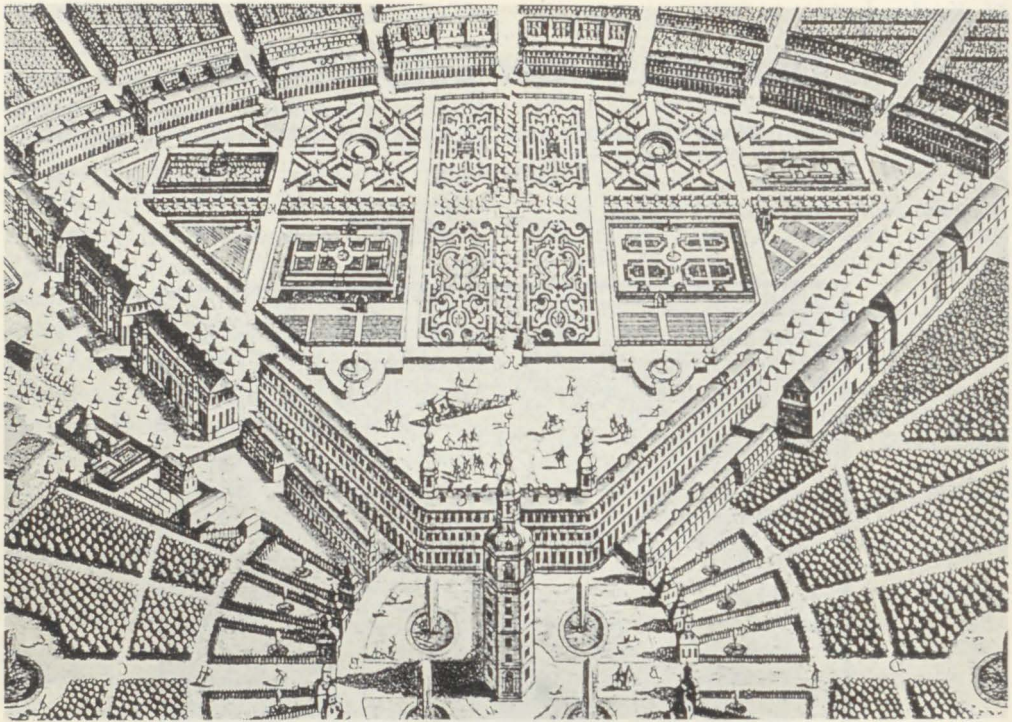


Abb. 2: Ausschnitte aus dem Prospekt der Residenzstadt Karlsruhe 1739.

Kupferstich nach Hofgärtner Thran

der stadtwärts orientierte Sektor und heutige Schloßplatz zwischen den Radialen der „Wald-“ und „Waldhornstraße“ mit einem Winkel von 90° seit jeher städtebaulich eine Sonderstellung ein (Abb. 1). Diese Tatsache dürfte auf die „Doppelfunktion“ des Freiraumes zurückzuführen sein, die er seit der Stadtgründung sowohl als „Distanzfläche“ wie auch als „Verbindungselement“ zwischen Residenz und Bürgeransiedlung zu erfüllen hatte. So ist es keineswegs verwunderlich, daß gerade diese Freifläche im Verlauf der Stadtgeschichte und Stadtentwicklung wechselvolle Nutzungen sowie unterschiedliche Ausgestaltungen erfahren hat. Beim Blick in die Vergangenheit dieser historischen Garten- und Platzanlage mit ihrem wechselnden Funktions- und Formenwandel fasziniert sie nicht nur durch ihre Individualität:

sie wird – wie wir sehen werden – auch zum Dokument ihrer jeweiligen gesellschaftlichen, geistigen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse bis in die Gegenwart. Aufgrund vorhandener Planunterlagen und Archivalien lassen sich im Verlauf von 275 Jahren seit der Stadtgründung bis heute fünf markante und sehr verschiedenartige Gestaltungsformen bzw. Teil-Erneuerungen des Karlsruher Schloßplatzes ablesen.

Die südliche Schloßanlage aus der Zeit der Stadtgründung (1715–1750)

Als Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach 1715 den Entschluß faßte, außerhalb von Durlach im Hardtwald nördlich der Verbindungsstraße von Durlach zum Mühlburger Schloß für sich ein einfaches Jagdschloß zu

bauen, begann er damit, in den Schnittpunkt eines in den Wald gehauenen Strahlensystems aus 32 Schneisen den Grundstein eines achteckigen Turmes zu legen. Die durch den Jagdstern getroffene Geländeaufteilung sollte auch künftighin alle weiteren Entwürfe für das spätere Residenzschloß mit den erforderlichen Nebengebäuden sowie die Gärten bestimmen.

In dem Entwurf für die 1. Schloßanlage von dem Ingenieur und Gardefähnrich Jakob Friedrich von Batzendorf öffnet sich das Schloß nach Süden mit einem vorgelagerten Ehrenhof, dessen Trapezform von überlangen Flügelbauten bestimmt wird, die in ihrer Ausrichtung den vorgegebenen Radien der Sternanlage folgen. Die beiden Flügeltrakte werden durch freistehende Orangeriegebäude, Marställe und Remisen, die durch parallel verlaufende Baumreihen zusammengefaßt sind, in südlicher Richtung bis zum inneren Ring der „Circul-Häußer“ verlängert. Mit der raumbegrenzenden Bebauung wurde das zentrale Areal derart eindeutig festgelegt, daß es in seiner Flächenausdehnung uneingeschränkt auf unsere Zeit überkommen ist. Über die damalige Flächengestaltung mit dem von den Hofgärtnern Berceon, Saul und Müller 1717–1723 angelegten „Lustgarten“ geben uns zwei Gesamtansichten, die der Lustgärtner Christian Thran (dem unter Markgraf Karl Wilhelm die „Inspektion über sämtliche fürstlichen Gärten“ übertragen worden war) 1739 anfertigte, einen weitgehenden Aufschluß (Abb. 2). In der Mitte des Lustgartens befand sich ein üppig angelegtes Hauptparterre, auf dessen Längs- und Querachse während des Sommers zahlreiche Orangenbäume (es sollen insgesamt 2700 Orangen-, Zitronen- und Lorbeerbäume gewesen sein!) aufgestellt wurden. Außerdem gab es in der westlichen Gartenhälfte zwei vertiefte, rechteckige Gärten, die Thran wie folgt erklärt:

„Ein Vertieffter Garthen mit einem Glaß-Hauß, und allerley Sorten Orangerie“ (L)

und „ein Vertieffter Garthen, worinn Behältnuße für Thiere und Fremde Vögel“ (N). Auf der östlichen Gartenhälfte sind ausgewiesen „ein Vertieffter Garthen, mit Orangerie, deßen gantze Länge ein Vogel-Behältnuß bestreicht aus welchem die Canarien Vögel ins Freye fliegen“ (M) sowie „ein Vertieffter Garthen, mit Glaß-Häußern für die Ausländische Gewächse ingleichem mit einem Seminario“ (O). Die vertieft angelegten Gartenteile sollen seinerzeit geschaffen worden sein, um die Blumenzwiebeln dem „Horizontal-Wasser“ (wie man das Grundwasser nannte) näher zu bringen, worin sie „ungemein schön vegetiert“ haben.

Die von Buchsbaum, Eiben- oder Hainbuchenhecken eingefassten Gartenbeete waren von einem bunten Blumenflor tausender holländischer Tulpen überzogen und in ihren Mittelpunkten zusätzlich durch Wasserspiele belebt. Der Mittelpunkt des Parterres im Schnittpunkt der Längs- und Querallee wurde durch ein größeres barockes Wasserbassin mit drei hohen Wasserfontainen besonders herausgestellt.

Zunächst wurden die von dem großen Blumen- und Tulpenfreund geschaffenen Gartenanlagen auch nach dessen Tod (1738) unter der vormundschaftlichen Regierung des Markgrafen Karl August weiter unterhalten und botanische Raritäten – wie z. B. ein Pflanzenverzeichnis von 1747 zeigt – sogar noch vermehrt. Im Laufe der Zeit jedoch hatten notwendige Ausbesserungen einen derartigen Umfang angenommen, daß schließlich nur noch sehr sparsame Maßnahmen durchgeführt und ein fortschreitender Verfall nicht mehr aufgehalten werden konnten.

Bei dem vom Markgrafen Karl Wilhelm erstellten Lustgarten handelt es sich in zweifacher Hinsicht um eine originelle Anlage:

– Der Schloßgarten wurde nicht – wie sonst allgemein üblich – auf der stadtabgewandten Seite bzw. hinter dem Schloßbau angelegt, sondern völlig unkonventionell zwischen städtischer Bebauung und dem

Schloß mit Ehrenhof gleichsam als „trennendes Element“ eingefügt.

- Die ausgeführte rechtwinklige Felderteilung sowie die Wegeführungen des „Lustgartens“ innerhalb des Kreissektors von 90° nehmen keinerlei Rücksicht auf das rundum dominierende Radialsystem, so daß sich hier zwei gegensätzliche Anlagensysteme eigenwillig überlagern.

Der südliche Schloßbereich zur Zeit der ersten Stadterweiterung (1750–1800)

Nur zwei Jahre nach dem Regierungsantritt von Markgraf Karl Friedrich (1746) reifte in ihm der Entschluß zu einem Neubau des Residenzschlosses. Nachdem um 1750 bereits verschiedene Entwürfe von Retti, Massoll, Pedetti, de la Guepi'ere, Balthasar Neumann und Friedrich von Keßlau vorgelegt und geprüft worden waren, erhielt schließlich 1752 von Keßlau – dem als Entwerfer Wilhelm Jeremias Müller zugewiesen wurde – den Auftrag zur Ausführung des Schloßbaues.

Zur gleichen Zeit (1751–53) war damit begonnen worden, das langegezogene Mittelparterre des Lustgartens zur Verbreiterung des Hauptzuganges in Richtung Schloß zurückzuverlegen, bis schließlich auch die unproportionalen Restflächen 2 Jahre später gänzlich aufgehoben wurden, um den freigewordenen Mittelteil des Lustgartens nunmehr als *Fest- und Paradeplatz* zu nutzen.

Eine Schloßansicht (von einem anonymen Zeichner aus der 2. Hälfte des 18. Jh.) gibt den Schloßbau mit dem Vorplatz in der damaligen Erscheinung wieder: Der völlig freie Mittelteil mit dem zentralen Wasserbecken ist an den beiden Längsseiten mit 12 Götterfiguren auf hohen Sockeln (vom Hofbildhauer Lengelacher) geschmückt, die mit zusätzlich aufgereihten Kandelabern eine räumliche Begrenzung des ehemaligen Mittelparterres bilden. Östlich und westlich hinter diesen flankierenden Kleinarchitekturen befinden sich gärtnerische Anlagen, die weiterhin nur den

Fürstlichkeiten zugänglich waren und deren bauliche Einrichtungen mehr und mehr zerfielen. Zudem vermitteln die auf der Zeichnung dargestellte Kutsche, die Reiter und der Hundeführer einen kleinen Eindruck vom höfischen Leben jener Zeit sowie vom nun üblichen Personen- und Wagenverkehr auf der freien Platzfläche.

Um 1800 hatte sich der anfänglich mehr für militärische Schauspiele gedachte Paradeplatz auch zu einem *Bummel- und Meßplatz* der Karlsruher Bevölkerung entwickelt, auf dem z. B. Zirkusgastspiele stattfanden und auch Markt gehalten wurde (Abb. 3).

Bei der Gartenentwicklung in der 2. Hälfte des 18. Jh. ist zu beobachten, daß sich durch gewandelte Nutzungsvorstellungen seitens des Fürstenhauses als auch der Bürgerschaft eine sichtbare Veränderung des ursprünglich repräsentativen Lustgartens zu einer mehr funktionsgemäßen Platzgestaltung vollzogen hatte.

Die Umwandlung des Lustgartens in einen öffentlichen Schloßplatz (1800–1870)

Obwohl wegen der zunehmenden Baufälligkeit von Gartengebäuden und wegen der sichtbar eingeschränkten Gartenpflege erste Überlegungen zu einer möglichen Umgestaltung bis in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts zurückreichen, wurden konkrete Änderungsvorschläge erst nach 1800 verstärkt entwickelt. Diese wurden dann sicher auch deshalb intensiviert, weil sich bereits seit Mitte des 18. Jh. in Deutschland der moderne natürliche Gestaltungsstil des englischen Landschaftsgartens gegen die bisher streng symmetrischen Gartenanlagen nach französischem Vorbild durchgesetzt hatte. Bei einer Umgestaltung und möglichen Modernisierung des bisherigen Lustgartens sollte nach der Vorstellung Karl Friedrichs künftig vor allem eine größere Freistellung des Schlosses angestrebt und damit dessen Fernwirkung gesteigert werden. Interessant erscheinen in

diesem Zusammenhang auf einer Entwurfskizze dargestellte Überlegungen (z. B. durch eine großflächige Geländeabsenkung mit seitlichen Böschungen und Rampen), das Schloß wie auf einer erhöhten Terrasse erscheinen zu lassen.

Als 1807 der Schwetzingen Gartenbaudirektor Zeyher von Karl Friedrich mit der Neugestaltung beauftragt worden war, sieht er in seinem Vorschlag – auch aus Kostengründen – von einer Tieferlegung des Lustgartens ab und glaubt, die angestrebte Wirkung auch durch eine entsprechend niedrige Pflanzung erzielen zu können. Nach Zeyhers Vorschlag sollte die neue Anlage weder im bisherigen symmetrischen Stil noch ausschließlich in der neueren natürlichen Form gestaltet werden, sondern Forderungen beider Stilrichtungen ausreichend berücksichtigen. So dürften Zeyhers spätere regelmäßige Lindenalleen zu verstehen sein, die nach innen durchaus unregelmäßige Baumgruppen umschließen.

An weiteren Gestaltungsvorschlägen Zeyhers sind u. a. zu nennen:

- die in den Schloßplatz einmündenden Straßen der Stadt sollten in beiden Blickrichtungen nicht durch Baumpflanzungen verstellt werden,

- in den seitlichen Gartenteilen sind zu zahlreiche Wege zu vermeiden, um die betreffenden Partien dadurch nicht „kleinlich“ wirken zu lassen,
- Ausstattung der seitlichen Gartenteile mit jeweils einem zentral gelegenen Bassin,
- Beschränkung der gärtnerischen Anlagen auf eine rein dienende Funktion als Vordergrund für eine wirkungsvolle Schloßkulisse.

Nachdem die Vorschläge Zeyhers zur Begutachtung durch Weinbrenner und Gmelin vorgelegt worden waren, ergaben sich zahlreiche Kritikpunkte. Die Ausführung des Gesamtprojektes wurde zunächst solange zurückgestellt, bis Zeyher schließlich im Juni 1813 für einen überarbeiteten Plan die offizielle Genehmigung erhielt.

Bei der endgültigen Gestaltung des Platzes sollte der mittlere Paradeplatz beibehalten und die beiden seitlichen Gartenteile durch vierreihige Alleen aus insgesamt 730 Linden eingefasst werden (Abb. 4). Die weitgehende Umgestaltung, deren Ausführung sich bis 1820 hinziehen sollte, umfaßte außerdem die Aufstellung der Najadengruppen (Quellnymphen) in den seitlichen Rundbecken (1818), das Einebnen der früheren Vertiefun-

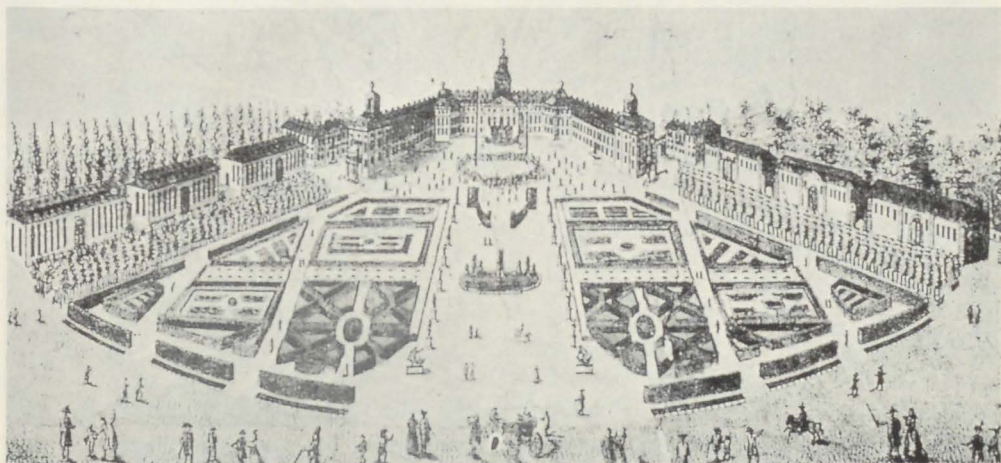


Abb. 3: Der Karlsruher Schloßplatz 1801 mit dem freien Mittelteil und dem zentralen Wasserbecken

gen, das Zuschütten des mittleren barocken Bassins, die Entfernung der seitlichen Länglacher-Figuren sowie die Einfriedigung der seitlichen Gartenanlagen durch Ketten. Mit der abschließenden Ausschmückung der Platzmitte durch ein großes Karl-Friedrich-Standbild (1844) in Verlängerung der „Via triumphalis“ wird gleichsam eine engere städtebauliche Verbindung des Schloßplatzes sowie des Schlosses mit der Stadt bewirkt (Abb. 5).

Der Schloßplatz nach der Umgestaltung von 1870

In dem Bemühen, dem rd. 120 Jahre als Parade- und Tummelplatz genutzten Mittelteil eine würdigere Fassung zu geben, wurde 1872

von Großherzog Friedrich I. eine Neugestaltung dieser Fläche einschließlich des Ehrenhofes veranlaßt. So hatten für die Gestaltung und Bepflanzung der Platzflächen Gartenbaudirektor Mayer und Baurat Dyckerhoff noch im gleichen Jahr einen entsprechenden Plan erarbeitet, der dem Großherzog vorgelegt und von diesem zur Durchführung genehmigt wurde (Abb. 6).

Wie wir aus zahlreichen Fotos dieser Zeit ersehen können, handelte es sich um regelmäßige und bunte Pflanzen-Arrangements der sog. Teppichgärtnerei, deren Flächenmuster im allgemeinen an frühere Gartenformen anknüpfen und den Rahmen für die Rasenflächen bildeten. Um möglichst bunte und abwechslungsreiche Wirkungen zu erzielen, waren Blumen, Rosen, Ziersträucher oder

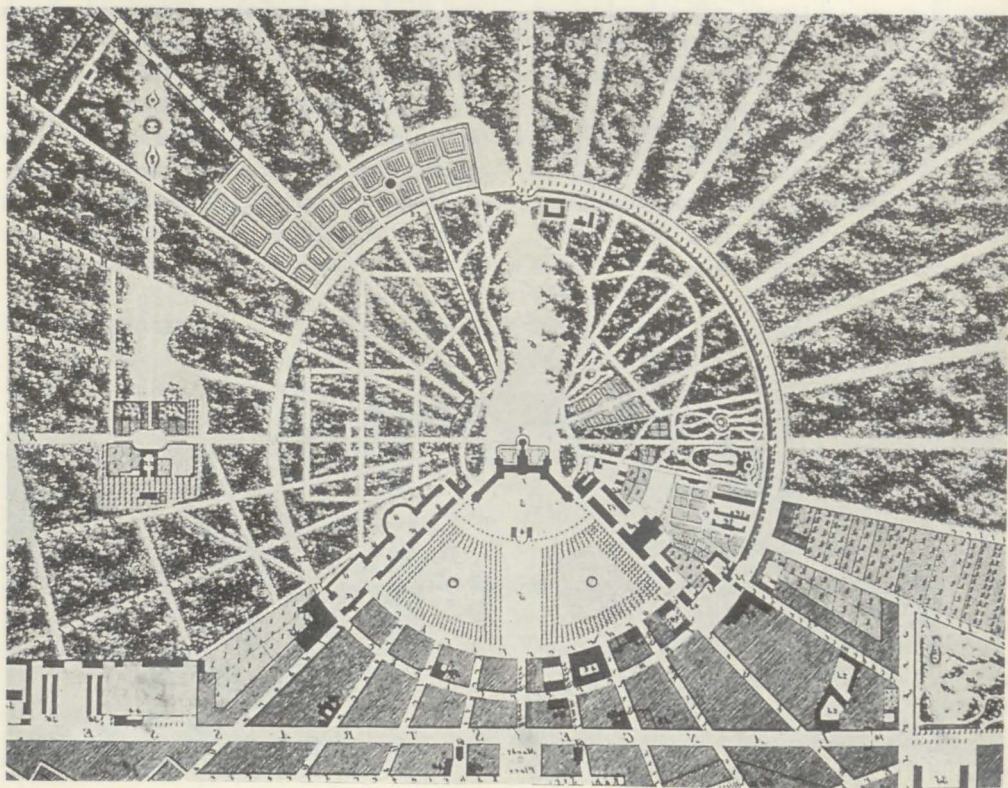


Abb. 4: Ausschnitt aus einem Stadtplan von 1817

Kübelpflanzen in jeder Kombination eingesetzt worden. Aus den Archivalien kann geschlossen werden, daß auf dem Schloßplatz ein fortwährender Wechsel bei der Neuanlage der Blumenbeete erfolgt sein muß.

Der Mittelteil war durch ein Achsenkreuz, dessen Schnittpunkt das Karl-Friedrich-Denkmal weithin sichtbar markierte, in vier spiegelgleiche Felder mit zentralen runden Wasserbecken gegliedert. In die gärtnerische Ausgestaltung war nun auch der Ehrenhof(!) mit zwei spitzwinkligen Rasensektoren beiderseits des mittleren Schloßzuganges einbezogen worden.

Die Bepflanzung der Teile um den östlichen und westlichen Najadenbrunnen mit verschiedenen Bäumen erfolgte etwa ab 1895 durch den Hofgärtner Graebener, „der als leidenschaftlicher Dendrologe dadurch gewissermaßen das Arboretum des Botanischen Gartens erweiterte“³.

In der Gesamtgestaltung spielten neben den zahlreichen großen Pflanzkübeln als schmückendes vertikales Element hohe gußeiserne Kandelaber auf Steinsokkeln eine hervorragende Rolle, die einerseits die Viergliederung der mittleren Platzflächen zusätzlich nachzeichneten und heraushoben, sie aber auch bei Dunkelheit großflächig ausleuchten konnten.

Die Urteile über die Qualität derartiger „Tepichgärtnereien“ fallen verständlicherweise sehr unterschiedlich aus. Gothein sieht in der „Tepichgärtnerie“ einen „der am meisten mißlungenen Versuche des 19. Jh., etwas von der Heiterkeit des alten (barocken) Parterres herauszuretten“.

Die Schloßplatz-Neugestaltung nach dem II. Weltkrieg (seit 1967)

Von den schweren Zerstörungen und Folgeschäden des II. Weltkrieges in Karlsruhe und seinem zentralen Schloßbereich sind zwangsläufig auch die gärtnerischen Anlagen des

Schloßplatzes nicht verschont geblieben. Geländezerstörungen, Trümmerschutt und provisorische Kleingärten ließen die einstigen Schmuckanlagen nur noch erahnen. Im Hinblick auf vordringlichere Wiederaufbaumaßnahmen in den Nachkriegsjahren ist sicherlich bei den Aufräumarbeiten und der Erneuerung der Platz- und Hofflächen sowie deren Feldereinteilungen zunächst auf die ehemals aufwendigen Schmuckpflanzungen verzichtet worden.

Mit den später aufgekommenen Verkehrs- und Parkierungsproblemen der Stadt, insbesondere im nicht verkehrsfreundlichen Stadtzentrum, rückte der Schloßplatz mit seinem baumfreien Mittelparterre als möglicher Standort für eine zweigeschossige Tiefgarage (910 Stellplätze) in den Mittelpunkt der Verkehrsplanung. Bei der gleichzeitig laufenden Ausschreibung eines Wettbewerbs für die Bundesgartenschau 1967 ging es daher im Planungsbereich des südlichen Schloßbezirkes vor allem darum, sowohl Gestaltungsvorschläge für die gärtnerische Behandlung der Tiefgaragenabdeckung als auch eine qualitätvolle Gestaltung der seitlichen Sektoren um die Najadenbrunnen zu erhalten. Für diesen Abschnitt ging die Arbeitsgruppe der Franzosen Sgard und Samel als Sieger hervor. Der abschließende Entwurfsplan war im wesentlichen durch folgende Merkmale gekennzeichnet (Abb. 7):

- große zusammenhängende, über der Tiefgarage abgesenkte Rasenflächen bis in den ehem. Ehrenhof mit breitem achsialen Zugangsweg zum Schloß
- Versetzen des Karl-Friedrich-Denkmals aus der Platzmitte an die Südseite des Schloßplatzes
- Beschränkung auf gärtnerische Gestaltungselemente, wie z. B. Wasserspiele, Hecken, immergrüne Formbäumchen, unauffällige Wegebeleuchtung
- sparsame Verwendung farbiger Schmuckpflanzungen.



Abb. 5: Der mittlere Schloßplatz als Parade- und Rummelplatz nach der Aufstellung des Karl-Friedrich-Denkmals 1844



Abb. 6: Der Schloßgarten nach der Umgestaltung von 1872 durch Mayer und Dyckerhoff



Abb. 7: Schloßplatz-Mittelteil nach der Umgestaltung zur Bundesgartenschau 1967 (Aufn. um 1980)

Für die Neugestaltung der Schloßplatzsektoren mit den Najadenbrunnen wurde vorgeschlagen:

- Anlage neuer Wegführungen sowie anschließender Pflanz- und Rasenflächen in freien Formen
- räumlicher Abschluß der Innensektoren durch hohe Hainbuchenhecken
- Schaffung zahlreicher Sitz- und Ruheplätze
- Beleuchtung der Schloßplatzanlagen auch für abendliche Besuche.

Mit der ausgeführten Planung konnten aus damaliger Sicht nach Gremmelspacher „die entscheidenden historischen Merkmale des Schloßplatzes erhalten und z. T. in ihrer Bedeutung noch gesteigert werden. Das neue Leben, die neuen Funktionen, die neuen Formen werden dem historischen Mittelpunkt auch in der gewachsenen Großstadt die echte kulturelle Mitte geben“.

Als sich an der zwischenzeitlich über 20 Jahre alten Schloßplatzanlage 1985 im Rahmen der laufenden Bauunterhaltung eine umfassende Sanierung des schadhaften Mittelparterres als notwendig abzeichnete, war nach übereinstimmender Ansicht der Stadt und des Landes gleichzeitig zu prüfen, ob nicht unter Berücksichtigung eines veränderten Zeitgeistes bzw. der bereits in Teilen repräsentativ aufgewerteten „Via triumphalis“ auch das Mittelparterre einer gewissen Aufwertung bedürfe. Mit dem von Gartenarchitekt Bauer gefertigten Entwurf für eine teilweise Umgestaltung (Abb. 8) soll u. a. durch eine veränderte Flächengliederung und bessere Erschließung, eine intensivere Ausleuchtung sowie durch weitere gärtnerische Details dieser besonders wichtige Platzbereich als Erholungsraum für die Bürger und als grüne Mitte noch enger an das Stadtzentrum (Marktplatz) angebunden werden .

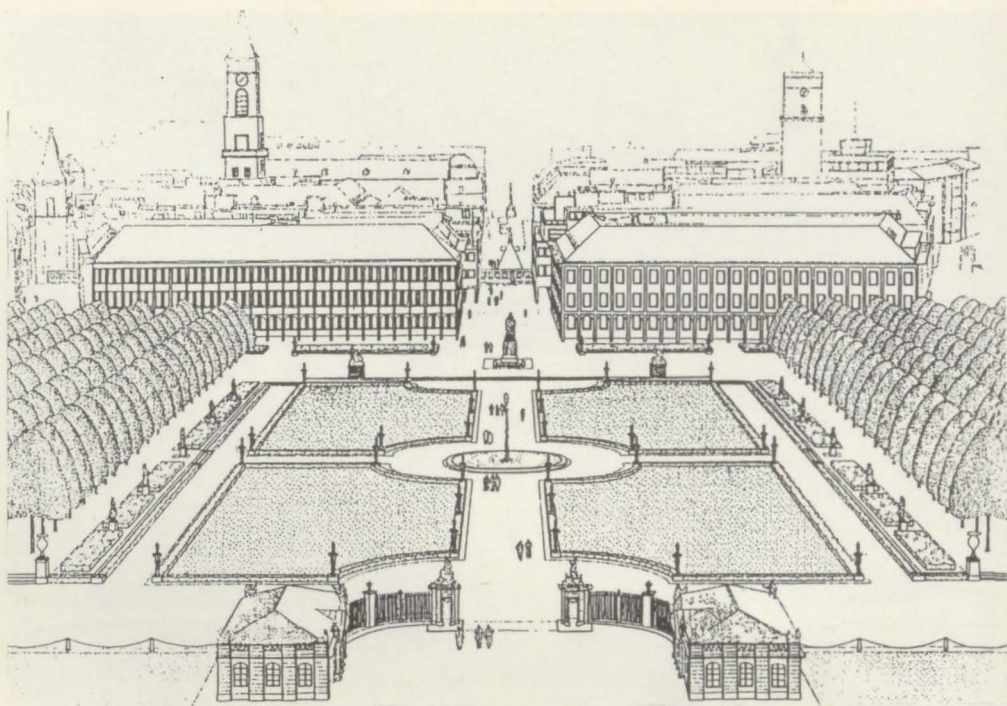


Abb. 8: Ausschnitt aus dem Prospekt der Residenzstadt Karlsruhe 1739

Kupferstich nach Hofgärtner Thran

Rückblickend läßt sich feststellen, daß trotz der zeittypischen verschiedenartigen Umwandlungen und Neugestaltungen der Karlsruher Schloßplatz im Verlauf eines Vierteljahrhunderts als historischer Freiraum an sich und in seinem städtischen Beziehungsgefüge bis in unsere Zeit unversehrt geblieben ist. Er wurde zu einem wesentlichen Bestandteil der Identität der Stadt und ihrer Unverwechselbarkeit.

Literatur

- 1) Andersen, L.: Die Residenz in Karlsruhe. In: „Balthasar Neumann in Baden-Württemberg“, Ausstellungskatalog 1975
- 2) Arbeitskreis Verkehrsplanung Schloßplatz: Verkehrsplanung Schloßplatz, Karlsruhe 1963 (unveröffentlicht)
- 3) Boerner, F.: Beurteilung der Baumbestände in verschiedenen Parks und anderen Grünanlagen in Karlsruhe, Darmstadt 1963 (unveröffentlicht)

⁴⁾ Fecht, K. G.: Geschichte der Haupt- u. Residenzstadt Karlsruhe, Karlsruhe 1887

⁵⁾ Gothein, M. L.: Geschichte der Gartenkunst, Jena 1914

⁶⁾ Gremmelspacher, H.: Städtebauliche Situation und Neugestaltung des Schloßplatzes. In: Festschrift zum „Wiederaufbau des ehem. Residenzschlosses in Karlsruhe für das Badische Landesmuseum“, Karlsruhe 1966

⁷⁾ Gutmann, E.: Das Großherzogliche Residenzschloß in Karlsruhe, Heidelberg 1911

⁸⁾ Heunebo, D./Hoffmann, A.: Geschichte der Deutschen Gartenkunst, Hamburg 1962

⁹⁾ Schmitt, H.: Karlsruhe – ehemals, gestern und heute. Eine Stadt im Wandel der letzten 60 Jahre, Stuttgart 1980

¹⁰⁾ Valdenaire, A.: Das Karlsruher Schloß, Karlsruhe 1931

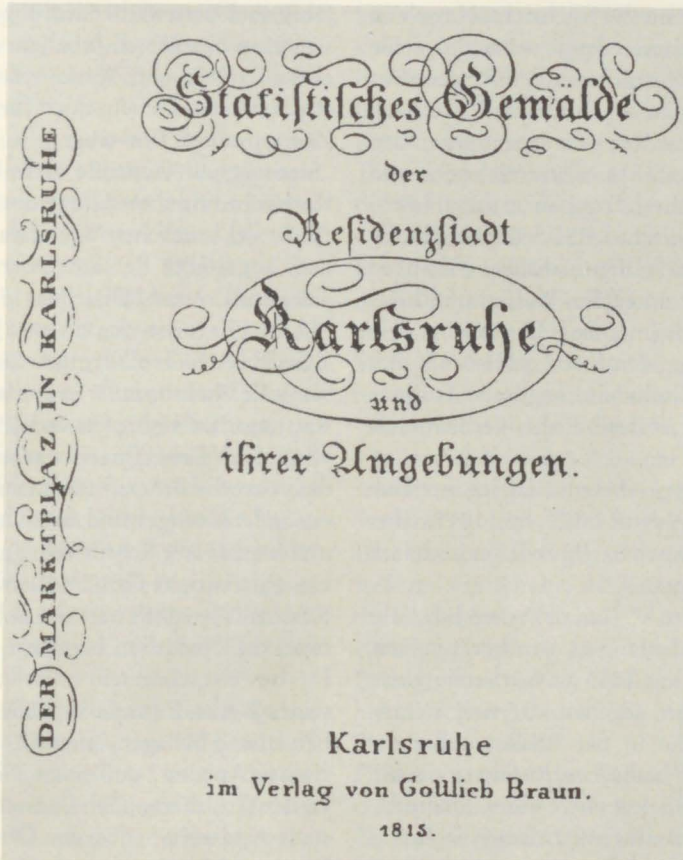
Bildquellen:

Abbildungen 1, 2, 3, 4, 8: Techn. Bücherei der Oberfinanzdirektion Karlsruhe
Abbildungen 5, 6, 7: Stadtarchiv Karlsruhe
8/PBS oXIIIa 67 8/PBS oXIVa 1145

Karlsruhe anno 1815

Die hundertjährige Residenz im Spiegel der Statistik

Hans Leopold Zollner, Ettlingen



Einzige Publikation zum 100. Stadtjubiläum: Hartlebens "Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe"

Das Jahr 1815 begann mit einem Sonntag. Es wurde in Karlsruhe mit allen Kirchenglocken eingeläutet. Am Vorabend hatte die evangelische Kirchengemeinde ihre Jahres-Schlussandacht vor dem Portal der neuen, aber noch nicht fertiggestellten Stadtkirche am Markt-

platz abgehalten. Aber trotzdem herrschte freudige Stimmung und Dankbarkeit, so daß die „Badische Staatszeitung“ darüber berichtete:

„Das entscheidende ewige, denkwürdige Jahr 1814 neigte sich zu Ende, und das neue, das

Jubeljahr der Stadt Karlsruhe, von deren Erbauung wir im künftigen Juni hundert Jahre zählen, wurde feierlich eingeläutet.“

Doch es blieb beim Einläuten. Es gab keine Jubiläumsfeierlichkeiten. Nicht einmal Vorbereitungen dazu wurden getroffen.

Verwunderlich war das allerdings nicht. Am 12. März 1815 kam die Nachricht, Napoleon habe Elba verlassen und versuche, seine Macht wiederaufzurichten. Die Armeen der verbündeten Mächte Rußland, Österreich und Preußen wandten sich erneut gegen den Feind des Jahres 1814. Österreichische und württembergische Truppen marschierten durch die badische Residenz, Richtung Frankreich. Auch die badischen Truppen standen wieder unter den Waffen und belagerten Straßburg. Einen Tag nach dem 100. Geburtstag der Stadt Karlsruhe aber brachten preußische und englische Truppen Napoleon bei Waterloo die vernichtende Niederlage bei.

Die Nachricht von diesem Endsieg erreichte die badische Residenz am 22. Juni 1815 – aber wem war jetzt noch nach Jubiläum und nach Jubelfeiern zumute?

So wäre denn der 17. Juni samt dem Jubeljahr 1815 sang- und klanglos vorübergegangen, hätte es nicht seit 1813 in Karlsruhe einen findigen Verleger gegeben, der eine literarische Marktlücke in der Bibliographie der großherzoglich-badischen Residenz erspät und die gute Gelegenheit eines Stadtjubiläums nicht hatte ungenutzt lassen wollen.

Der im 30. Lebensjahr stehende Mann hieß Gottlieb Braun, stammte aus Böblingen, wo sein Vater als Präzeptor gewaltet hatte. In Württemberg scheint es ihm ebenso wie in der Familie – ein strenger Vater und zehn Geschwister – bald zu eng geworden zu sein. Er ging ins Badische, wo die Luft damals schon freier wehte als in Württemberg, erwarb 1810 das Bürgerrecht in Heidelberg und eröffnete dort eine Buchhandlung.

Findig und pfiffig, wie man es von einem unternehmungslustigen Schwaben erwarten

durfte, sah er ein, daß er in der Residenz des Großherzogtums noch bessere Geschäfte machen konnte und so verlegte Gottlieb Braun am 7. Oktober 1813 gegen die Einsprüche der Konkurrenz, doch mit Erlaubnis des Oberamts seinen Sortiments- und Verlagsbuchhandel nach Karlsruhe. Schon zwei Jahre nach dieser Übersiedlung, also im sonst so wenig beachteten Jubeljahr 1815, machte er sich mit einem Werk bekannt, das den etwas umständlichen, doch für die damalige Zeit typischen Titel trug:

„Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen.“

Autor des stattlichen Werks war der bis 1813 dort angestellte Rat am Oberamt Durlach, Theodor Conrad Hartleben, 1770 geboren in Mainz. Ein Jurist, der ein paar Jahre Universitätslehrer in Freiburg gewesen, dann aber wie viele Nichtbadener in den badischen Verwaltungsdienst eingetreten war, – ein Mann, von dessen Leben man zwar nicht viel weiß, dem aber die Biographen nachrühmen, er sei ein äußerst tätiger und umsichtiger Beamter und fruchtbarer Schriftsteller gewesen.

Das „Statistische Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe“ rechtfertigt die lobenden Attribute, die Hartleben beigelegt worden sind. Das beweist schon rein äußerlich der Umfang seines Werks. Es umfaßt 432 Seiten Text, enthält etliche Beilagen, einen 85seitigen „literarischen Anhang“ und einen „Situationsplan“ zu der Großherzoglich Badischen Residenzstadt Carlsruhe“, den der Oberbaudirektor Friedrich Weinbrenner als Vorlage für einen sauberen Stich gezeichnet hat.

In der Gliederung des umfangreichen Textes spiegelt sich die Systematik des Statistikers genau so wider wie die Akribie des Juristen, und sie beginnt mit einem Abriß „Blicke auf die Geschichte der Residenzstadt Karlsruhe“. Daß Hartleben bei allem guten Willen jedoch kein Historiker war, ist leicht zu erkennen. Ihn interessierten mehr die mathematische und physische Topographie, die Lage und das Areal der Stadt natürlich samt dem

dazugehörigen Zahlenmaterial. Bei der Entstehung der Residenz Carlsruhe im Hardtwald ist er weniger exakt, sondern hält es mit den alten Überlieferungen und Sagen, wie sie später in die Schulbücher eingegangen sind. Nämlich, daß die störrischen Bürger der Altresidenz Durlach dem Markgrafen Karl Wilhelm nicht Grund und Platz für Vergrößerungen und Verschönerungen bieten wollten. So gab es endlose Streitigkeiten, aber, so steht es bei Hartleben:

„In einem Zeitpunkt dieser Empfindungen soll er in dem finstern Hardtwalde gejagt und sich . . . von seinen Begleitern entfernt haben. Der beschattete Stamm einer Eiche bot dem ermüdeten Fürsten Ruhe . . . Damit soll die Idee entstanden sein, an dieser Stelle Karls Ruhesitz durch eine Residenz zu bezeichnen . . .“ Mag die Aufnahme dieser ahistorischen Geschichte vom Traum des Markgrafen unter der Eiche auch nicht so recht zu einer Statistik passen – sie offenbart doch, daß der Rat Hartleben eine stille Vorliebe für die heraufziehende Romantik gehabt haben muß. Noch deutlicher zeigt sich sein schwärmerisches Empfinden für die Natur, wenn er in einem Panorama von der Höhe des Schloßturms ein förmliches Landschaftsgemälde entwirft:

„Auf der einen Seite bietet sich dem Auge das breite schöne Rheintal dar. Majestätisch strömt in einer Entfernung von ein bis anderthalb Stunden der Rhein vorüber. Jenseits desselben, vier bis sechs Stunden entfernt, erhebt sich die blaudunkle Kette des über-rheinischen Gebirges, ziemlich parallel mit den diesseitigen Gebirgen.“

Doch Hartleben schaut nicht nur in die Ferne der Pfälzer Berge oder des Kraichgaus, er entdeckt auch den Reiz der Nähe: den Hardtwald mit tausenden „hochwipflichen“ Eichen und Buchen, den Schloßgarten, von zwölf Aussichten durchschnitten; auf der anderen Seite Gärten, Äcker und Wiesen, bis sich der Gesichtskreis wieder auf Karlsruhe selbst verengt:

„Die Stadt selbst zeigt sich zum Teil noch in der zirkelförmigen Gestalt, durchschnitten durch die Hauptstraße . . .“. Vollends romantisch ist das nächtliche Panorama, weshalb Hartleben empfiehlt:

„Will man das höchste Schauspiel, was die Kunst zur Nachtzeit dem Auge darbieten kann, genießen, so blicke man auf den Zirkel vom Schloßturm herab, wenn er beleuchtet ist. Wenige Städte vermögen durch eine ähnliche vorteilhafte Anlage einen gleich schönen Anblick zu gewähren.“

Trotz solcher romantisierender Einzelheiten, die übrigens auch in anderen Abschnitten und Kapiteln des Buches zu entdecken sind: Hartlebens Schilderung der Stadt Karlsruhe ist nüchtern, manchmal ein wenig pedantisch, aber sie bietet eine erstaunliche Menge von Stoff, die der Verfasser mit einer straffen Einteilung zu bändigen versucht hat.

Nach dem „Blick auf die Geschichte der Residenzstadt Karlsruhe“ beschreibt er im Abschnitt „Erste Epoche“ die Entwicklung der Stadt bis zum Jahr 1800. Schwerpunkte dieser Beschreibung sind das Residenzschloß, die Reformierte Kirche, die katholische Kirche, das Akademie-Gebäude, das Archiv- und Canzley-Gebäude, das Hospital und das Brunnenhaus, – vom Schloß einmal abgesehen, durchweg Bauten, die nur noch in Bildern bekannt sind.

Deshalb gewinnt das Kapitel „Zweite Epoche“ auch für den Leser von heute – wenn er des selten gewordenen Buches überhaupt habhaft werden kann – besondere Beachtung. Denn es ist die Epoche, in der aus einer kleinen Duodez-Residenz die Hauptstadt eines, auch territorial bedeutenden, Großherzogtums geworden ist. Zudem jene Epoche, die Karlsruhe das unverwechselbare Antlitz der „klassisch gebauten Stadt“ gegeben hat, und die untrennbar mit dem Namen Friedrich Weinbrenner verknüpft ist.

Mit lebhaften Farben malt Hartleben die Bauten Weinbrenners in sein Gemälde der Residenzstadt: Die *neue* evangelische und die

neue katholische Stadtkirche, die Synagoge, die Palais der Markgräfin Amalie und der Gräfin Hochberg am Rondellplatz, Wohn- und Gasthäuser sowie die in einer Hauptstadt notwendigen Behördenbauten.

Und erstaunlicherweise läßt sich der Jurist, Beamte und Statistiker Hartleben bei der Würdigung der Weinbrenner-Zeit einmal vom Gefühl zu der Behauptung hinreißen:

„Diese zweite und eigentlich glänzende Epoche, in welcher den Gebäuden ästhetische Vollkommenheit gegeben wurde, begründete Herr Oberbaudirektor Weinbrenner; er ward für Karlsruhe, was ein Cassutius für Rom war.“

Der Vergleich Weinbrenners mit dem längst vergessenen römischen Baumeister bekräftigt überdies das Titelkupfer, das Hartlebens Text vorgesetzt worden ist. Es zeigt, einem römischen Forum ähnlich, den Karlsruher Marktplatz mit seinen markanten Bauwerken: dem monumentalen Portikus und dem Turm der neuen evangelischen Stadtkirche und, ihr gegenüber, die wuchtige Fassade und den Turm des Rathauses.

Doch irgendwie entspricht der Kupferstich nicht dem gewohnten Bild des Marktplatzes. Es fehlt nämlich das Wahrzeichen des Platzes und der Stadt: die Pyramide, die schon 1815 als hölzernes Provisorium die Gruft des Stadtgründers deckte, die ursprünglich unter der 1807 abgebrochenen Kirche der Eintracht lag:

An dieser Stelle steht ein Kolossaldenkmal, und wenn man sich etwa bis zur Mitte des Textes durchgelesen hat, findet man die dazugehörige Erläuterung:

„Wird einst nach dem Plan des Herrn Oberbaudirektors Weinbrenner auf die dermalen mit einer Pyramide bedeckte Ruhestätte des erhabenen Stifters der Stadt dieses bereits im Modell fertige Denkmal errichtet . . . , so werden wenige Plätze deutscher Städte auf Gleichstellung Anspruch machen können.“

Das vom Bildhauer Philipp Scheffauer entworfene Denkmal zeigte auf einem mächtigen Sockel die römische Stadtgöttin Rhea mit

dem Aschenkrug Karl Wilhelms und ihr zur Seite einen Genius, der eine umgekehrte Fackel hielt.

Dieser Entwurf wurde nie verwirklicht. Galt er auch dem „erhabenen Stadtgründer“, seinen Nachfahren schienen in altbadischer Sparsamkeit die Kosten für das Denkmal einfach zu hoch. Und so blieb es – fast möchte man sagen, glücklicherweise – bei der symbolträchtigen Pyramide, wenn auch in Stein. Eine logische Ergänzung zur Pyramide auf dem Marktplatz wurde der ebenfalls auf der Nord-Süd-Achse der Stadt errichtete Obelisk auf dem Rondellplatz. Doch nur aus dem Buch Hartlebens erfährt man, daß diese ebenfalls dem alten Ägypten entstammende und von einer kleinen Pyramide gekrönte Vierkantsäule außer ihrer städtebaulichen und dekorativen Rolle noch eine andere Funktion hätte erfüllen sollen.

„Nach einem noch nicht ausgeführten Plane soll das Rondell ein Obelisk zieren, von welchem aus das ganze Großherzogtum nach Stundensteinen geteilt würde.“

Daß aus diesen astronomischen Basteien nach der Aufstellung der Verfassungssäule, d. h. des Obeliskens so wenig geworden ist wie aus der monumentalen Rhea auf dem Marktplatz und anderen Zukunftsvisionen, mag einen Mann der Statistik und seine Zeitgenossen geschmerzt haben. Die Karlsruher von heute schmerzt es weit mehr, wenn sie bei Hartleben lesen, was es in ihrer Stadt einmal gegeben hat, und was inzwischen, nicht allein durch die Bomben des Zweiten Weltkriegs, verschwunden ist. Ein paar Beispiele dafür mögen genügen.

Da wären die Stadttore zu nennen, die bereits in der Gründerzeit zur Erleichterung des Verkehrs abgerissen wurden, vor allem die zwei schönsten: das Ettlinger und das Durlacher Tor, das Wilhelm Jeremias Müller um 1772 im Zopfstil errichtete.

„Das für die Epoche des alt-französischen nicht unbedeutende Kunstwerk, . . . das den Durchblick in die in ihrer Art einzige Pappel-

allee nach Durlach darbietet, wird seinen Wert zu jeder Zeit behalten.“

Es existiert trotzdem nicht mehr, und auch dem von Friedrich Weinbrenner erbauten Ettlinger Tor ist es nicht anders ergangen. Mit seinen vier wuchtigen Säulen und dem markanten Dreiecksgiebel bildete es den Abschluß der vom Schloß über den Markt- und den Rondellplatz führenden Straße, die wegen des einzigartigen Wechsels ihrer Plätze von vielen Weinbrenner-Protagonisten als „Via triumphalis“ der Residenz gepriesen wurde.

„Nicht zu militärischen Zwecken bestimmt, öffnet das Ettlinger Tor den Eingang in das friedliche Karlsruhe von einer Seite, wo nicht nur die Stadt sehr angenehme Umgebungen hat, sondern auch den Eintretenden durch den freien Blick in ihren schönsten Teil über- rascht.“

Auch von diesem wie von allen anderen Toren ist – als es 1872 abgerissen wurde – nur der Name geblieben, und der bissige, geradezu noch immer aktuell wirkende Kommentar eines Satirikers: „Die Tore sind wir los, die Tore sind geblieben!“

Ähnlich ist es den einstigen Gärten ergangen. 1815 konnte Hartleben in seinem „Gemälde der Residenzstadt“ noch anerkennend vermerken:

„Frühzeitig schon haben Badens Fürsten die schöne Gartenkunst mit besonderer Liebe gepflegt. Sie erkannten, daß der Geschmack an der Natur den Geist verfeinere, jede ungestüme Leidenschaft besänftige und den edleren Ehrgeiz erwecke, die Erde zu verschönern, nicht sie zu verheeren.“

Nach dieser malerischen, wenn auch hier sehr gestrafften Vorbemerkung kommt die Statistik wieder zu Wort und zählt nacheinander auf: den Schloßgarten, den Fasanengarten, den Botanischen Garten.

Alle folgenden, seien es der Garten der Markgräfin Amalie, der Hartleben übrigens sein „Statistisches Gemälde“ gewidmet hat, seien es der Gräflin Hochbergische Garten oder

der Garten des Markgrafen Ludwig, sind längst parzelliert, durch Straßen verpflastert und überbaut – bestenfalls in Plätze oder kommunale Grünanlagen umgewandelt.

Welches Aussehen die Gärten von 1815 hatten, wie man sie gestaltet hat, vermittelt beispielsweise die Schilderung, die Hartleben vom Garten des Markgrafen Ludwig gibt, der später auch unter dem Namen „Hirschgarten“ noch einigermaßen bekannt geblieben ist:

„In diesem Garten, jetzt noch vor – vielleicht aber bald innerhalb der Stadt herrschen Einfachheit, Anmut, Leichtigkeit und Reiz.“

Dieses Mal hat Hartleben die Entwicklung der Stadt richtig vorausgesehen. Heute erinnert nur noch der Straßennamen „Hirschstraße“ an den gefälligsten Teil dieses Gartens.

„Ein kleiner Park, mit Hirschen besetzt, belebt die Waldanlage, fixiert eine Menge Vorübergehender und gibt der Kinderwelt auch einen Anteil an den mannigfachen Genüssen, welche das ganze Garten-Kunstwerk reichlich spendet. – Überhaupt ist diese Anlage frei und offen wie der Blick des Besitzers. Eine einfache Einfassung von Staketen erleichtert die Einsicht in den Garten von der Straße her, und nur der geringste Teil desselben ist mit einer Mauer eingefaßt.“

Fast scheint es, als habe Hartleben auch mit diesem Genrebildchen in biedermeierlicher Manier sein Statistisches Großgemälde ein wenig beleben wollen, und es verrät zudem, daß der Herr Rat kein trockener Jurist, kein verknöchertes Beamten, sondern ein Mensch, und daß sein Buch für Menschen bestimmt war. Selbst wenn es anfänglich so aussieht, als seien die Menschen in der Residenz für ihn nur Objekte für statistische Ziffern gewesen. So figurieren sie in seinen Tabellen zunächst nur als ansteigende Zahlen, aufgeschlüsselt nach Geschlecht und Konfession, nach Lebensaltern oder Gesundheitszuständen, nach physischer Beschaffenheit und nach ihrer Abstammung:

„Die Stadt wurde 1715 durch Menschen aus verschiedenen Landesgegenden bevölkert. Nur insofern die Mehrheit derselben badischen Ursprungs war, konnte sich in der folgenden Generation eine körperliche Beschaffenheit derselben charakterisieren.“

Schließlich aber räumt Hartleben ein, auch aus der einstigen Markgrafschaft Baden-Baden, aus dem Fürstbistum Bruchsal oder aus dem Breisgau seien Familien vor und nach dem Jahr 1800 in die Residenz gezogen. Trotzdem könne man immer noch feststellen: „Daß die Karlsruher in der Mehrzahl eine sehr kräftige körperliche Constitution haben, mehr klein als groß, meist korpulent sind. Was man an einer ausgezeichneten Körperbildung vermissen möchte, ersetzen eine blühende Gesichtsfarbe und starker Körperbau. Die Gesichtszüge verraten unverkennbar deutschen biedereren Sinn und Charakter, weshalb man selten einen Karlsruher als einen Franzosen oder Italiener ansehen würde.“

War Hartlebens Bild der Karlsruher Männlichkeit auch ein wenig fleischig und grob gesehen: die Karlsruherinnen porträtierte er wohl ähnlich, aber nicht ohne Charme:

„Die hiesigen Frauenzimmer nähern sich diesem Bilde der Männer so sehr, als es die ihrem Geschlechte eigene zärtere Bildung möglich macht. Auch sie sind mehr klein als groß, nicht sehr schlank, dagegen aber gerundet und blühend ohne Schminke.“

Doch dann spart Hartleben nicht an Komplimenten für die gesitteten Frauenzimmer der Residenz und betont nachdrücklich:

„Höchst selten beobachtet man an ihrem Äußeren die Zeichen der Weichlichkeit und üppiger Lebensart, wodurch das schöne Geschlecht in so manchen anderen Residenzen an seinem Wert verliert. Und findet der Beobachter in Karlsruhe vielleicht seltener ausgezeichnete weibliche Schönheit, so wird er dagegen umso weniger von dem unangenehmen Anblick ausgezeichneter Häßlichkeit überrascht werden.“

Alles in allem: glichen die Karlsruher Einwohner des Jahres 1815 weder Apollo und Venus in allen Stücken, es müssen brave Frauen gewesen sein – und tüchtige Mannsbilder. Denn, abgesehen von jenen, die bei Hof, in den Kanzleien oder beim Militär in Diensten standen, bildeten die Bürger einen in der Residenz doch schon recht bedeutenden Gewerbestand, und Hartleben gibt dazu folgende Zahlen:

Sechs Fabriken mit 157 Arbeitern, die Tabakwaren, Kutschen und Chaisen, Möbel, Spiel- und Visitenkarten, Farben und Tapeten produzieren.

Einen breiten Raum nehmen in der Statistik auch die Handwerker ein, die Bierbrauer, die Kutscher, Fuhrleute und Hauderer, die Grossisten und Banquiers sowie die Krämer, insgesamt über 700, zu denen sich noch die Wirte von 31 Gasthäusern, 19 Bier- und Branntweinstuben und Kaffeehäusern gesellen.

Eines jedoch ist dem sonst so akribischen Beobachter offenbar doch entgangen: nämlich daß es im Karlsruhe von 1815 auch schon eine Unternehmerin gab. Nach der Notiz eines Reisenden dirigierte sie – die dabei Männerkleidung trug – eine Glashütte.

Bei soviel Tüchtigkeit beider Geschlechter darf jedoch keineswegs der Eindruck entstehen, die männlichen und weiblichen „Briganten“ des Jahres 1815 seien völlige Banausen gewesen. Spießbürger, die keine höhere Bildung, keine Kultur gekannt hätten. Solche Vermutungen widerlegt Hartleben gründlich, sowohl mit statistischem Material, als auch mit ausführlichen Schilderungen, zusammengefaßt in einem umfangreichen Kapitel, „Geistige Zustände“ überschrieben. Im einzelnen werden darin aufgezählt:

Schulen, die von Knaben vom 6. bis 13. Lebensjahr, von Mädchen ein Jahr weniger besucht werden; aber auch private Lehranstalten wie die der Frau Graimberg, die später die Kinder der Großherzogin Stephanie ausbilden sollte.

Das Lyceum, dem bis zum Jahr vor Erscheinen von Hartlebens Statistik Johann Peter Hebel als Direktor vorstand.

„Es gibt ein Institut für Taubstumme und sogar eines für russische Bildung. Fachschulen bestehen für Militärs und Hofpagen, für Ingenieure, für Wund- und Tierärzte. Außerdem Bildungsanstalten für Forstleute, Kunst und für Architektur. Für begabte Kinder und Jugendliche besitzt die Residenz eine Zeichenschule und eine Musikschule, „gegründet vom Oberbürgermeister Griesbach, dem Bürgermeister Dollmäsich mit mehreren Freunden der Tonkunst, in dem bereits junge Leute, welche Talent und Neigung haben, das Blasen irgendeines Instruments erlernen und so ein erfreulicher Nachwuchs sein können für öffentliche Konzerte, Kirchenmusik und für das Orchester des Hoftheaters.“

Mit den Stichworten „Öffentliche Konzerte“ und „Hoftheater“ ermöglicht dieses statistische Werk auch einen interessanten Einblick ins Karlsruher Kulturleben Anno 1815 und charakterisiert das Verhalten des Konzertpublikums und Anforderungen an die auftretenden Künstler, „wenn sie vor der Gefahr, einen Teil der Kosten selbst zu tragen, gesichert sein wollen.“

Keine kritische Anmerkung, nur uneingeschränkte Bewunderung spricht aus Hartlebens Beschreibung zum Theatergebäude, das Weinbrenner 1808, mit Ausnahme der säulengeschmückten Fassade, fertiggestellt hat. Jedes Detail des Bauwerks wird genau aufgezählt: das Fassungsvermögen für 2000 Personen, seine architektonischen Einzelheiten vom Proszenium bis zu den Galerien und Logen, von der Bühne bis zum Dachwerk – und schließlich summiert Hartleben als Vorzüge des 1847 in einem furchtbaren Brand



Besonders bemerkenswert ist das Titelkupfer zu Hartlebens Werk. Es zeigt den Marktplatz mit dem geplanten, aber nie ausgeführten Monumental-Denkmal über der Gruft des Stadtgründers, mithin an der Stelle der heutigen Pyramide

zugrunde gegangenen Hauses in dem lapidaren Satz:

„Sie erheben dieses Theater in die Reihe der ersten Deutschlands.“ Auch andere kulturelle Einrichtungen bietet die Residenz ihren Bürgern: Die Hofbibliothek, das Münzkabinett, die Physikalische und Naturaliensammlung, die Gemäldegalerie und das Kupferstichkabinett, Buch- und Kunsthandlungen. An dieser Stelle erlaubt sich Hartleben ein bißchen „Schleichwerbung“ für seinen Verleger, denn er weist seine Leser darauf hin:

„Was dem literarischen Karlsruhe bisher noch wesentlich fehlte, war eine ganz entsprechende Sortiment-Buchhandlung. Dieses Bedürfnis hat Herr Buchhändler Braun befriedigt. Sein Lager ist das beträchtlichste im Großherzogtum . . .“

Mindestens ebenso beträchtlich erscheint daneben die Menge der in Karlsruhe um 1815 ansässigen und schreibenden Zeitgenossen. Hartleben hat ihnen zum Abschluß seines statistischen Gemäldes einen besonderen „literarischen Anhang“ gewidmet, und man kann sich beim Blättern in diesem Kapitel seine eigenen Gedanken über die Vergänglichkeit literarischen oder publizistischen Schaffens machen.

Gewissenhaft wie in den vorausgegangenen Kapiteln erwähnt Hartleben in diesem Anhang, sage und schreibe, 66 Namen, kurzum alle jene, die damals in der Residenz die Feder gerührt haben: Theologen, Pädagogen, Historiker, Autoren, Publizisten und Journalisten.

Heute kennt man von ihnen nur noch Johann Peter Hebel, Johann Heinrich Jung-Stilling und vielleicht noch Ernst Julius Leichtlin, bekannter als „Lampadius“, oder Aloys Schreiber.

Immerhin aber kann man aus der großen Zahl schreibender Leute erkennen, daß in der Stadt geistiges Leben blühte, aus dem ein leb-

hafter Gedankenaustausch hervorgehen mußte – und eine kultivierte Geselligkeit, wie sie in dem aus dem Leseverein entstandenen „Museum“ gepflegt wurde.

Der Gesellschaft dieses Namens gehören über 400 Mitglieder an, Männer und Frauen aus dem Bürgertum und Adel. Sie treffen sich seit 1813 in einem schönen und geräumigen Haus, das Friedrich Weinbrenner für die Museums-Gesellschaft erbaut hat: zur Konversation, zu musikalischen und literarischen Vorträgen, zu Bällen und zum allgemeinen Gedankenaustausch oder zur Lektüre der aufliegenden Zeitungen. Doch hin und wieder steht auch eine Exkursion auf dem Programm.

Denn trotz aller geistigen und kulturellen Interessen sind die Karlsruher jener Jahre keine Stubenhocker. Das weiß natürlich auch Hartleben, und deshalb hat er dem statistischen Gemälde der Residenzstadt auch Landschaftsbilder ihrer Umgebungen beigelegt. Ob er damit den Blick auf Dörfer wie Beiertheim oder Rüppurr lenkt, auf Schlösser wie Gottesau und Scheibenhard oder auf die Nachbarorte Mühlburg und die Altresidenz Durlach unterm Turmberg, einerlei:

„Auf welcher Seite man aus der Stadt deren nähere Umgebungen betritt, überall finden sich von der Natur oder Kunst bereitete angenehme Spaziergänge, Erholungsplätze mannigfaltigster Art sowie interessante Gegenstände unserer Aufmerksamkeit würdig.“ Damit ist der letzte Pinselstrich am „Statistischen Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebung“ getan – und noch einmal summiert der Verfasser alle Tabellen, Zahlen, Beschreibungen und Erklärungen in den optimistischen Schlußsatz:

„So ist Karlsruhe der Epoche nahe, wo man es nicht nur eine schöne Hauptstadt, sondern vielmehr eine der schönsten Residenzstädte Deutschlands . . . wird nennen dürfen.“

Vor 400 Jahren bekam die Große Kreisstadt Emmendingen die Stadtrechte

Der 1. Januar 1590 zählt zu den wichtigsten Daten der Region

Gernot Umminger, Emmendingen

Emmendingen – Tor zum Schwarzwald und Kaiserstuhl – dieser Fremdenverkehrswerbeprospekt trifft genau die geographische Lage Emmendingens. Wenn R. Hüttner schreibt: „Der geologische Bau prägt das Erscheinungsbild jedes Landes. In ihm ist weitgehend die natürliche Ausstattung der Landschaften festgelegt, und diese bilden das Fundament für Besiedlung und Wirtschaft von den Anfängen bis heute . . .“¹⁾, so werden wir landeskundlich diese Feststellung nachvollziehen. Einen geologisch- und landschaftlichen Überblick der Emmendinger Region finden wir in den Erläuterungen zu Blatt 7813 Emmendingen der Geologischen Karte von Baden-Württemberg 1:25 000.²⁾ Emmendingen ist am Nordrand der Freiburger Bucht gelegen. Hier im Gebiet von Freiburg im Breisgau biegt der Gebirgsrand des Schwarzwaldes auffallend buchtartig nach Osten ein. Infolge ihrer tiefen, vom Gebirgsrand halbkreisförmig umgebenen Lage hat die dadurch gebildete Freiburger Bucht Anteil an der klimatischen Gunst der Oberrheintiefenebene und zeichnet sich durch warmes Klima aus. Dies trifft auch auf die Emmendinger Vorberge zu, die klimatisch sehr begünstigt sind.³⁾ Schon die Uranfänge der Siedlung „Anemuotinga“⁴⁾ nutzten die geographisch verbindende Lage zwischen der Oberrheinebene und der Vorbergzone aus im Breisgau, jenem alten alemannischen Gau am Oberrhein. Der Breisgau reichte ursprünglich vom Rheinknie bei Basel nordwärts bis zur Bleich. Dort grenzte der Breisgau an die alemannische

Gaugrafschaft der Mortenau. Als alte Siedlungslandschaften endeten Breisgau und Mortenau am Westrand des Schwarzwaldes. Mit der Rodung der Vorberge und dem mittelalterlichen Landesausbau in den Schwarzwald hinein, weitete sich der Begriff. Die deutsche Landeskundeforschung hat die Ursachen aufgedeckt, die zu der gegensätzlichen Entwicklung der alten offenen Gaue und der Rodungslandschaften geführt haben. Wenn wir uns weiterhin dieser Auffassung, die Robert Gradmann⁵⁾ mit seiner „Steppenheide-theorie“ begründet hat, anschließen, so dürfen wir als Breisgau nur das alte offene Siedlungsland zwischen Schwarzwald und Rhein bezeichnen. Unbestritten ist Freiburg die Hauptstadt des Breisgaus, wie das seit alters her auch in ihrem Namen zum Ausdruck kommt: „Freiburg wurzelt zunächst im Breisgau, im alten Siedlungsland der geologischen und geographischen Bucht, die nach der Stadt benannt wurde.“⁶⁾ Nachdem anno 1550 Sebastian Münster in seiner „Cosmographia universa“ die Stadt Freiburg und den Breisgau schildert: „Friburg im Brißgöw . . . Der Brißgöw ist ein guts kleins Land/hat alle notturft“⁷⁾, faßt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein berühmter Amsterdamer Atlas das allgemeine Urteil über Landschaft und Stadt so zusammen: „. . . Das Brißgöw oder Breisgöw, welches nach etlicher Meinung daher also genannt wird, dieweil es wegen seiner Fruchtbarkeit unter vielen Ländern den Preis hat und auch dem Elsaß selbsten nichts bevor gibt . . . hat an Wein und Getreid

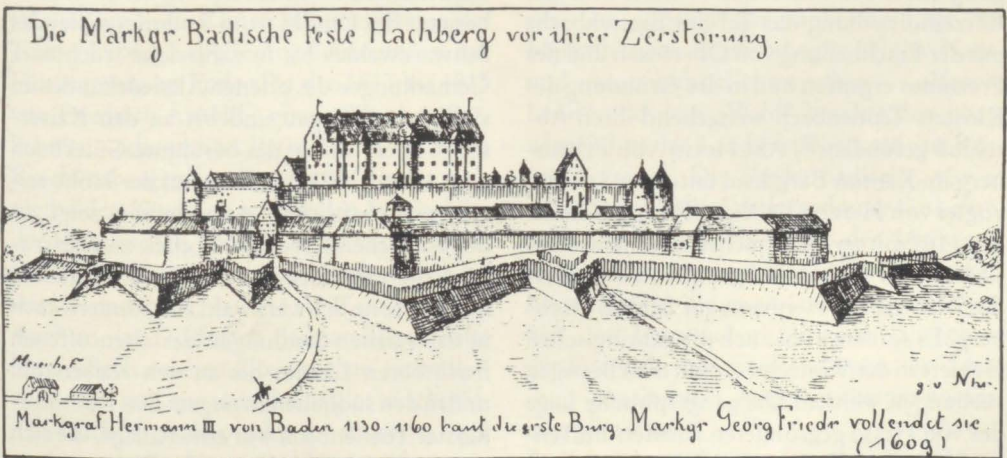
ein fruchtbar Feld und sonsten auch in allem, was der Mensch zur Aufenthaltung seines Lebens bedarf, ein voll Genüge . . . und hat vor Zeiten ein Meil wegs davon ein reich und stattlich Bergwerk von Silber gehabt . . .“⁸⁾ In diesem von der Natur so günstig vorgegebenen Landschaftsraum liegt Emmendingen. Die Anfänge der Siedlung Emmendingen können wir nur durch unsere landeskundlichen und siedlungsgeschichtlichen Kenntnisse erschließen. Wie zahlreiche Funde aus allen vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Zeiten beweisen, stellt die Region um Emmendingen – der Breisgau – uraltes Siedlungsland dar.⁹⁾ Mit dem Zusammenbruch der Römerherrschaft in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts im ehemaligen Dekumatland¹⁰⁾ – die elbgermanischen Alemannen¹¹⁾ durchbrachen den Limes und siedelten sich im rechtsrheinischen südwestdeutschen Raum an – beginnt die germanische Landnahme. Im 4. Jahrhundert war die Besiedlung des Breisgaus durch die Alemannen vollendet; in dieser Zeit wurden auch die -ingen-Orte gegründet¹²⁾. Hier ist zu bemerken, daß bei den Ortsnamen der Landnahmezeit ein Zusammenhang etwa der Ortsnamen auf -ingen (alemannisch) oder -heim (fränkisch) mit bestimmten Stämmen, wie ihn W. Arnold¹³⁾ angenommen hat, heute nicht mehr haltbar ist¹⁴⁾. Daß Emmendingen eine alemannische Siedlungsgründung ist, beweisen zwei Tatsachen: „Es kann heute wohl nicht mehr bezweifelt werden, daß Emmendingen alemannischen Ursprungs ist und daß es zu den ältesten alemannischen Siedlungen des Raumes gehört. Dieser Schluß läßt sich aus seinem Namen und seiner geographischen Lage ziehen. Nachdem die Römer in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts die Reichsgrenze bis an den Rhein zurückverlegt hatten, siedelten sich im rechtsrheinischen Gebiet die Alemannen an. Im 4. Jahrhundert war ihr Besitz im Breisgau nicht mehr umstritten. In dieser Zeit wurden auch die -ingen-Orte gegründet. In der ältesten überlieferten Form

heißt Emmendingen ‚Anemoutingen, . . . Die erste urkundliche Erwähnung Emmendingens stammt vom 7. Juni 1091. Oudalrich de Anemoutingen tritt in einer Urkunde des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen als Zeuge des Grafen Burkhart von Nellenburg auf . . .“¹⁵⁾ „Drei Jahre später, am 2. April 1094, schenkt in Schaffhausen ein Theodericus diesem Kloster seinen in Emmendingen, Zeismatt, Riegel, Reichenbach, Windenreute und Bahlingen gelegenen Besitz für den Fall, daß er ohne eheliche männliche Nachkommen sterben sollte. Dies ist der Tag, an dem Emmendingen erstmals aus dem Dunkel der Vorzeit in das helle Licht der Geschichte tritt. Man sieht in ihm gemeinhin den Geburtstag unserer Stadt . . .“¹⁶⁾ Anemoutingen ist ein patronymischer Ortsname und heißt: bei den Nachkommen oder der Sippe des Anemuot. Es ließen sich zahlreiche Beispiele dieser patronymischen Ortsnamengebung anführen. Es soll aber genügen mit dem Beispiel von Gundelfingen. Bei den Gundelfingern, d. h. bei den Nachkommen oder der Sippe des Gundolf, hieß ursprünglich das heutige Gundelfingen. Die Schreibweise des Ortsnamens Anemoutingen änderte sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder.¹⁷⁾ Der Vollständigkeit halber sei hier noch angeführt, daß Heinrich Maurer in seiner Festschrift zur dritten Säkularfeier des Bestehens der Stadt 1890 den Namen Anamuot anführt, welcher sich zweimal in Urkunden des Benediktinerklosters Lorsch¹⁸⁾ an der Weschnitz aus den Jahren 798 und 808 vorfindet und Anamut, verkürzt Ammut, geschrieben wird.¹⁹⁾ Die Herren von Emmendingen gehörten ursprünglich wohl dem Stand der freien Herren (nobiles) an, standen aber im 12. Jahrhundert in einem Dienstverhältnis zu den Grafen von Nimbürg. Diese waren Vögte der Clunienser im Breisgau, nämlich der Klöster St. Ulrich und Sölden. Über die Bedeutung des im Zuge der Cluniensischen Reformbewegung 1161 von den Herzögen von Zähringen gegründeten Zisterzienserklosters Tennen-

bach in der Emmendinger Vorbergzone im Tal des Brettenbaches, werden wir später noch hören. Welche Rolle Oudalrich de Anemoutingen (1091) und Theodericus (1094) im Breisgauer Adel spielten und wie ihr Verhältnis zu den Zähringern war, ist infolge des Mangels weiterer Quellen nicht zu erschließen. Ob dieser Zeuge (Oudalrich 1091) und der Schenker der oben genannten Güter (Theodericus 1094), Verwandte des benachbarten Grafengeschlechtes derer von Nimburg waren, ist nicht nachweisbar.²⁰⁾ Im 11. Jahrhundert erscheinen die Herren von Hachberg. Ein Erchenbold von Hachberg befand sich 1125 im Gefolge des Kaisers Heinrichs II. in Straßburg.²¹⁾ „Das Schloß ‚Haberc in Brisgovia,‘ wird erstmals erwähnt in einer Urkunde des Bischofs Udalrich von Konstanz vom Jahre 1127²²⁾ „Zu jener Zeit pflegten sich die Herren bereits nach den in ihrem Besitz befindlichen Burgen zu nennen, so daß das Schloß Hachberg vermutlich schon im elften Jahrhundert bestand und den Herren von Hachberg gehörte“²³⁾. Der Name kommt eventuell von „Hach-Habicht“²⁴⁾ Die Schreibweise des Namens änderte sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder: „Hahperch“ (1256), Hahberg (1261), Hahberc

(1266), Hauchperch (1275), Hahperg (1298).²⁵⁾ Nach dem Aussterben der Herren von Hachberg kam das Schloß in den Besitz der Markgrafen von Baden, die sich von Hachberg nannten und eine Herrschaft dieses Namens schufen (1197). 1218 war die Burg Sitz der Familie.²⁶⁾ Das Schloß Hachberg oder Hochberg, wie es seitdem genannt wurde, war bei seinem Übergang an die Markgrafen von Baden schon ein recht stattlicher Bau, welcher durch seine Größe und Befestigung alle anderen Burgen der Umgebung übertraf. Die badisch-markgräfliche Linie nahm den Namen der Burg an seit 1218 und nannte sich fortan von Baden-Hachberg. Für den Breisgau und das Markgräfler Land wurden sie die bestimmenden Herren des badischen Hauses.

„Die Hochburg liegt nahe der Südspitze der Lahr-Emmendinger Vorbergzone des Schwarzwaldes. Charakteristisch für dieses zerhackte Gebiet mit reich gegliederter Bruchtektonik ist die schmale Buntsandsteinscholle des Hornwaldes, die nach Osten steil, zum Westen hin sanfter abfällt. Der Bau- platz der Burg ist durch einen ebenfalls verwerfungsbedingten Sattel nochmals abgesetzt und liegt mit etwa 335 m etwas tiefer als



Die margräflich Badische Festung Hachberg vor ihrer Zerstörung

der höchste Punkt des Hornwaldes (358 m). Letzterer stößt nach Süden bis zum Austritt der Elz in die Freiburger Bucht vor. Aber nicht hier, sondern auf der abgewandten Nordseite entstand die Burg, der man somit wohl kaum eine strategische Lage sondern nur die Deckung des Zugangs über das Bretental zum Freiamt zuschreiben kann. Günstige Voraussetzungen zum Burgenbau hat der anstehenden Hauptbuntsandstein, der tatsächlich in mehreren Brüchen im Hornwald aufgeschlossen ist und beinahe eben zur Burg hin transportiert werden konnte. Der teilweise lößüberdeckte Westhang des Burgbereichs eignete sich zum Ackerbau. Dafür scheint erst die hochmittelalterliche Rodung Platz geschaffen zu haben, während weiter westlich und südlich sich mit den Orten Emmendingen und Denzlingen das Altsiedelland ankündigt und das südöstlich gelegene Sexau auch noch in die Karolingerzeit zurückreicht, deuten die unmittelbar benachbarten Orte Kollmarsreute (1541) und Windenreute (1094) auf hochmittelalterliche Rodung. Der Weinbau spielte auf der Burgemarkung kaum eine Rolle, es ist nur ein kleiner Rebgarten verzeichnet. Die eigentlichen Burgwingerten lagen auf der Nachbargemarkung Windenreute . . . Die Siedlungsbewegung hat wohl rasch und in der Form der Einzelhofsiedlung das Tal des Brettenbachs mit der Erschließung von Obersexau und des Freiamtes ergriffen und in der Gründung des Klosters Tennenbach weitgehend ihren Abschluß gefunden.²⁷⁾ Abt Hesso von Frienisberg im Kanton Bern kam unter der Schirmvogtei von Herzog Berthold IV. von Zähringen 1161 mit zwölf Mönchen und erwarb das Gelände im Tennenbachgrund in Gegenwart des Markgrafen Hermann auf Schloß Hachberg. Es sollten wohl auch die zähringischen Gebiete in der Westschweiz mit dem Breisgau verbunden werden. Die geographische Lage des von Hesso gegründeten Klosters im Tennenbachtal – offenbar in der Umgebung von Tannen errichtet²⁸⁾ – spiegelt die Besonder-

heit der Zisterzienser-Gründungen vortrefflich wieder. Die älteren Benediktinerklöster liegen im alten offenen Altsiedlungsland oder in dessen unmittelbarer Nähe, denn sie benutzen dieses als Siedlungs- und Wirtschaftsbasis – sie sind ein der Anschauung und Betrachtung zugewandter Orden. Dagegen drangen die Rodungsklöster der Zisterzienser in bisher unerschlossene Waldgebiete ein²⁹⁾. Im gleichen Sinn äußert sich der Verfasser dieser Arbeit: „. . . Drei Klöster wurden vor allem in früher Zeit für den Kraichgau bedeutend. Das ist zunächst das Bekannte Zisterzienserkloster Maulbronn, welches im jungen Kulturland der nur schwer zu bearbeitenden Keuperböden im Strom- und Heuchelberggebiet die Bergwälder rodet“³⁰⁾ Zurück zum Zisterzienserkloster Tennenbach, welches im Zuge der zähringischen Politik der Besiedlung und politischen Erfassung des Schwarzwaldes 1161 gegründet wurde. Zur Besiedlung der weiten Waldflächen zog Tennenbach Siedler heran – den Namen Himmelpforte (Porta Coeli) ersetzten Mönche und Volk durch den offenbar älteren Namen Tennenbach. Das Zisterzienserkloster Tennenbach wurde bevorzugte Grablege der Grafen von Freiburg und der Markgrafen von Hachberg. Tennenbach entwickelte sich zu einem der reichsten Grundbesitzer des Landes, vom Rodungsgebiet des Schwarzwaldes bis in zahlreiche fruchtbare Gemarkungen des offenen Altsiedellandes im südlichen Breisgau und bis an den Kaiserstuhl. Hiervon legt das berühmte Güterbuch vom 1341, das Tennenbach auf der Höhe seiner wirtschaftlichen Ausdehnung zeigt, in der Badischen Landesbibliothek zu Karlsruhe ein beredetes Zeugnis ab. Dieses führt nicht nur Besitz im Schwarzwald auf, sondern auch in zahlreichen Siedlungen des alten offenen fruchtbaren Landes bis an den Kaiserstuhl und in den südlichen Breisgau. Das Rodungskloster Tennenbach war eine Anlage, die sich streng an die Richtlinien der Zisterzienserbaukunst hielt: ein dreischiffiges Münster mit

Querschiff und flach geschlossenem Chorquadrat, turmlos – nur ein Dachreiter (siehe heute noch in Maulbronn) – und schlicht, die besonderen Kennzeichen der Cluniazensischen Reformbewegung! Für den Landesausbau zog Tennenbach Siedler heran, die in der Verfassungsgeschichte des Freiamtes als „darkumen l'ute“³¹⁾ eine Rolle spielten: Sie gaben den Oberländer Markgrafen von Hachberg-Baden die Handhabung zur Aufrechterhaltung ihrer Gerichtsbarkeit über diese und andere freie Bauern. Im Armagnaken – (1444) – und Bauernkrieg (1525) wurde Tennenbach verwüstet. Ab 1726 nach Plänen Peter Thumbs als regelmäßige Barockanlage neu errichtet, fiel es endgültig der Säkularisation zum Opfer. Die noch erhaltene mittelalterliche Klosterkirche – neben den barocken Bautakten des Neubaus – überführte man 1829 in Quadersteinen nach Freiburg und errichtete daraus die evangelische Ludwigskirche, die 1839 eingeweiht wurde. Beim Bombenangriff wurde sie 1944 vernichtet.³²⁾ Heute steht im stillen Tal – unweit der Hochburg und von Emmendingen – nur noch eine kleine frühgotische Kapelle aus dem 13. Jahrhundert, die ehemalige Krankenkapelle des einst so bedeutenden Zisterzienserklosters Tennenbach.³³⁾ Die katholische Stadtpfarrei von Emmendingen, St. Bonifatius, feiert alljährlich am Feste Christi Himmelfahrt in der Tennenbacher Kapelle eine Betsingmesse mit Flursegnung im Freien. In der 1813 bis 1815 von Friedrich Arnold – einem Weinbrenner-Schüler – erbauten St. Petronella-Kirche von Kiechlinsbergen im Kaiserstuhl finden sich die beiden barocken wertvollen Seitenaltäre der abgerissenen Klosterkirche von Tennenbach. Der Ort war ehemals Besitz des Klosters Tennenbach, so 1344, 1377 und 1407.³⁴⁾ Auch in der Dorfmark Emmendingen hatte Tennenbach reichen klösterlichen Grundbesitz, dem nur ein unbedeutender markgräflich-Hachbergischer Herrschaftsbesitz gegenüberstand. Aber die Markgrafen von Hachberg, die auf der nahe Emmendingen

gelegenen Hochburg hinter Maleck residierten, hatten eine weitaus bedeutendere Stellung inne: die hohe Gerichtsbarkeit die sie von der Landgrafschaft im Breisgau übernahmen.

Hierzu hat sich Heinrich Maurer 1881 geäußert: „Die Landgrafschaft im Breisgau. Ein Beitrag zur Geschichte des badischen Fürstenhauses“. (Beilage zum Programm der höheren Bürgerschule in Emmendingen). Emmendingen 1881. Markgraf Otto II. von Hachberg verkaufte im Jahre 1415 die Herrschaften Hachberg und Höhingen an den Markgrafen Bernhard I. von Baden. Auf Betreiben des neuen Landesherren erhielt Emmendingen 1418 durch König Sigmund die Marktrechte. Der Rückschlag durch eine Verbindung der benachbarten breisgauischen österreichischen Städte Freiburg, Breisach und Endingen mit Basel und Straßburg, welche in der Frühe des 12. Juni 1424 den markgräflich-badischen Marktstellen gänzlich niederbrannten, verhinderte lange, daß der Marktort Emmendingen für das Umland Bedeutung erlangte. Erst nach einer langen Wiederaufbauphase nach dem oben beschriebenen „Mühlburger Krieg“ führte Markgraf Karl II. 1572 den zeitweise überhaupt nicht mehr oder nur sehr unregelmäßig abgehaltenen Wochenmarkt in Emmendingen wieder ein. Die günstige geographische Lage des Marktortes Emmendingen an der Naht- und Austauschstelle zwischen „offenem Land“ und dem „Wald“ brachte den überwiegend in der Landwirtschaft tätigen Bauern Vorteile. „Die älteste badische, wie es scheint die älteste Landesordnung für Leineweber überhaupt“³⁵⁾, ist die der Markgrafschaft Hachberg vom Jahre 1584. Schon früher waren hier die gesamten Meister des Wollen- und Leineweberhandwerks jährlich in der Ratsstube von Emmendingen zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten zusammengekommen . . .“³⁶⁾

Bedeutend war der Bergbau. Schon zu Zeiten der ersten Zähringerherzöge waren erfahrene



Nur noch eine kleine frühgotische Kapelle aus dem 13. Jahrhundert erinnert im stillen Tal – unweit der Hochburg – an die große Vergangenheit des Zisterzienserklosters Tenmenbach

Bergleute in den Schwarzwald gekommen, den sie als Gebirge mit Erzgängen erkannten, und suchten nach ergiebigen, abbauwürdigen Lagerstätten. Fündig – um den Fachausdruck der Bergmannssprache zu benutzen – wurden sie am Schauinsland südlich von Freiburg.³⁷⁾ Aber auch in der Emmendinger Vorbergzone wurde man fündig. August Beyer, Churfürstl. Sächs. Kobaldinspector und Bergamts-Beyitzer... zu Schneeberg... ordentl. Mitglied der Societät der Bergbaukunde schrieb 1794: „Von der Stadt Emmendingen an ziehen sich die aus dichtem Kalksteine bestehenden Gebirge eine Viertelmeile gegen Morgen nach Moleck zu, dann fängt sich Sandsteingebirg an, welches sich eine halbe Meile weiter gegen Morgen fortziehet, bis zwischen Keppenbach und Reichenbach

uranfängliches Gebirg zum Vorschein kömmt, welches man dort Gneisgebirge nennet. Der grösseste Bestandtheil dieser Gebirgsart ist Feldspath und Quarz, worinnen bald mehr, bald weniger Blättchen von tonbackbraunem und schwarzgrauem Glimmer liegen, und nur selten etwas zu einer weissen Erde aufgelöster Feldspath eingemengt ist... Ueber Vorhof läuft das gedachte ziemlich ansteigende enge Thal nach einer gemachten Krümmung weiter gegen Morgen fort, und heisset sodann das Niederthal... Im Niederthal, im Hochfürstl. Markgräfl. Badenschen Gebiete, liegt eine vergewerkschaftete wichtige Silber- und Bleygrube, das Silberloch genannt...³⁸⁾ „Der Silberlocher Gangzug ist an die tertiäre Bruchtektonik (Schwarzwaldrandverwerfung) gebunden... Dieser Gangzug wurde schon sehr früh auf Silber gebaut... Die Silbergruben werden urkundlich 1218, 1276, 1310 und 1312 genannt. Von 1570 bis 1583 betrieb Markgraf Karl von Baden ein Silberbergwerk...³⁹⁾, führt J. Leiber an.

Mit dem frühen Tod des Markgrafen Karl II. (1577) kam die Herrschaft Hachberg durch Erbteilung an den zweiten Sohn Jakob. Markgraf Jakob III. wurde am 26. Mai 1562 in Pforzheim geboren und wuchs dort auf. Die politische Bedeutung Pforzheims verstärkte sich in dem Augenblick, als Ettlingen und Durlach badische Städte wurden. Jetzt empfahl sich Pforzheim als Residenz der badischen Markgrafen. Die Schloßkirche St. Michael von Pforzheim wurde Grablage der badischen Markgrafen. Doch änderte sich die starke Bindung der badischen Markgrafen an das Neckarland und den Ostrand des Schwarzwaldes recht bald mit der Preisgabe der badischen Ämter Besigheim und Mundelsheim, Liebenzell und Altensteig. Das Schwergewicht verlagerte sich in die Rheinebene. Folgerichtig war die Verlegung der badischen Residenz von Pforzheim nach Durlach im Jahre 1565. Markgraf Jakob wurde nach dem Tod seines Vaters als Fünfzehnjähr-

riger am Hofe seines Schwagers, des Herzogs Ludwig von Württemberg, erzogen. Über Ludwig heißt es, er sei „... ein Nimrod gewesen, oft vom Trunk und Jagdgetöse ermatet“, und von den Trinksitten am Stuttgarter Hof sprach man damals in der weiten Welt.⁴⁰⁾ Doch Jakob war anderen Sinnes.

Er galt als hochbegabt und besuchte von 1578 an die Straßburger Universität. „Am 6. September 1584 verheiratete er sich mit Elisabeth, Gräfin von Palland und Manderscheid und nahm seinen Wohnsitz einstweilen auf dem Schlosse Hachberg, welches in der Erbteilung für seine Residenz geeignet erklärt worden war. Doch behagte ihm später der Aufenthalt auf dem engen Raume des Bergschlosses nicht besonders, und er erwarb in Emmendingen den Hof des Klosters Tennenbach, den ehemaligen Keppenbacher Hof, neben der Kirche. Das ziemlich geräumige Wohnhaus, das eine große Stube, die Kapitelsstube, enthielt, wurde von ihm zu einem Schloßchen umgebaut...“⁴¹⁾ Dies geschah 1588. Längst waren nicht mehr Burgen, sondern Städte die bestimmenden Kräfte wirtschaftlichen Lebens.⁴²⁾ Von seiner mittelalterlichen Festung, der Hochburg, zog der Markgraf Jakob III. 1588 herab in den zentral gelegenen Marktflecken, das Dreihundertseelennest Emmendingen.⁴³⁾ Dessen günstige geographische Lage an der Nahtstelle zwischen offenem Land und dem Wald war ein wirtschaftlicher Anziehungspunkt für die Einwohner der oberen Markgrafschaft. Was fehlte, war eine Stadt! Unter den Herren von Hachberg waren ja schon die Ortschaften Burkheim, Jechtingen, Oberrotweil, Niederrotweil, Oberbergen und Vogtsburg im Kaiserstuhl zu der Herrschaft „Burkheim und der Talgang“⁴⁴⁾ zusammengefaßt worden und der Vorort Burkheim erhielt schon vor 1348 das Stadtrecht.⁴⁵⁾ Was lag näher als die Verleihung der Stadtrechte an Emmendingen! „Die Rechtsmacht zur Verleihung des Stadtrechts hatte Jakob III. als regierender

Fürst des Reichs, als Landesherr, ‚crafft habender Regalien und Fürstlichen Hoheit,‘, wie in der Einleitung des Stadtbrieves ausdrücklich hervorgehoben wird. Das Stadtrecht wurde in Gegenwart des Markgrafen, seiner Hofmeister, Räte und vornehmsten Diener und der ganzen Einwohnerschaft am 1. Januar 1590 vor dem Rathaus publiziert.“⁴⁶⁾ Die Stadtrechtsurkunde Emmendingens hatte im wesentlichen die Verfassung der Geburtsstadt Jakobs III. Pforzheim, vom Jahre 1486 zum Vorbild.⁴⁷⁾

Über die Regierungszeit und den „Gifttod“ Jakobs III. schreibt H.-J. Günther an anderer Stelle in diesem Heft. Der frühe Tod des Markgrafen Jakob III. verhinderte die geplante Weiterentwicklung der jungen Stadt. Seine Stellung als Stadt und Hauptort des



Markgraf Jakob III. erhob Emmendingen 1590 zur Stadt und Residenz

Verwaltungssitzes der Markgrafschaft Hachberg behielt Emmendingen aber bei. Es blieb auch der Tagungsort für die Landstände der oberen Markgrafschaften.⁴⁸⁾ Erst unter der Regierungszeit des Markgrafen Karl-Friedrich⁴⁹⁾ ging es wieder aufwärts. Große Verdienste um Emmendingen erwarb sich der von 1774 bis 1787 hier tätige Landschreiber und Oberamtmann Johann Georg Schlosser, der Schwager Johann Wolfgang von Goethes. Eberhard Gothein meint zu Schlosser: „Einige Jahre später trat mit beinahe unbeschränkter Vollmacht an die Spitze dieses Landesteils der beste Kopf der badischen Verwaltung, Schlosser, der Schwager Goethes. Er ist gleichmässig für die Pflanzung der Industrie wie für die Volkserziehung begeistert . . . war zugleich ein Schwärmer für die ungebrochene Naturkraft seiner Schwarzwälder Bauern . . .“⁵⁰⁾ An anderer Stelle urteilt Eberhard Gothein: „Unter den Männern, die in diesem alten badischen Staatswesen gewirkt und ihm sein Gepräge gegeben haben, gebührt dem Frankfurter Johann Georg Schlosser, dem Schwager Goethes, seiner geistigen Bedeutung nach unstreitig der erste Platz . . . Er konnte sich den Besten seiner Zeit anreihen . . .“⁵¹⁾ Das Urteil Gotheins mag für sich stehen!⁵²⁾ Darüber hinaus kam durch den Schwager Goethes, Schlosser, die Stadt Emmendingen für kurze Zeit in Beziehung zur literarischen Geisteswelt jener Zeit. „Der Name Johann Georg Schlossers wird gemeinhin zuerst mit Goethe in Verbindung gebracht . . . 21 Jahre lang stand er als hoher Beamter in markgräflich-badischen Diensten, und Karlsruhe, vor allem aber die Amtsstadt Emmendingen haben allen Grund, sein Andenken in Ehren zu halten . . .“⁵³⁾ „Dass Emmendingen in der Mitte des Hanflandes liege, und doch die Bauern sich nur mit der Zubereitung des rohen Hanfes begnügten . . . war ein Stein des Anstosses . . . Unter Schlossers Vermittlung kam eine Hanf- und Baumwollfabrik mit Mühlhäuser Kapital zu stande, eine der ersten konzentrierten Anlagen Badens .

..“⁵⁴⁾ Trotz staatlicher Unterstützung mußten die Spinnerei und Weberei bereits nach wenigen Jahren ihren Betrieb wieder einstellen. Drei Tabakfabriken, die damals ihre Tätigkeit hier aufnahmen, konnten sich ebenfalls nicht lange halten. Die Entwicklung industrieller Unternehmungen sollte dem kommenden Jahrhundert vorbehalten bleiben.⁵⁵⁾ „Das Wirken des Oberamtmanns Johann Georg Schlosser hat auch in Emmendingen seine Spuren hinterlassen . . . In vielen Dingen eilte er seinen Zeitgenossen gedanklich weit voraus . . .“⁵⁶⁾ Der Emmendinger Bürgermeister Gaugenrieder vertrat die Große Kreisstadt bei der Eröffnung der großen Schlosser-Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe, der damaligen Residenz des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der im Juni 1774 den 35jährigen, in Frankfurt geborenen Juristen und literarisch reich tätigen – deshalb auch Goethes Freundschaft gefundenen – Schlosser als Oberamtmann ins Hachbergische Land nach Emmendingen verpflichtet hatte.⁵⁷⁾ Die Besoldung als höchstdotierter Beamter Badens ermöglichte es Schlosser, daran zu denken, einen eigenen Hausstand zu gründen und die Einwilligung Vater Goethes zur Heirat mit seiner Tochter Cornelia Goethe zu geben „Ihm war das Glück zu teil geworden, die Hand der geistvollsten Frau ihrer Zeit, Cornelia Goethe zu erlangen.“⁵⁸⁾ Als Beitrag zum Emmendinger Stadtjubiläum erschien als literarische Kostbarkeit als Buch „Cornelia Goethe. Briefe und Correspondance Secr'ete 1767–1769“⁵⁹⁾, erarbeitet von einer Schülergruppe unter Studiendirektor Hans Schoofs vom Goethe-Gymnasium Emmendingen. Wie in der damaligen Zeit üblich, in französisch geschrieben, bescheinigt die literarische Fachwelt der Übersetzungsarbeit der Schüler unter ihrem Französisch-Lehrer höchste Achtung. Gerhard Kiefer spricht von den „Selbstzeugnissen einer leidenden Frau“⁶⁰⁾ und Dorothee Hammerstein betont „Die Ängste der Cornelia Goethe“⁶¹⁾ Nur 26 Jahre und 8 Mo-



Durch die Heirat Johann Georg Schloßers mit Goethes Schwester Cornelia kam Emmendingen in Beziehung zur literarischen Geisteswelt jener Zeit

nate alt – ein Jahr jünger als Goethe und von ihm sehr geliebt – stirbt Cornelia am 8. Juni 1777 im zweiten Wochenbett und wird auf dem Alten Friedhof in Emmendingen beige-
setzt.

Auch drüben im Elsaß spielte sich das Schicksal einer Frau ab. Als junger Straßburger Jurastudent lernte Goethe im Oktober 1770 Friderike Brion, die Tochter des Pfarrers Johann Jakob Brion in Sesenheim⁶²⁾ kennen und lieben. Die Geschichte dieser Liebe erzählt einer der schönsten Abschnitte von „Dichtung und Wahrheit“. Wie die Freude, die sie ihm gab, in Goethes Jugendlyrik fortlebt, so auch das Schuldgefühl, das der Bruch des Verhältnisses im August 1771 in ihm erregte. Wir wüßten wohl kaum etwas von ihr, wenn ihr Leben nicht durch Goethes Dichtung unsterblich geworden wäre. Friderike Brion ist 61jährig – allein geblieben – im Haus ihres Schwagers, des Meißenheimer Pfarrers Gottfried Marx gestorben und neben der Kirche begraben worden. „Sie ist zu finden hin-

ter dem Chor der Kirche von Meißenheim. Auf der Grabtafel steht der Zweizeiler des Wiener Dichters Ludwig Eckhardt: „Ein Stral der Dichtersonne fiel auf sie, so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh,“⁶³⁾ In dem ereignisreichen Leben und Schaffen Goethes spielen die Beziehungen zu Baden eine nicht unbedeutende Rolle. Von Frankfurt aus trat er im Mai 1775 seine erste Schweizerreise an. Den kurzen Besuch bei seiner Schwester Cornelia in Emmendingen erwähnt Goethe mit den Worten: „Ich trennte mich von meinen Gesellen, indem ich einen Seitenweg eingeschlagen hatte, um nach Emmendingen zu gehen, wo mein Schwager Oberamtmann war“⁶⁴⁾. Auf einer Säule im Goethe-Park in Emmendingen kann man zu diesem ersten Besuch Goethes in Emmendingen lesen: „Hier weilten Goethe & J. M. R. Lenz 27. Mai – 5. Juni 1775“. Renate Schupp schreibt hierzu: „Dort weilt er anlässlich einer Schweizerreise vom 28. Mai bis 6. Juni 1775, zusammen mit dem jungen Dichter Jakob Michael Reinhold

Lenz, den er aus seiner Studienzeit in Straßburg kennt. In ‚Dichtung und Wahrheit,‘ gibt Goethe nicht die eigenen, sondern die tristen Eindrücke Cornelias von Emmendingen wieder. . . .“⁶⁵) „Nur noch ein zweites Mal – wieder anlässlich einer Schweizerreise – kommt Goethe Ende September 1779 zusammen mit dem Herzog Karl August und dem Oberforstmeister Wedel nach Emmendingen. Die beiden vorhergehenden Stationen hatten Wiedersehen und versöhnlichen Abschied mit den früheren Geliebten Friderike Brion und Lili Schönemann gebracht. In Emmendingen am Grabe der Schwester scheint er merkwürdig unberührt, wenn er Frau von Stein schreibt: ‚Ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggeschlachtet ist. . . .!‘“⁶⁶) 1911 brachte man am „Schlosserhaus“ in Emmendingen, der heutigen Stadtbibliothek und ehemaligen „Landvogtei“ eine Tafel an, die in neutraler alphabetischer Folge eine Reihe von Schlossers bedeutenden Gästen verzeichnet.⁶⁷) „Wohn- und Sterbehause der Schwester Goethes, Cornelia Schlosser. Gestorben 8. Juni 1777. Wohnhaus J. G. Schlossers 1774–1783. – Hier waren Schlossers Gäste: Goethe, Heinse, Jacobi, Kaufmann, Lavater, Lenz, Lersé, Pfeffel, Pfenninger, Roederer, Sarrasin, und Herzog Karl August von Weimar“. Lenz – der unglückliche, suchende Dichter – fand als ein vergessener Poet Zuflucht in Emmendingen. Das „Lenzhäuschen“ am Schloßpark erinnert an ihn und seine Zeit bei Schlosser.⁶⁸) Genannt werden muß mit Lenz noch der elsässische Steintalpfarrer Friedrich Oberlin.⁶⁹) Wir haben unter der Anmerkung Nr. 57 im Literaturverzeichnis das zum Schluß noch anstehende Thema behandelt: Emmendingen. Goethe-Stadt. Nun, wir selbst sind als junger Student der Germanistik 1952 von Heidelberg nach Freiburg gekommen, und unsere erste Radtour führte nach Emmendingen, wo das alte Gasthaus „zum Löwen“ am Marktplatz stand. Wir waren uns gewiß, daß hier der Schauplatz mit dem „Löwen“, dem

Marktplatz und dem Brunnen zu Goethes Idyll „Hermann und Dorothea“ in der Stadt Emmendingen gegeben war. Die Diskussion, ob Emmendingen Schauplatz dieses Goetheschen Werkes ist, ist wohl so alt, wie die Dichtung selbst. „Zahlreiche Hinweise finden sich, da taucht ein ‚Wirtshaus zum Löwen‘ auf, das an einem Marktplatz mit Brunnen liegt, gegenüber das Haus eines reichen Kaufmanns, dicht dabei eine Apotheke. Als wichtiges Indiz nennt Hans Zippel 1949 in einem Nachwort zur Emmendinger Ausgabe von ‚Hermann und Dorothea,‘ – ‚die wasserreichen verdeckten Kanäle,‘ die Goethe nur im Badner Land gesehen haben kann“⁷⁰). Eine Tafel mit der Aufschrift „Schauplatz von Goethes Hermann und Dorothea“ zierte bis 1974 die „Löwen“-Fassade, ehe das Gasthaus dem Kaufhausneubau Krauss weichen mußte. Immerhin erinnert im Restaurant des Kaufhauses Krauss noch die „Löwen“-Stube mit dem einst an der Hauswand angebrachten alten Torbogen und der Inschrift an das von Goethe gesehene historische Wirtshaus.

Bereits 1982 warf Rudolf Baumann die Frage auf: „Goethe-Stadt Emmendingen? Die Antwort kann nur Ja sein!“⁷¹) „Der so schrieb, war der Literat und Goetheforscher Gustav Adolf Müller. Er gab 1909 in der Leipziger Verlagsbuchhandlung Bruno Volker die „Goethe-Erinnerungen in Emmendingen“ heraus, das Buch ist lange vergriffen und nun dank der Rührigkeit einer hiesigen, nach Goethe benannten Buchhandlung neu aufgelegt worden“⁷²) Und Stadtarchivar Ernst Hetzel stellt im Nachwort die aufgeworfene Frage, ob Goethes Beziehungen zu Emmendingen derart gewesen sind, daß man von Emmendingen als einer ‚Goethestadt‘ reden könne, in das Wohlwollen des Lesers!⁷³) Als Sitz der Ramiewerke nahm Emmendingen den Weg in die Zukunft wahr und bleibt auch nach der Verwaltungsreform als „Große Kreisstadt“ der Vergangenheit und der Gegenwart in der Region verpflichtet.

Anmerkungen

¹⁾ Hüttner, R. Das Land Baden-Württemberg. Stuttgart 1974. I. Landesnatur. 1. Geologischer Bau. S. 5–26, S. 5

²⁾ Geologische Karte von Baden-Württemberg 1:25 000. Hrsg. vom Geologischen Landesamt Baden-Württemberg. Stuttgart 1980. Erläuterungen zu Blatt 7813 Emmendingen von Keßler, G. und Leiber, J. mit einem Beitrag von Käss, W. (Hydrochemie). Geologischer und landschaftlicher Überblick. S. 3–5

³⁾ Geographische Landesaufnahme 1:200 000. Naturräumliche Gliederung Deutschlands. Hrsg. vom Institut für Landeskunde. Bad Godesberg 1967. Fischer, H. und Klink, H. J., Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 177 Offenburg. Emmendinger Vorberge. S. 45

⁴⁾ Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Sechster Band. Baden-Württemberg. 2., verb. u. erw. Aufl., Stuttgart 1980. S. 178

⁵⁾ Gradmann, R. Süddeutschland. Unveränderter fotomech. Nachdruck der I. Aufl. von 1931. Stuttgart 1964. 1. Allgemeiner Teil S. 80–89. Alt- und jungbesiedelte Gebiete in Südwestdeutschland und ihre pflanzengeographischen Beziehungen.

⁶⁾ Metz, F., Der Breisgau. Landschaft und Siedlung. Lehrbriefe der Philosophischen Fakultät der Univ. Freiburg/Brsg., Nr. 16. 1944. S. 1/2. Land und Leute. Gesammelte Beiträge zur deutschen Landes- und Volksforschung von Friedrich Metz. Stuttgart 1961. S. 946–973, bes. S. 946/947 Schwarzweber, H. Der Breisgau in Landschaft, Geschichte, Bau, Klima, Siedlung und Wirtschaft. Badische Heimat. Freiburg und der Breisgau. Freiburg i. Brsg., 1929. S. 1–25

⁷⁾ ebd. Metz, F., Freiburg und der Breisgau. S. 35

⁸⁾ ebd. Schwarzweber, H. S. 24

⁹⁾ vgl. hierzu, Emmendingen. Bilder aus einer alten Stadt. Gesehen von Leif Geiges beschrieben von Ernst Hetzel und Wilhelm Jacob. S. 7/8, bes. S. 7

¹⁰⁾ Fingerlin, G. Der Kreis Emmendingen. K. Theiss Verlag Aalen. Stuttgart 1981. S. 74–99 Römer, Alemannen und Franken. bes. S. 89/91

¹¹⁾ Maurer, F. Oberrheiner, Schwaben, Südallemannen. Straßburg 1942, bes. S. 15

¹²⁾ Schillinger, E. Die Siedlungsgeschichte des Breisgaus bis zum Ende der Karolingerzeit unter besonderer Berücksichtigung der Ortsnamen. Diss. phil. Freiburg i. Brsg. 1944

¹³⁾ Arnold, W. Deutsche Philologie im Aufriss. Berlin. o. J., 4. Lieferung, Sp. 652. Anm. 3

¹⁴⁾ Vgl. dazu Wörter und Sachen 8. 1923 S. 142 ff. Bach, A. Die Ortsnamen auf -heim im Südwesten des deutschen Sprachgebietes

¹⁵⁾ Englert, Hansjörg, Das Emmendinger Stadtrecht von 1590. Diss. Rechtswiss. Freiburg i. Brsg., 1973. S. 2/3

¹⁶⁾ Hetzel, E., a. a. O., siehe oben unter ⁹⁾. S. 8/9

¹⁷⁾ Englert, Hansjörg, a. a. O. S. 5

¹⁸⁾ vgl. zu Lorsch: Umminger, G. Macht und Stütze der Karolinger. Das 1200jährige Reichskloster Lorsch war kultureller Mittelpunkt. Badische Heimat. 59. Jg./Heft 3, Sept. 1979. S. 445–458

¹⁹⁾ Maurer, H. Emmendingen vor und nach seiner Erhebung zur Stadt. Emmendingen 1890. S. 3. Vgl. hierzu auch: Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden. 6. Bd., 1. Abtlg. S. 130: Emmendingen. Schreibweisen

²⁰⁾ Vgl. Hetzel, E., a. a. O. S. 9

²¹⁾ Naehrer, J. und Maurer, H., Die Alt-Badischen Burgen und Schlösser des Breisgauen. Emmendingen 1896. S. 10

²²⁾ Naehrer, J. und Maurer, H., a. a. O. S. 21; siehe auch Englert, Hansjörg, a. a. O., S. 10 „hahberc“.

²³⁾ Englert, Hansjörg, a. a. O., S. 29

²⁴⁾ Historischer Atlas von Baden-Württemberg.: Erläuterungen. Beiwort zur Karte I, 6 von Schaab, M. Gemarkung des Schlosses Hachberg von Friedrich Benjamin Seuffert 1784. I. 6. S. 6. 6. Lieferung 1977

²⁵⁾ Englert, Hansjörg, a. a. O., S. 25/26

²⁶⁾ Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Sechster Band. Baden-Württemberg. 2., verb. u. erw. Auflage, Stuttgart 1980. S. 344

²⁷⁾ Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Schaab, M., a. a. O., S. 2 und 6

²⁸⁾ Metz, F., Der Breisgau. Landschaft und Siedlung. In: Der Breisgau (= Oberrheinische Heimat.) Jg. 28. Badische Heimat. Jahresband 1941. S. 79–119

²⁹⁾ Metz, F., Landesnatur und Geschichte. In: Beiträge zur Sprachwissenschaft und Volkskunde. Festschrift für Ernst Ochs. Lahr 1951. S. 132–154

³⁰⁾ Umminger, G., Brücke vom Oberrhein nach Schwaben. Der Kraichgau – eine alte Durchgangslandschaft. Berichte zur deutschen Landeskunde. 32. Bd., 2. Heft. Juni 1964. S. 167–187. S. 171. Am Samstag, 4. Oktober 1980 unternahm die Ortsgruppe Freiburg der Badischen Heimat eine Tagesfahrt unter der Leitung von Gernot Umminger nach Bad Herrenalb – Hirsau und Maulbronn (dort mit örtlicher Führung).

³¹⁾ Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. a. a. O., S. 179

³²⁾ Vgl. hierzu: Schreiber, H., Die Abtei Thennenbach und die Ludwigskirche zu Freiburg. Freiburger Adresskalender 1863. 23 S.; Moser, Josef Michael, Das Ende des Klosters Tennenbach. Kesselring-Verlag Emmendingen. 1. 1981; 2. 1982 (auch beim Verlag vergriffen).

- ³³⁾ Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden. Sechster Band, Kreis Freiburg, Erste Abtheilung, Tübingen und Leipzig 1904, Thennembach. S. 230–237.
- ³⁴⁾ Regio-Magazin. Jg. 7. Nr. 8. August 1990. S. 6–8. bes. S. 7
- ³⁵⁾ Freiburger Stadtarchiv. Polizeilade Nr. 35
- ³⁶⁾ Gothein, E. Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. Erster Bd., Straßburg 1892. S. 527
- ³⁷⁾ Geiges, Leif, Die Regio.Landschaft am Oberrhein. Köln 1986. o. S. Umminger, G. Freiburger Silber brachte Wohlstand. Badische Heimat. 64. Jg./Heft 4, Dez. 1984/Ekkhart 985. S. 115–124
- ³⁸⁾ Beyer, A. Geognostische und bergmännische Bemerkung auf einer im Jahre 1788 gemachten Reise aus dem churfürstl. sächs. Erzgebirge in die hochfürstlich markgräflich badenschen Lande. Beyträge zur Bergbaukunde. Dresden 1794. S. 27/28
- ³⁹⁾ Metz, R. Alter und neuer Bergbau in den Lahrer und Emmendinger Vorbergen, Alemannisches Jahrbuch 1959. S. 255–290., bes. S. 262 ff. Grube Silberloch; Leiber, J., Geologische Karte von Baden-Württemberg 1:25 000. a. a. O., Lagerstätten. Erz- und Mineralvorkommen, alter Bergbau S. 107–110, bes. S. 107/108; vgl. auch Bliedtner M. & Martin, M., Erz- und Mineralagerstätten des Mittleren Schwarzwaldes. Geologisches Landesamt Baden-Württemberg. Freiburg 1986. bes. S. 166–172. Gangzug Silberloch – Schloßberg im Brettenbach-Tal und 173–176: Caroline im Eberbächle. Und in Sexau wurde am Wochenende 8./9. 1990 September zur Erinnerung an die Carolinen-Grube das Bergwerksfest gefeiert.
- ⁴⁰⁾ Badische Zeitung. Magazin. 23./24. Juni 1990: Hans-Jürgen Günther, Markgraf Jakob III. von Baden und Hachberg.; vgl. hierzu auch Umminger, G., Perkeo, der Betreuer des Heidelberger Fasses. Badische Heimat. Sonderheft Heidelberg. 43. Jg. 1963. Heft 1/2. S. 153–160
- ⁴¹⁾ Maurer, H., a. a. O. Emmendingen 1890. S. 30
- ⁴²⁾ Badische Zeitung Kultur in der Region. Samstag/Sonntag 9./10. Juni 1990. Jacob, W. Wie ein Dorf zur Residenz aufstieg.
- ⁴³⁾ Englert, Hansjörg, a. a. O. S. 75/76
- ⁴⁴⁾ Handbuch der historischen Stätten. a. a. O. S. 128; vgl. hierzu auch: Umminger, G.; Der Kaiserstuhl. Eine deutsche Kulturlandschaft in der Welt des Oberheins. Badische Heimat. Kaiserstuhl – Tuniberg. 51. Jhg.; Heft 1/2, Juni 1971. S. 2–16, bes. S. 819.
- ⁴⁵⁾ Jahreskalender Weinland Kaiserstuhl 1990. Februar
- ⁴⁶⁾ Englert, Hansjörg, a. a. O. S. 84/85; Hetzel, E., Wie Emmendingen Stadt wurde. Emmendinger Heimatkalender 1990. S. 42–46
- ⁴⁷⁾ Im Oktober 1986 führte der Autor Gernot Umminger die Ortsgruppe Pforzheim der Badischen Heimat, die vom Ortsvorsitzenden Eugen Mack betreut wurde, über die Hochburg zu einer Altstadtbegehung in Emmendingen.
- ⁴⁸⁾ Vgl. hierzu Maurer, H. Die Landgrafschaft im Breisgau, ein Beitrag zur Geschichte des badischen Fürstenhauses. (Beilage zum Programm der höheren Bürgerschule in Emmendingen). Emmendingen 1881. bes. S. 12/13
- ⁴⁹⁾ Handbuch der historischen Stätten. a. a. O. Stammtafeln S. 924/925 Karl Friedrich 1738 (selbst. 1746) – 1811 erbst Baden-Baden 1771. Kf. 1803. 1806 Großhz. v. Baden
- ⁵⁰⁾ Gothein, E. Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes . . . a. a. O. S. 710
- ⁵¹⁾ Gothein, E. Johann Georg Schlosser als badischer Beamter. Neujahrblätter der Badischen Historischen Kommission. N. F. 2. Heidelberg 1899. S. 3/4
- ⁵²⁾ Gothein, Marie Luise., Eberhard Gothein. Ein Lebensbild. Seinen Briefen nacherzählt. Stuttgart 1931
- ⁵³⁾ Vorwort zu Johann Georg Schlosser (1739–1799). Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek und des Generallandesarchivs Karlsruhe. Ausstellungskatalog hrsg. v. d. Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Karlsruhe 1989. S. 5
- ⁵⁴⁾ Gothein, E. Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes . . . a. a. O. S. 712; vgl. dazu auch Maurer, H., a. a. O. S. 72/73
- ⁵⁵⁾ Hetzel, E. Emmendingen. Bilder aus einer alten Stadt. S. 35/36
- ⁵⁶⁾ Hetzel, E. Johann Georg Schlosser und die Stadt Emmendingen. Ausstellungskatalog Karlsruhe. S. 103–113, S. 112
- ⁵⁷⁾ Vgl. hierzu Badische Zeitung. Ausgabe Emmendingen. Große Kreisstadt Emmendingen. Sa./So. 9./10. Dezember 1989. Nr. 284 Kiefer, G. Niemann: „Emmendingen ist viel eher eine Schlosser- als eine Goethe-Stadt“ und a. a. O. Kommentar von Kiefer, G. Mutiger OB.; vgl. auch Dorothee Hammerstein, Badische Zeitung Kultur. Sa./So. 24./25. März 1990. Nr. 70 Menschenfreund und Weltverbesserer. Johann Georg Schlosser (1739–1799): Eine Ausstellung in der Emmendinger Kommunalen Galerie.
- ⁵⁸⁾ Gothein, E. Johann Georg Schlosser als badischer Beamter. a. a. O. S. 6/7
- ⁵⁹⁾ Cornelia Goethe, Briefe und Correspondance Secr'ete 1767–1769. Hrsg. und aus dem Französischen übertragen . . . Kore-Verlag Freiburg 1990. 204 S. DM 24,80; vgl. Badische Zeitung Ausgabe Emmendingen. Große Kreisstadt Emmendingen. Dienstag 6. März 1990. Nr. 54: „Ein Beitrag zum Emmendinger Stadtjubiläum: Cornelias Briefe . . .

erscheinen als literarische Kostbarkeit als Buch“. vgl. weiter Breitsprecher Barbara. Badische Zeitung. Ausgabe Emmendingen. Lokale Kultur/Emmendingen. Dienstag, 13. März 1990. Nr. 60. Schüler untersuchen die Korrespondenz der jungen Cornelia Goethe . . . besser, den Geist auszubilden. Die jungen Literaten zeichneten ein präzises Seelenbild der sensiblen Frau.

⁶⁰⁾ Badische Zeitung. Ausgabe Emmendingen. Emmendingen. Sa./So. 10./11. März 1990. Nr. 58

⁶¹⁾ Badische Zeitung. Kultur. Freitag, 6. April 1990. Nr. 81

⁶²⁾ Im Goethejahr 1980 führte der Autor dieser Abhandlung am Samstag, 23. Oktober die Ortsgruppe Freiburg der Badischen Heimat zu einer Tagesfahrt ins Elsaß: Sufflenheim (Töpfereibesuch) – Sesenheim (Goethe-Friderike-Brion Gedenkstätte mit Museum).

⁶³⁾ Geiges, L. Die Regio. Landschaft am Oberrhein. Eine Kulturgeschichte in Bildern. Köln 1986. o. S. Goethes Spuren in Baden“.

⁶⁴⁾ Hofmann, Kurt. Aus badischen Landen. Beiträge zur Heimatgeschichte. Weinheim und Leipzig 1917. S. 44–56: 10: Goethe im Badnerland. bes. S. 44/45

⁶⁵⁾ Schupp, R. Schlossers gastliches Haus. Emmendingen 1774–1787. Ausstellungskatalog Karlsruhe. S. 114–137. Bes. S. 119

⁶⁶⁾ dto. S. 132/134

⁶⁷⁾ Hierzu vgl. dto. Anm. 15/16

⁶⁸⁾ Badische Zeitung. Ausgabe Emmendingen. Große Kreisstadt Emmendingen. Pfingstausgabe 1990. Nr. 126. Behnke, G. Ein vergessener Poet auf Zuflucht in Emmendingen. Lenz – der unglückliche, suchende Dichter. Auch bei den Schlossers im 18. Jahrhundert „Goethes Schatten nicht entronnen“.

⁶⁹⁾ Hetzel, E. Emmendingen. Bilder aus einer alten Stadt S. 36; Südwest-3. Fernsehprogramm: Freitag, 31 August 1980. 1515–1600: Im Steintal. Auf den Spuren von Oberlin, Lenz und Büchner.

⁷⁰⁾ Badische Zeitung. Ausgabe Emmendingen. Große Kreisstadt Emmendingen. Sa./So. 26./27. Mai 1990. Nr. 120. Behnke, G. Hat der Dichterbürst an den Löwen, den Marktplatz und den Brunnen als Stätte der Handlung gedacht? Goethes Idylle „Hermann und Dorothea“ und die Stadt Emmendingen.

⁷¹⁾ Badische Zeitung. Ausgabe Emmendingen. Große Kreisstadt Emmendingen. Sa./So. 28./29. August 1982. Nr. 197. Baumann, Rudolf. Goethe-Stadt Emmendingen? Die Antwort kann nur Ja sein!; dto. Truöl, Hans-Jürgen, Goethe-Stadt Emmendingen? Nur in Bezug zur Gegenwart; und Hetzel, E. meinte an gleicher Stelle „Nicht über-treiben“.

⁷²⁾ dto. wie oben.

⁷³⁾ dto. wie oben.

Bildnachweis: Photos und Repro:
Gernot Umminger



Weihnachten in der Mundart: Karl Kurrus

Heiliwog

Heilig Obe. – Stilli Stroße,
bsinnlig Glick in jedem Hüs.
Doch, Schlag zwölfi wän d Lit hole,
was dert laüft zuam Brunne rüs.

Dno, im Städtli, stehn um d Brinne
alti grad wia jungi Lit.
Si tian Wihnachtsliader singe,
wia sit lange, lange Zit.

„Heiliwog!“ E heilig Wasser
üs dr Brunnerehre kunnt;
s bringt im Mensch mit guatem Glaübe
Gnad in dere Herrgottsstund

„Glick in s Hüs“ bringt do mänk Kriagli,
gfillt mit unsre Heiliwog.
Bring is Sege un tua banne
„s Unglick nüs“, dü „Gottisgob!“

Heilge Obe! – Schenk is Fride,
gib is wider Heiliwog.
Alte Brüch! I mag die lüde,
besch is scho as Kinder bschide
selig Glick am Brunnetrog.

Aus: Vu Gott un dr Welt, 1981

Jakob III. (1562–1590)

Das kurze Leben und „be-deutungs-volle“ Sterben des badischen Markgrafen, der Emmendingen im Jahre 1590 zur Stadt erhob

Hans-Jürgen Günther, Emmendingen

Ganz im Zeichen großer Feierlichkeiten stand im Jahr 1990 das südbadische Emmendingen. Die heute attraktive und wirtschaftlich blühende große Kreisstadt erhielt vor genau vierhundert Jahren ihre Stadtrechte verliehen.

Für den ehemaligen Marktflecken im Hachberger Land war der 1. Januar 1590 schon ein Ereignis. Mit der Verleihung der Stadtrechte hatte der junge badische Markgraf Jakob III. etwa dreihundertfünfzig Menschen von der Leibeigenschaft befreit. Erstmals stand den neuen Bürgern uneingeschränkte Freizügigkeit zu, bei der Wahl ihres Ehepartners waren sie keinem Grundherren mehr hörig, sie genossen Nutzungsrechte aus ihrer Allmend und erhielten Einnahmen aus Zöllen und Steuern¹). Pläne, wonach das Städtchen zu einer Festung ausgebaut werden sollte, lagen gewissermaßen schon in der Schublade. Emmendingen, nur damals Hauptstadt einer badischen Markgrafschaft, war gleichsam aus einem Dornröschenschlaf erwacht – um noch im selben Jahr in einen tieferen zu verfallen. Nach dem jähen Tod ihres „Stifters“ Jakob III. kam es zu einer Zäsur in der Stadtentwicklung. Fast zweihundert Jahre lang währte die Stagnation bis in die Zeiten des Oberamtmannes Schlosser, des Ehegatten von Goethes einziger Schwester Cornelia. Bis heute sucht man in Emmendingen vergeblich nach einer Straße, einem Platz oder Brunnen, benannt nach dem Stadtbegründer, oder gar nach einem Denkmal. Auch im badischen Umland ist er kaum bekannt. Und geheimnisvoll sind die Umstände seines Todes. So darf die berechnete Frage gestellt wer-

den: Wie lebte (und vor allem: wie starb) Markgraf Jakob III.?

Blättern wir im Buch der Geschichte gut vierhundert Jahre zurück. Es ist die Zeit der Reformation, Luther hatte in klarer Sprache Mißstände an seiner Kirche geißelt. Er wollte durchaus keine Spaltung der Kirche, aber eine innere Umgestaltung in vielen Bereichen des kirchlichen Lebens hielt er für unabdingbar. Es folgten die Auseinandersetzungen in dokumentierten Religionsgesprächen, die Seiten verhärteten sich und es kam zu offenen kriegerischen Handlungen – jeweils im Namen Gottes! Durch den Spruch des Reichskammergerichtes: „Cuius est regio, eius est in religione dispositio“ (kurz: cuius regio, eius religio) bestimmte fortan der Landesherr die Religionszugehörigkeit seiner Untertanen. Dieser Entscheid setzte auch für die Markgrafschaft Baden-Durlach ein wichtiges Signal. Der damals siebenundzwanzigjährige Markgraf Karl II. (1529–1577) schloß sich „aus Gedrang seines Gewissens und zu notwendigem Trost seiner Untertanen bis zu einer allgemeinen christlichen Reformation“²) im Jahre 1556 der Augsbургischen Konfession an.

Jakobs Jugend

Drei Söhne hatte Karl II. aus zweiter Ehe: Ernst Friedrich, Jakob und Georg Friedrich. Jakob wurde am 26. Mai 1562 in Pforzheim geboren und wuchs zunächst auch dort auf. Nach dem Tod seines Vaters sehen wir ihn im Jahre 1577 am Hof seines nur neun Jahre älteren Vormundes und Schwagers, des Her-

zogs Ludwig von Württemberg (1554–1593). Über Ludwig liest man, er sei „ein Nimrod, der oft vom Trunk und Jagdgetöse ermattet war“³⁾ oder „von den Trinksitten am Stuttgarter Hof sprach man damals in der weiten Welt.“⁴⁾ Jakobs kluge Mutter, die seine vielseitige Begabung erkannte, schickte ihn bereits 1578 auf die Straßburger Universität. In weniger als zwei Jahren werden dem jungen Studiosus sehr gute Fortschritte in der lateinischen Sprache und in den Fächern Logik, Dialektik und Mathematik bescheinigt⁵⁾

Jakobs Bruder Ernst Friedrich, den selbst von Weech als „heftig, leidenschaftlich, leicht aufbrausend“⁶⁾ charakterisiert, absolviert kein Hochschulstudium, sondern bleibt länger am Hof des Württembergers. Ernst Friedrich wird später Calvinist. Georg Friedrich, fast zehn Jahre jünger als Jakob, bleibt lutherisch. Wie sehr Jakob Fragen am Herzen lagen, die den Glauben und die religiösen Strömungen seiner Zeit betrafen, können wir in unserem säkularisierten Jahrhundert kaum nachvollziehen. Er kannte die Schriften der Bibel und der Kirchenväter. Zweifel an der Richtigkeit des vollzogenen Auseinanderlebens der christlichen Kirchenteile hat er schon als junger Mensch gehabt. Dazu sagt er später bei den Emmendinger Religionsgesprächen: „Es ist eben als wie mit dem Rhein. Ich stehe zu Straßburg und sehe den Rhein. Ich stehe zu Weyßweyl, zu Durlach, ich sehe den Rhein. Da sehe ich ein Stück vom Rhein und gläub doch, daß es der gantze Rhein sey, den ich doch zumal nicht kann sehen. Also gläub ich, daß da ein particular Kirch, dort eine sey. Darauß gläub ich eine allgemeine Kirchen.“⁷⁾ Auf seinen „Kavaliersfahrten“ nach Italien/Sizilien (Frühjahr 1581) und Frankreich (Herbst/Winter 1581/82) erlernt er die Landessprachen.⁸⁾ Städtische Festungsanlagen beeindruckten ihn. Als badischer Markgraf – d. h. nach der damaligen Ständeordnung unmittelbar unter dem Kaiser stehend – ist er als zwanzigjähriger der „Sunny-boy“ auf dem Reichstag in Augsburg (1582). Die Ge-

schichtsschreiber folgen – wie fast bei allen Angaben über Jakob – Pistorius⁹⁾ im Urteil, daß er intelligent und gebildet und wohl-erzogen auftrat. Hier war der Markgraf aus dem badischen 350-Seelenflecken wirklich der Liebling unter den damals Großen im gar nicht mehr so „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“. Kaiser Rudolph II war ebenfalls begeistert.¹⁰⁾

Jakobs Kriegszüge

Bald danach sah man Jakob in seinen ersten Religionskrieg verwickelt. Kriege sind immer grausam; die Anlässe dazu können manchmal fast komisch sein: Kurfürst Gebhard, Erzbischof von Köln, faßte nach der Regelung: der Landesherr bestimmt die Religion! folgenden Entschluß: Das bislang katholische Erzbistum Köln soll evangelisch werden! Der Grund? – Dieser Mann in seiner „mid-life-crisis“ hatte ernstzunehmende Befürchtungen, daß Rom seinen Plan, die hübsche und junge Gräfin Agnes von Manfeld zu ehelichen, nicht so ohne weiteres zustimmen würde. Also erklärte Gebhard am 19. 12. 1582 seinen Übertritt zur anderen Religion und bekräftigte den Entschluß durch die bald darauf folgende Heirat. Die Päpstlichen rüsten zum Krieg; der Erzbischof sucht Verbündete. Einer von ihnen ist Markgraf Jakob III. Mit 1000 Reitern und 6000 Soldaten Fußvolk zieht er zum neuen Glaubensbruder nach Bonn, um Gebhard herauszuhauen. Das Kriegsglück ist auf der anderen Seite. Bald lösen sich die evangelischen Fürsten aus diesem unwürdigen Fraktionszwang. Nicht so der einundzwanzigjährige Jakob. Erst nach der zweiten kaiserlichen Bannandrohung lenkt er ein.¹¹⁾ Weitere kleinere Kriegszüge, u. a. gegen Calvinisten in Frankreich, folgen. Noch handelte es sich um typische, regional begrenzte Glaubenskriege des ausgehenden 16. Jahrhunderts, Wetterleuchten vor dem furchtbaren dreißigjährigen Kriegswüten des 17. Jahrhunderts.

Unser/ Von Gottes Gnaden/
Jacobs/ Marggrafen zu
 Baden vnd Hachberg/ Landgrafen zu Sautzenberg/
 Herrn zu Röteln vnd Badentwiler etc.
 Christliche erhebliche vnd wolfundirte Notifien/
 warumb wir auß einigem eiffertigen trib vnserß Gewissens/
 vnd zu forderst allein zu der Ehr des Allmechtigen/ Also dann zu erlangung vnserer Seligkeit/ vnd entziehung der ewigen Verdammung/ rüde allein für vnser Person die lutherische Lehr verlassen/ vnd zu dem Catholischen
 Immerwährenden vnd allein seligmachenden Christlichen Glauben Vns nothwendig begeben/ Sondern auch vnser von Gott anbeuohlene Land zu ebenmessiger warhaffter Religion anweisen vnd reformiren lassen müssen.
 Dabey auch Drenhundert Theses, von der Iustification oder Berechtmachung des Menschens vor Gott/ so zu Emendingen sollen disputirt werden.
 Vnd dann die Conclusion Schrift/ so im Colloquio zu Emendingen von beiden Theilen als Summarische begriff gehaltenen Gesprächs einkommen.
 Alles bey Hochgedachten Fürsten vnd Herrn/ hochseligen andern Lebn/ leben angefangen/ vnd vff Ihrer J. Verneftn vnd im Todtbeß wiederholten befehl/ Inmassen in der Reclation außführlich erwisen wird zu end gebracht/ vnd in derselben Namen in Druck außgesetzt
 Durch
 D. Johannem Pistorium der F. D. vnd G. zu Osterreich/ Beyer/ vnd Baden Rath.
 Mit beschreibung Ihrer J. G. Christlichen heiligen Absterbens/ so zu end bezeset worden.
 Gedruckt zu Cölln/ durch Gerwinum Galenium/ vnd die Erben Johan Duentels. Im Jar M. D. XCI.
 Mit Römischer Keyf. Maiest. Gnad vnd Freyheit.

Titelseite einer in Emmendingen gefundenen Quellschrift zu Jakob III.

Erneute Teilung der Markgrafschaft

Der verstorbene Reformator der seit 1515 gehälfteten Markgrafschaft, Karl II., hatte testamentarisch verfügt, daß die ihm zugefallene Markgrafschaft Baden-Durlach nach seinem Tod nicht geteilt werden sollte. Als die Söhne nach größerer Selbständigkeit zu streben begannen, wurde Ende 1584 kurzerhand Karls letzter Wille posthum so abge-

wandelt, daß man erklärte: Es handle sich bei dem vorliegenden Testament um eine „praeparatio futuri testamenti“ – ein Konzept für ein zukünftiges Testament –, das keine Gültigkeit habe¹²). So waren die Weichen für eine Dreiteilung Baden-Durlachs gestellt. Ernst Friedrich bekam den Norden, der Süden sollte nach Erreichen der Volljährigkeit an Georg-Friedrich gehen, Jakob erhielt die Mitte mit der Markgrafschaft Hachberg.

Jakob und Elisabeth

Jakob, der als gutaussehender, kräftiger und hochgewachsener junger Mann geschildert wird, kommt ins Heiratsalter. Als Brautwerber begibt er sich im Sommer 1584 nach Köln, wo er um die Hand der jungen, schönen, reichen und intelligenten Gräfin Elisabeth anhält. Ihr Vater, Graf Floris, stammte aus den Niederlanden und hatte in Cuillenburg (bei Breda) reiche Besitzungen. Wie der durch Herzog Alba 1567 in Brüssel hingewandte Graf Egmont (cf. Goethe), hatte Floris sich gegen die spanischen Besatzer gestellt und war vertrieben worden. Elisabeths Mutter war eine Gräfin von Manderscheid. Ihr gehörten Gebiete zwischen Köln und Jülich. Auf Elisabeth wartete also ein großes Erbe. Viele bemühten sich um ihre Gunst, doch hatte sie, das einzige Kind, sich von ihrem Vater ausbedungen, daß er sie nur an einen Bräutigam versprechen dürfe, den sie vorher gesehen habe. Jakob muß keinen schlechten Eindruck hinterlassen haben: bald nach der ersten Begegnung kommt es zur öffentlichen Verlobung. Doch bis zur Heirat galt es noch, einen Konkurrenten aus dem Rennen zu werfen.

Graf Jodokus (Jobst) von Limburg hatte sogar seine Religion wechseln wollen, um an die evangelische Elisabeth und ihre Güter heranzukommen. So trat er vor dem Kölner Kirchengericht mit der Behauptung auf, Elisabeth sei ihm schon früher versprochen worden. Derartige Rechtsfälle wurden damals wie folgt behandelt: Das Gericht ordnete bis zur Klärung des Sachverhaltes eine „Sequestration“ der Braut an, d. h., sie wurde wie ein Sachgut „beschlagnahmt“ und meistens in einem Kloster verwahrt. Da solche Prozesse häufig bis zum Reichskammergericht weiterliefen, wurde so manche Braut im Kloster älter – oder zu alt...

Es mußte schnell gehandelt werden. „In Mannskleidern entfloh Elisabeth am 31. Juli 1584 aus Köln und ließ sich von dem alten

badischen Statthalter Hans Landschad nach Westerburg (zwischen Limburg und Herborn) an den Hof des Grafen von Leiningen geleiten, wo die Ehe mit Jakob am 6. September 1584 abgeschlossen und alsbald vollzogen wurde.“¹³⁾ Von dem Paar wird berichtet, daß sie sich von Herzen lieb hatten – etwas durchaus nicht Selbstverständliches bei der damaligen Praxis der Ehestiftungen und -verträge.¹⁴⁾ Obwohl Vater Karl II. den Hachberger Stammsitz, die Hochburg bei Emmendingen, hatte ausbauen lassen – auch ein jungverliebtes Paar hält es dort nur einen Winter lang aus – zeigten die Jungvermählten schnell ihre Vorliebe für den in der Nähe liegenden Marktflecken. Jakob kaufte hier den ehemaligen Tennenbacher Hof und ließ ihn zum heute noch bestehenden Markgrafenschloß ausbauen. So wurde Emmendingen zum ersten und einzigen Male Residenzort eines badischen Markgrafen.

Religionsgespräche und Gegenreformation (Juni–August 1590)

Durch eigenes Studium, durch brieflichen und mündlichen Austausch mit Verwandten und Freunden wurde Jakob immer unsicherer, ob die lutherisch-christliche Glaubensrichtung für ihn die rechte sei. Seine evangelischen Verwandten und Freunde versuchten, seine Zweifel aufzufangen, ihn im lutherischen Glauben zu bestärken. Vertreter der katholischen Linien – die badischen Markgrafen waren schon damals mit allen bedeutenden Fürstenhäusern verwandt – und sein katholisch gewordener Hofrat und Arzt Doktor Johannes Pistorius vergrößerten sicherlich Jakobs Zweifel an der Richtigkeit der Augsburger Konfession. Besonders dem Württemberger Herzog Ludwig und seinen bedeutenden Theologen Andreae, Osiander, Herbrand mißfielen die Abweichtenden des Badeners. Hatten doch Württemberger und Basler Theologen – auch andere – kurz vorher Baden „missioniert.“ Karl II.



Markgraf Jakob III. (1562 – 1590)

hatte ja bei der Einführung der Reformation im Jahre 1556 noch keine landeseigenen Theologen. Durch Jakob schien ihr „Missionswerk im Badischen“ gefährdet. Von Ludwig gibt es Briefe mit unterschwelligem Drohungen gegen Jakob, falls dieser konvertiere.¹⁵⁾

Von öffentlichen Diskussionen über brennende Glaubensfragen versprach sich Jakob Orientierungshilfen für sein weiteres religiöses Leben. Zwei solcher „Religionsgespräche“ ließ der Emmendinger Markgraf abhal-

ten. Man kann diese Kolloquien als ersten deutlichen Versuch Jakobs werten, der Öffentlichkeit zu signalisieren, daß er sich mit Konversionsabsichten trage. Das erste Religionsgespräch fand im November 1589 in Baden-Baden statt. Es verdient diesen Namen nicht, der theologische Gehalt zerrinnt zwischen den Fingern. Die massenhaft ausgetauschten Verbalinjurien der Kontrahenten – vor allem nach dem Gespräch – belustigen heute eher; damals waren sie ernst gemeint. Facit: Brüderliches Miteinander in der Aus-

lotung theologischer Fragen war in jenen Zeiten noch nicht möglich. Den Stil bestimmten hohle Scheinlogik und beleidigende Besserwisserei. Das Baden-Badener Colloquium läßt sich mit einem Turnier vergleichen: Beide Seiten „ritten“ unerbittlich gegeneinander aus mit dem Ziel, daß der eine den anderen durch eine geschickt geführte „Argumentationslanze“ aus dem Sattel werfe – bildlich gesprochen. Jede Seite setzte danach ihre Propagandamaschinerie in Gang; Ergebnis: Immer hatte die eigene Seite gesiegt. Politik anno 1590?

Man muß es eigens erwähnen: Beim „colloquium Emmendingense“ gingen die Parteien ungleich fairer miteinander um als in Baden-Baden. Jakobs katholisch gewordener Hofprediger Zehender diskutierte vor allem mit dem Straßburger Theologieprofessor Johannes Pappus. Häufig und in engagierter Weise beteiligte sich Jakob an den sieben Diskussionsrunden, die vom 13.–17. Juni 1590 (n.St.) in seinem Schloß abgehalten wurden. Der 28jährige Markgraf zeigte fundiertes theologisches Wissen. Hier erhoffte er sich eine endgültige Entscheidungshilfe, ob er lutherisch bleiben oder zur katholischen Kirche konvertieren sollte. Durch eine glückliche Fügung existiert vom Emmendinger Religionsgespräch eine recht ausführliche Niederschrift. Johannes Fecht hat ca. einhundert Jahre nach diesem Ereignis die handschriftlichen Unterlagen des Protokollanten Schyrius kurze Zeit, bevor das Durlacher Archiv 1689 in Flammen aufging, dort entliehen und sie 1694 in Rostock veröffentlicht.¹⁶⁾

Zuletzt hat sich Helmut Steigelmann die Mühe gemacht, dieses Protokoll auszuwerten und einzuordnen.¹⁷⁾

Am 15. Juli 1590 ist es soweit: Jakob wird im benachbarten Kloster Tennenbach in die katholische Kirche aufgenommen. Er wird so zum ersten Konvertiten nach 1556, der zugleich regierender Fürst ist. Als Vater Karl II. die Reformation einführte, taten ca. 50 Prozent der deutschen Landesherren denselben

Schritt. Jakobs Entschluß, am 12. August 1590 – nach 34 Jahren – die katholische Lehre in seiner Markgrafschaft wieder einzuführen, erforderte auch ein hohes Maß an Zivilcourage. Eine große Zahl von Standesvertretern entschied sich in den folgenden Jahren wie Jakob.

Bei der Würdigung aller religiösen Motive des Badeners: Dieser Schritt hatte natürlich auch seine politische Dimension. Der ältere Bruder Ernst Friedrich war kinderlos.¹⁸⁾ „Georg Friedrich (Stammvater des noch vorhandenen badischen Hauses) war unvermählt und sein schwächlicher Körper schien für kein langes Leben zu bürgen.“¹⁹⁾ Über Jakob oder einen männlichen Nachkommen hätte so die gesamte Markgrafschaft Baden-Durlach katholisch werden können. Da Baden-Baden mit Eduard Fortunatus ebenfalls unter katholischer Regentschaft war, hätte ein gesamtmarkgräflicher katholischer Block entstehen können, wie er zuletzt zu Markgraf Christophs Zeiten bis zum Jahre 1515 bestanden hatte. Derartige Gedanken gingen sicherlich durch die Köpfe der regierenden Standesvertreter. So wie die katholischen Herrscherhäuser eine solche Entwicklung förderten und begrüßten, so befürchteten sie die evangelischen, vor allem der Württemberger Vormund, und versuchten, dagegen zu arbeiten. Ganz demonstrativ äußerte Papst Sixtus V. seine Freude über Jakobs Schritt. Er richtete ein Dankschreiben an den Emmendinger Markgrafen²⁰⁾ und ließ wegen der Vorgänge in dem winzigen badischen „Neo-Städtchen“ eine Dankprozession durch Rom abhalten. Eine Ursache für solche Überlegungen und den nun folgenden Zwist war sicherlich der in Augsburg ratifizierte „Totalitätsanspruch“ deutscher Herrscherhäuser in Glaubens- und Lebensfragen ihrer Untertanen, das häufig zitierte „cuius regio, eius religio“. Durch ihn wurde das ehemals katholische Emmendingen „von oben herab“ evangelisch, dann – unter Jakob am 12. August 1590 – katholisch, dann – nach seinem Tode – wieder evange-

lisch. Bis zum sogenannten „Großen Religionskrieg“ fehlten denn auch keine dreißig Jahre mehr. Da ging man in Gottes und der Mächtigen Namen erst so richtig „zur Sache“.

Zurück nach Emmendingen in das Jahr 1590. Nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche lebte der junge Markgraf noch genau 33 Tage. Was geschah in der Zeit vom 15. Juli bis zum 17. August? Die Hauptquelle für die Ereignisse liefert der badische Hofrat und Arzt Dr. Johannes Pistorius.

Der badische Hofrat Dr. Johannes Pistorius (1546–1608)

Seine Schriften über Jakob – in lateinischer und deutscher Sprache – sind keine Geheimdossiers, sie wurden 1590 bzw. 1591 ediert und auf der Frankfurter Buchmesse vertrieben.²¹⁾ Pistorius war schon unter Karl II. am Durlacher Hof ein hochgelehrter, für seine Zeit fast universalgebildeter Mann. Er war Arzt, Jurist, Historiker, Politiker und: Konvertit. Das letzte brachte ihm in damaliger Zeit Bewunderung auf der einen und Haß auf der anderen Seite ein. Wenn er in Glaubensfragen manchmal unbeherrscht seine Stimme erhob oder zur Feder griff, hatte er mit harten Gegenattacken der Lutheraner zu rechnen. Nie in Zweifel gestellt wurden seine sachlichen medizinischen Beobachtungen an Jakobs Krankenbett. Erstaunlicherweise wurden sie bisher noch nicht zusammengestellt. Er gibt als Zeugen für die Vorgänge evangelische und katholische Persönlichkeiten mit Namen an.²²⁾⁹⁾

Jakobs Krankenzeit und Tod im Monat nach seiner Konversion

(August 1590)

Hier ein Kurzfassung des beschriebenen „Krankheitsverlaufs“:²³⁾ Nach seiner Konversion unternahm der etwas angestrengte

Jakob eine „Brunnenkur“ in Bad Imnau.²⁴⁾ Am Abend des 8. August 1590 kommt er „mit frischem Herten und erfrewlich bey dero Gemahlin und Fürstlichen Kindern an.“²⁵⁾ In der Nacht wird der Markgraf von „von einem geschwinden Leibesfluss“²⁶⁾, d. h. von einem heftigen Brechdurchfall, angegriffen. Aus der nahen Stadt Freiburg läßt Jakob seinen Leibarzt Pistorius und den Medizinprofessor Dr. Mock rufen. Beide befinden „augensichtlich aus den verenderten schwartzen und bösen abghenden Farben, daß Ihr F.G. Giffit eingenommen.“²⁷⁾ Heftige Schmerzen stellen sich ein. Im weiteren Verlauf der „Krankheit“ werden noch die Freiburger Medizinprofessoren Dr. Streitseymer und Dr. Meyer hinzugezogen. Mithin ist die gesamte damalige Medizinische Fakultät der Universität Freiburg an Jakobs Bett. Täglich macht Pistorius genaue Angaben über Jakob: Über die permanenten Tenesmen, die zunehmende Schwäche, die Schmerzen, auch die Schmerzverteilung. Der Zustand verschlimmert sich von Tag zu Tag. Die Ärzte wachen z. T. Tag und Nacht, „auch zu essens zeit“.²⁸⁾ Wegen der Schmerzen und der Diarrhoe sind die letzten Nächte sehr unruhig. „Doch haben ihr F. G. die übrige Nacht nicht viel Linderung oder Ruh gehapt, sondern seyn von einem Beth zum andern stetigs umbzuwechseln getriben.“²⁹⁾ Jakob hat kein Fieber, niemand in seiner Umgebung erkrankt. Es gibt keine Epidemie, obwohl er fast dauernd nicht zu beherrschenden Stuhlgangdruck³⁰⁾ hat und viel Bettwäsche anfällt – die mit damaligen Mitteln ja auch gewaschen werden mußte. Schließlich erbricht er alles, was er aufnimmt „mit großem Würgen des Magens“ oder er kann wegen zunehmender „Dürre des Mundes“³¹⁾ selbst keine Flüssigkeit („Süpplein“) mehr schlucken. Bei seinem wirklich schweren Leiden ist er bis zuletzt, als sich Bewußtseinstrübungen einstellen und er langsam erkaltet³²⁾, ein geduldiger Patient. Am 17. August 1590 stirbt gegen 11 Uhr der junge Markgraf im Alter von 28 Jahren.

Die Sektion und ihr Ergebnis

Am Nachmittag wird sein Leichnam im Emmendinger Schloß sezirt – etwas sehr Seltenes zu damaliger Zeit in unserer Gegend! – Die Professoren Mock und Meyer³³⁾, Pistorius, ein jüdischer Arzt und ein Wundarzt von Jakobs Hof führen die Sektion durch. Ein präziser in lateinischer Sprache geschriebener Obduktionsbericht liegt vor, er wurde noch nie vollständig übersetzt und, wenn überhaupt, nur in Ausschnitten zitiert.³⁴⁾ Bauch und Thoraxraum werden eröffnet, die Organe begutachtet, die Veränderungen am Verdauungstrakt exakt beschrieben. Wo z. B. an der Magenrückwand Gift haften geblieben war, werden drei bohnen- bis erbsengroße „Magengeschwüre“ registriert. Der Zustand von Dünn- und Dickdarm wird genau festgehalten. Der Sektionsbericht schließt: „Es war ganz und gar Gift in fester Form, das auf einmal in einer Dosis verabreicht wurde. So wie es rein zufällig bei der Verteilung der Speise an einer Stelle des Magens hängen blieb, so bohrte es sich von Tag zu Tag mit seiner ‚Nagekraft‘ tiefer ein und begann allmählich den Magen zu durchfressen.“³⁵⁾

Das „Venenum“ (Gift)

Im deutschen Sektionsbericht spricht Pistorius von einem Gift in weißer Pulverform.³⁶⁾ Mit diesem Gift hat man bis weit ins vorige Jahrhundert hinein unzählige Menschen getötet. Darüber liegen mannigfache Kranken- und Sektionsberichte aus alter und neuer Zeit vor. Je präziser sie sind, um so mehr gleichen sie in den Hauptanhaltspunkten dem hier ausgewerteten Bericht.

Es handelt sich um das klassische Gift, wenn man ohne blutige Palastkämpfe die Führung ablösen wollte. Diese Vorgehensweise wurde als „coniuratio pulveraria“³⁷⁾ bezeichnet, ein Anschlag mit dem hochgiftigen Arsen. In seiner Verwendungsform als Arsenoxyd = As_2O_3 = Arsenik ist es pulverförmig, weiß-

lich, wird wie Kochsalz farblos, wenn es feucht wird, es ist geruchsfrei. Weniger als 0,2 Gramm – das ist eine Prise – dem Essen beigemischt reichen aus, um nach wenigen Stunden ein oben beschriebenes Martyrium beginnen und auch den stärksten Mann nach einigen Tagen sterben zu lassen. Jakob wurde also am Abend des 8. August 1590 in Emmendingen in seinem Schloß eine zum Tode führende Dosis Arsenik verabreicht.

Jakobs Tod und Sektion in der Überlieferung

Die Emmendinger Obduktionsbefunde wurden sogleich uminterpretiert. Jakobs Gegner streuten Gerüchte. Zwei „Medicaster“³⁸⁾ behaupteten nach Veröffentlichung des Sektionsberichts im Herbst 1590, die beschriebenen Veränderungen am Verdauungstrakt stellten sich ein, wenn einer, wie Jakob, zu unmäßig Mineralwasser getrunken habe (Bad Innau!). Der Württemberger Ludwig und andere sprechen in ihren Briefen ganz einfach von „Gottesurteil“³⁹⁾; andere „Quellen“ gehen davon aus, daß der Markgraf Kirschen gegessen und darauf Wasser getrunken haben soll⁴⁰⁾, daß er vergiftete Kirschen gegessen haben soll.⁴¹⁾ Im Emmendingen hält sich hartnäckig die Mär, wonach Jakob auf seinem Abtritt sitzend, von unten mit einer Lanze erstochen worden sein soll. Weil von Anfang an in der Hachberger Markgrafschaft der wahre medizinische Sachverhalt geflissentlich ignoriert wurde, hatten die Gerüchteküchen Konjunktur.

Nachdem der Bericht sich in August/September 1590 wie ein Lauffeuer im Lande verbreitet hatte, erfolgten die Reaktionen darauf also nur in anonymer Form. Bis auf eine dieser Quellen ist allen gemeinsam, daß sie den Tatort von Emmendingen wegverlegen und die Tatumstände nebulös verschleiern.⁴²⁾ Das sogenannte, nirgends schriftlich überlieferte, anonyme „Gegengutachten“ der „Medicaster“^{cf38)} ist ein Paradebeispiel dafür. Es

räumt zwar ein, daß Jakob durch das zu reichlich genossene Mineralwasser in Bad Innau vergiftet wurde – aber dann bitte schön durch eigene Schuld und auf jeden Fall nicht in Emmendingen! Im anonymen „Kirschbericht“⁴¹⁾ verhält es sich ebenso: Warum ißt Jakob auch so gierig Kirschen und trinkt Wasser darauf? Die Folgen seines unvernünftigen Verhaltens in Villingen hat er also mit dem Tod zu bezahlen! Die wissenschaftliche Substanz des medizinischen Befundes wurde von Anfang an in der Markgrafschaft Hachberg von anonymen Personen, die weder Jakobs Leidenszeit erlebten noch bei der Sektion dabei waren, zerredet oder – berechnend oder dümmlich – totgeschwiegen.

Nicht in Vergessenheit geriet der Bericht bei Theologen und Historikern anderer Regionen. Verfolgen wir einmal, was aus diesem präzisen Sektionsprotokoll der alten Ärzte im Laufe der Jahrhunderte wurde.

1. Ein Jahrhundert nach Jakobs Tod gibt der aus Baden stammende Rostocker Superintendent J. Fecht ein medizinisches Gutachten über den alten Sektionsbericht in Auftrag.⁴³⁾ Der Gutachter ist der Medizinprofessor J. Schaper, ein Freund von Fecht⁴⁴⁾. Trotz der aus heutiger Sicht nicht verwertbaren Argumentation (1694!), bemüht sich Schaper in der Schlußaussage wissenschaftlich redlich zu sein. Er hält die „testimonia“ des Pistorius zwar für „dubia“, doch kann er Gift als Todesursache nicht völlig ausschließen.⁴⁵⁾

2. Bei Vierordt klingt es im Jahre 1856 schon so, als habe Schaper den Pistoriusbericht wissenschaftlich widerlegt: „Seinen 9 Tage später in Emmendingen erfolgten Tod erklärte sein Biograph Pistorius geradezu als Folge von Gift.“ – dazu unten die Anmerkung: „Eine ärztliche Untersuchung bei Johannes Fecht, coll. Emm.I, 357–377 (sic!) gibt sich die Mühe, aus dem Befund der Sektion die Unwahrheit dieser Behauptung nachzuweisen.“⁴⁶⁾

3. Ebenfalls im Jahre 1856 meldete sich der Historiker Zell in dieser Sache wie folgt zu Wort: „Es bedarf keiner Fachkenntnisse

(sic!), noch einer Erinnerung an die damalige Unvollkommenheit der toxikologischen Kenntnisse und Untersuchungen, um einzusehen, wie schwach dieser Beweis einer Vergiftung ist. Auch führt Pistorius selbst an, daß zwei Ärzte aus jener Gegend, welche er dafür sehr hart angreift, in diesen Anzeichen keine sicheren Beweise von Vergiftung fanden, sondern die Krankheit als durch den Gebrauch des Sauerbrunnens veranlaßt erklärten, jedenfalls sei es eine Krankheit ohne Vergiftung.“ Der folgende Satz bei Zell verfälscht eindeutig den Schlußsatz von Schapers Bericht: „In demselben Sinne (sic!) erklärt sich ... Dr. Schaper... in einem Gutachten auf Grund des von Pistorius gegebenen Sectionsbefundes.“⁴⁷⁾ Der wackere Zell (s. o. „es bedarf keiner Fachkenntnisse...“) fügt noch hinzu „da bei dem kurmäßigen Trinken eines mineralischen Wassers das Genießen von frischen Obst allgemein (sic!) als nachteilig gilt“⁴⁸⁾, daß er die anonym überlieferte „Kirschen+Wasser-Theorie“ als eine hinreichende Erklärung für die oben beschriebene Todesart Jakobs anerkennt.

4. Kleinschmidt bemerkt im Jahre 1875 folgendes dazu, nachdem er ohne genaue Quellenangabe zwei lateinische Sätze aus dem Bericht zitiert: „Nicht allein Pistorius, sondern auch die ‚Relation‘ sprechen entschieden für Vergiftung; jedoch ist diese eine tendenziöse Erfindung, um die Protestanten in Verruf zu bringen. In Erwiderung hierauf erfanden Letztere das Märchen, Jakob sei in den letzten Augenblicken vom Teufel angefochten worden und habe seine Umgebung zu Hülfe gerufen; sein Tod sei schrecklich wie der des Ketzers Arius gewesen.“⁴⁹⁾ Weiter geht er nicht auf den Sektionsbericht ein.

5. Stieve, ein ätzend scharfer Kritiker Kleinschmidts, stützt sich auf eine Äußerung des Grafen Karl von Zollern, der an Jakobs Sterbebett war. Danach sei „Dysenterie“ die Todesursache gewesen.⁵⁰⁾ Dazu ist zu bemerken, daß Pistorius selbst mehrfach das Wort „Ruhr“ oder „Dyssenteria“ gebraucht⁵¹⁾, um

Jakobs Zustand zu beschreiben. Wenn es im 16. Jahrhundert und auch noch später zu einer Funktionsstörung („dys“) des „enteron“ (griech.=Eingeweide, Gedärm, Dünndarm) kam, bezeichneten die alten Ärzte die gesamte sich einstellende Symptomatik als „Dys-senteria“, nicht allein z.B. eine bakterielle Dysenterie oder Ruhr, eine gefährliche Infektionskrankheit. Eine solche Begriffseineigung erfolgte erst viel später⁵²). Auf Grund dieser Fehleinschätzung geht Stieve nicht von Vergiftung aus. (anno 1878)

6. V. Weech benutzt die obengenannten Zell und Stieve als Gewährsmänner. Er geht schon gar nicht mehr auf Schaper ein, sondern schreibt: „Die Grundlosigkeit der besonders von Pistorius festgehaltenen Behauptung, daß der Markgraf vergiftet worden sei, hat schon Zell in der vornehmen Objektivität (sic!), die seine oben erwähnte Arbeit auszeichnet, zugestanden. Stieve hat aber hierfür geradezu ein klassisches Zeugnis beigebracht, die Mitteilung des bei Jakobs Tode anwesenden Grafen Zollern in einem an Herzog Wilhelm gerichteten Schreiben d.d. 20. August 1590, daß der Markgraf an Dysenterie gestorben sei.“⁵³) Auch v. Weech hält eine Diskussion der Sektionsbefunde für unnötig. (anno 1892)

Das heute etwas vergessene Thema „Jakob III.“ hatte in der Zeit des badischen Großherzogs Friedrich (1856–1907) Hochkonjunktur. Zu seiner Regierungszeit erschienen die meisten Veröffentlichungen über Jakob. Obwohl, nein gerade weil die Autoren des vergangenen Jahrhunderts bestens mit der lateinischen Sprache umgehen konnten, bediente man sich dieser Quellen in auffällig zurückhaltender oder selektierender Weise. Bei einer Gesamtwürdigung der Schriften hätte man kritische Fragen zu Jakobs Tod und dem Aussterben seiner Linie stellen müssen. Ganz sicher hat der Ahnherr der badisch-großherzoglichen Linie, Jakobs jüngerer Bruder Georg Friedrich, nichts mit dem Tod des

Emmendinger Markgrafen zu tun. Doch wurde in seiner Regierungszeit Jakobs Grabmal mit Inschrift (14 Jahre nach dem Tod Jakobs!) in der Pforzheimer Schloß- und Stiftskirche errichtet.⁵⁴) Das Ereignis, das für den Bruder aus Emmendingen im bittersten Sinn des Wortes „(W)ENDE des Lebens“ bedeutete, wurde vom Ahnherrn Friedrichs – nur aus dem Zeitgeist heraus verständlich – überhaupt nicht auf dem Grabstein erwähnt. Vor einhundert Jahren war es nicht unproblematisch, laut über die Frage nachzudenken: „Friedrich, Großherzog von Baden, was wärest Du, wenn es mit Jakob ein anderes Ende genommen hätte? Vielleicht Regent des südbadischen Markgräfler Landes?“ So wurden bei den damaligen Veröffentlichungen viele Fakten angedeutet, nur wenige Wissenschaftler hatten einen Überblick über das gesamte, zur Verfügung stehende Quellenmaterial.

7. Der Emmendinger Diakonus und Geschichtsschreiber Heinrich Maurer (1837–1921)

Einer von ihnen war sicherlich der Diakonus Heinrich Maurer. Anders als die vorher Genannten war er Historiker „vor Ort“, ein kluger und belesener Mann, den man mit Recht den Begründer der Emmendinger Geschichtsforschung nennen kann und der sich dabei große Anerkennung erwarb. Maurer war von 1865 bis 1892 – also in den heißesten Phasen des badischen, später preußischen „Kulturkampfes“ – Leiter der Emmendinger Realschule (ehem. Lateinschule).

Gegen Ende seiner Emmendinger Dienstzeit sollte im Jahre 1890 das 300jährige Stadtjubiläum gefeiert werden.⁵⁵) Am 1. August erfolgte eine Einladung an die Bürger- und Einwohnerschaft „Es soll werden ein richtiges Bürgerfest, ein Fest der Freude, dem Geiste der Erinnerung geweiht.“ und „Wir zweifeln nicht, daß der patriotische Sinn der hiesigen Bürger- und Einwohnerschaft wie immer, wenn es sich um das Ansehen und die Ehre

der Stadt handelt, auch hier das Richtige treffen wird.“⁵⁶⁾

Knapp drei Wochen nach dem Bürgeraufruf wurden alle Vorbereitungen zum Jubiläum gestoppt. Es gab keine Presseerklärung mehr. Ein dürftiger Satz im Gemeinderatsprotokoll vom 21. August setzte den Schlußstrich: „Einstimmig wurde beschlossen, das projektierte Jubiläumfest nicht abzuhalten.“⁵⁷⁾

Zur selben Zeit – zwischen dem 2. Juli und 3. September 1890 – erschien im „Freiburger Katholischen Kirchenblatt“ ein Aufsatz in 10 Folgen: „Zwei Gedenktage für die badischen Katholiken“. Mit ihm sollte an den 15. Juli und 17. August 1590 (Jakob Konversions- und Sterbetag) erinnert werden. Das erste Mal seit 300 Jahren wurde hier einer großen Leserschaft sehr quellennah und kritisch über Jakobs Leben und Tod berichtet. Auch auf die Sektion wurde recht ausführlich eingegangen. Die vorher genannten Veröffentlichungen hatten vor allem Historiker und Theologen als Zielgruppen, also einen eher kleineren Leserkreis. Das Großherzogtum Baden, nach 1806 mehr zusammengewürfelt als geschichtlich gewachsen, hatte damals 67% Katholiken (mehr als 2/3 der Bevölkerung!) und 31% Protestanten; die Regierungsgewalt lag beim protestantischen Großherzog. Bei der Verbreitung des Kirchenblattes in ganz Baden hatte dieser Bericht, der an das badische Haus indirekt drängende Fragen richtete, Aufsehen erregt. Auch in Emmendingen las man das Kirchenblatt, auch hier wurde zur Erinnerung gemahnt.

Befürchtete man, daß der oben beschworene „Geist der Erinnerung“ dem „Ansehen und der Ehre der Stadt“ abträglich war? Die Themen „Stadterhebung“, „Konversion“ und „der plötzliche Tod des jungen Stadterhebers, Jakobs III. nur einen Monat nach dem Übertritt“ waren in Emmendingen ja immer untrennbar miteinander verknüpft!

– Wenn man also das Jubiläum der Stadterhebung – erstmals nach 300 Jahren – feier-

lich begehen wollte, wäre man nicht umhingekommen, auch den gebührend zu feiern, der weiland den Anlaß für eine 1890er Feier gegeben hatte.

- Der aber galt im damals überwiegend evangelischen (72%) Emmendingen wenn nicht gerade als „Unberührbarer“, so doch immerhin als „Apostata“⁵⁸⁾, der, wie ebenfalls seine engste Verwandtschaft, von Gott auch gleich die gerechte Strafe dafür erhalten hatte. Er war in Emmendingen „persona ingrata“⁵⁹⁾
- Sein Bild in der Öffentlichkeit war von dichtem Gestrüpp überwuchert. Dieses Gestrüpp zu lichten, hätte bedeutet, unbequeme Fakten darzulegen, die Maurer und evtl. anderen Emmendingern bekannt waren.⁶⁰⁾
- Es war sicherlich auch im Sinne des badischen Großherzogs Friedrich I., kein Signal für eine Emmendinger – damals unpassende – Jakobsforschung zu setzen, indem man durch die Begehung des Stadtjubiläums den Blick auf Jakob gelenkt hätte.
- So übernahm es der Emmendinger Diakonus Heinrich Maurer, für die großherzoglichen südbadischen Untertanen ein für das badische Haus passendes Bild über Jakobs Tod zu klittern.^{cf.71)}

Knapp fünf Monate später gab Maurer eine 112seitige „Festschrift zur dritten Säkularfeier“⁶¹⁾ heraus. Es wurde eine kleine, bald vergriffene Auflage.⁶²⁾ Über Jakobs Lebenszeit berichtet er auf zehn Seiten (S. 30–39).⁶³⁾ Der Beitrag erscheint durchweg gut recherchiert: bis auf die Seiten 38 und 39, in denen er über Jakobs letzten Lebensmonat schreibt. Maurer stützt sich auf Arbeiten von Kleinschmidt, von Weech⁶⁴⁾, auf Fecht⁶⁵⁾ und auf Pistorius⁶⁶⁾. Die Analyse der zwei Seiten ergibt folgendes:

- Maurer bringt einerseits eindeutig belegbare, historische Fakten; z. B. führt er namentlich die Medizinprofessoren an, die Jakob beizustehen versuchten,⁶⁷⁾ aber er stützt sich auch auf angeblich mündlich



Der badische Hofrat Dr. Johannes Pistorius (1546 – 1608)

überlieferte Berichte (nach 300 Jahren!)⁶⁸, und

- Maurer folgt an der entscheidenden Stelle, wo es um Jakobs Todesursache geht – mehr noch als Kleinschmidt – einem *anonymen* Schreiben, einer von ihm nicht zitierten Briefbeilage des Grafen Friedrich von Mömpelgard an Herzog Ludwig von Württemberg vom 23. 9.1590. Nur dieses absenderlose Schreiben enthält die erstaunliche „Kirschen+Wasser-Theorie“: in Villingen habe er sich nach dem Genuß von Kirschen und Wasser die zum Tode führende „ruohr“ zugezogen.⁶⁹ Wörtlich schreibt Maurer: „Auf einer Jagd soll (sic!) er Kirschen gegessen und Wasser darauf getrunken haben.“ (S. 33) Vielleicht

glaubte er damit plausibel genug für seine Lesergemeinde argumentiert zu haben.

Die sehr präzisen Angaben des Pistorius zu Jakobs Tod kennt Maurer auf Grund der oben zitierten Schriften. Er erwähnt sie aber mit keiner Silbe, geht nicht auf die Sekundärliteratur seiner Zeit ein, folgt dagegen anonymen Quellen aber nur in soweit, als sie in sein festgelegtes Konzept passen.⁶⁹ Und das scheint zu lauten: Was nicht sein soll, das nicht sein darf!

Von einer Vergiftung Jakobs im Emmendinger Schloß zu reden ist für Maurer – und andere – von vorneherein die Schutzbehauptung einer *Partei*, die den Sachverhalt vor-eingenommen beurteilt. Mit gleichem Recht darf dann von der *Gegenpartei* die mit-

telalterliche Schutzbehauptung von einem „Gottesurteil“ aufgestellt werden – Spielstand 1:1! Bei Maurer liest es sich so: „Selbstverständlich deutete jede der beiden Parteien den raschen Tod des Markgrafen in ihrem Sinne. Die einen sprachen von Vergiftung, die anderen betrachteten denselben als Gottesurteil.“⁷⁰) Nun fällt es uns Menschen sicherlich schwer, ein Gottesurteil nachzuweisen. Bei Arsenikvergiftungen sieht das schon anders aus.

Aber haben wir Nachsicht mit Maurer und seiner Zeit. Damals konnte in dieser Sache nicht alles veröffentlicht werden, was erforscht wurde. Bei Maurer und anderen mußte ein Bericht herauskommen, der „hoffähig“ war.⁷¹)

8. Auch andere Emmendinger Autoren wie R. Hagen (1921), T. Rothmund (1923) und K. Wanner (1956) ersparen dem Leser ebenfalls die Erörterung der Sektionsergebnisse, indem sie die Tatsache der Sektion einfach übergehen. (Vielleicht als Ausgleich dafür läßt R. Hagen den Markgrafen Jakob und den Pistorius in der Adventszeit um das Schloß geistern.⁷²)

9. W. Baumann (anno 1962) vermeidet es ebenfalls, auf die Sektion einzugehen. Bei ihm liest man: „Die katholische Partei tröstete sich über den Tod Jakobs ein wenig mit der Behauptung, er sei von den Ketzern vergiftet worden, die Protestanten beschwichtigten ihrerseits den Ärger über den Abfall des Markgrafen mit Märchen über sein angeblich schreckliches Ende.“⁷³) Dazu zitiert Baumann den Brief eines Ungenannten aus Durlach vom 23. August 1590⁷⁴). Den auf der Frankfurter Buchmesse im Herbst 1590 veröffentlichten Bericht des Pistorius erwähnt er mit keiner Silbe.

10. H. Steigelmann nennt den Tod von Jakob und Papst Sixtus V. in einem Atemzug. Im Jahre 1970 schreibt er: „Wir brauchen uns über die vielen Gerüchte um die Todesursache dieser beiden Männer keine großen Gedanken mehr zu machen. Die heutige Boule-

vardpresse hätte monatelang davon gezeht. Der erst 28 Jahre alte Markgraf soll an übermäßigem Trinken, an dem durch kirchlichen verdorbenen Magen, an Ruhr oder durch Gift gestorben sein.“⁷⁵) War Jakob ein Trinker? Anscheinend hat Steigelmann diese Stelle dem Sinn nach von Kleinschmidt übernommen (S. 121). Dem aber weist Stieve bereits 1876 nach⁷⁶), daß er die Reden des Pistorius sehr schlampig gelesen hat. So werden haltlose, erstmals 1875 in die Welt gesetzte Gerüchte erneuert. Die Sektion erwähnt Steigelmann kurz – ohne Quellenangabe.

11. Am 18. Juni 1990 hielt G. A. Benrath in Emmendingen ein Referat über das „Emmendinger Religionsgespräch“. Im Bericht der Badischen Zeitung vom 20. Juni 1990 wird auch der einzige Satz daraus zitiert, den Benrath über Jakobs Todesursache sagte: „Selbst der Vorwurf, Jakobs III. sei vergiftet worden, kam damals schnell auf und beschäftigt die Historiker heute noch.“

Im Anschluß an die Veranstaltung fand ein – nicht öffentliches – Kurzinterview statt. Dazu heißt es in der BZ: „Deutlicher wurde der Mainzer Professor erst, als er im Anschluß an die Gedenkfeier noch einmal darauf angesprochen wurde. Gegenüber der Badischen Zeitung meinte Benrath, bei der damaligen Gerichtsbarkeit halte er es für wenig wahrscheinlich, daß ein Mord unverfolgt geblieben wäre. ...er... habe zuletzt hierzu kein eigenes Quellenstudium mehr betrieben (sic!), der These Günthers – Vergiftung durch Arsenik – stehe er aber eher skeptisch gegenüber.“⁷⁷)

Wer hatte in damaliger Zeit eine möglicherweise vorliegende Straftat aufzuklären und zu ahnden?

1. Die Aufklärung eines Verbrechens, die Verfolgung und Bestrafung des Täters lag letztlich beim Landesherren, in diesem Falle bei Jakobs Rechtsnachfolger von eigenen Gnaden^{cf77}), bei Markgraf Ernst Friedrich.
2. Nur wenn Ernst Friedrich offiziell als Täter beschuldigt worden wäre (in anonymen

Schreiben aus der Hachberger Markgrafschaft, die er abgefangen hatte, wird er sogar als Drahtzieher genannt^{cf77)} hätte die übergeordnete Instanz, das Reichskammergericht, die Verfolgung der Sache aufnehmen müssen.

Nun spricht Pistorius eindeutig alle Fürsten Germaniens nicht nur von der Schuld, sondern auch von Schuldverdacht frei. Er konnte gar nichts anderes tun: Zur Tatzeit waren weder Ernst Friedrich noch der Württemberger Herzog Ludwig noch sonst ein Standesvertreter in Emmendingen. Aber dann heißt es wörtlich: „Dennoch wurde dem Markgrafen Gift verabreicht, dieses gab ihm, unter welchen Umständen auch immer, ein Mann aus dem Volk, ein Feind des Markgrafen oder der Religion. Das Motiv ist nicht eindeutig. Der Täter verabreichte dem Markgrafen das Gift nicht lange vor seinem Tod“ (Diese in Fechts „Historia colloquii...“ S. 367 abgedruckte Stelle war Benrath zugänglich.)

Die Verfolgung des Täters wäre also Aufgabe Ernst Friedrichs gewesen. Der aber zeigte nachweislich – aus welchen Gründen auch immer – keinerlei Interesse daran. Als später der Markgraf Ernst Friedrich beschuldigt wurde, Jakobs Testament übergangen zu haben, soll er sich dafür bei der zuständigen Gerichtsbarkeit in Prag verantworten. Auch daran zeigte er kein Interesse: Er erschien nie dort.

Es muß eingeräumt werden, daß der angesprochene Punkt nicht das Hauptthema des Referates war, doch sorgte die oben zitierte Äußerung Benraths, die er nicht korrigierte, für eine gewisse Verwunderung in der Emmendinger Bevölkerung. Denn wieder einmal hatte jemand eine persönliche Ansicht über Jakobs Tod geäußert, ohne sie mit Quellen zu belegen.

Soweit die „Bearbeitungen“ von medizinischen Fakten, die Freiburger Professoren im Jahre 1590 akribisch beschrieben und die vor allem Pistorius überliefert hat. Es fällt dabei auf, daß nur ein Mediziner sie nach dem

Kenntnisstand seiner Zeit und in gewisser Befangenheit würdigte (anno 1694!) ^{cf.44)}. Ansonsten fand sie mehr oder weniger sachkundige Beachtung durch ein gutes Dutzend Historiker und/oder Theologen.

Vierhundert Jahre nach Jakobs Tod wurden jetzt aus den oben zitierten lateinischen und deutschen Quellschriften sämtliche Angaben über Jakobs Krankenzeit, Tod und Sektion erstmals ganz übersetzt und zusammengestellt, verschiedenen Ärzten und einem Professor eines Instituts für Rechtsmedizin vorgestellt. Aus seiner vierseitigen rechtsmedizinischen Stellungnahme dazu vom 11. April 1990 zitiere ich: „Der Krankheitsverlauf von Jakobs III. enthält das klassische Bild der gastrointestinalen Form der Arsenvergiftung mit unstillbaren, choleraähnlichen Durchfällen“ und „Auch die Leichenbefunde fügen sich zwanglos in das Bild, das bei Obduktionen bei arsenvergifteten Menschen gesehen wird.“⁷⁸⁾

Soweit die heutige medizinische und nicht historische oder theologische Beurteilung medizinischer Daten von Jakobs „Krankheit“ und Sektion aus dem Jahre 1590. Sie bestätigt in vollem Umfang das Untersuchungsergebnis der alten Ärzte hinsichtlich der Todesursache.

Ein weiteres bemerkenswertes Ergebnis für die Geschichte der Freiburger Universität brachte die Beschäftigung mit Jakobs III. Es handelt sich hier um die bislang älteste rechtsmedizinische Sektion, die nachweislich Freiburger Medizinprofessoren vorgenommen haben. Für eine heutige Begutachtung des Befundes war es hilfreich, daß die dazugehörige Krankengeschichte ebenfalls nunmehr vorliegt. Ein – seltenes – „Ganzstück“ aus dem Jahre 1590.

Ereignisse nach Jakobs Tod

Es stellt sich die Frage nach den Tätern. War es einer von Jakobs Dienern? In welcher Beziehung stand die Dienerschaft zum Würt-

temberger Herzog? Welche Verbindung hatte sie zu Jakobs Bruder Ernst Friedrich? Der verhielt sich nach Jakobs Tod schon erstaunlich. Anstatt die junge, hochschwängere Witwe Elisabeth zu trösten, setzte er sie auf Wink des Württembergers auf der Hochburg fest und ließ sie von dreihundert eigens mitgebrachten Soldaten bewachen. Er setzte sich mehrfach über Jakobs Testament hinweg, wählte neue, evangelische Vormünder für den am 3. September. (n.St.) posthum geborenen Sohn Ernst Jakob und ließ ihn evangelisch taufen. Jakob bestattete er gegen dessen letzten Willen in Pforzheim. Gemessen an Jakobs Rang im Reich fand die Beerdigung eher in aller Stille statt, wie wir heute sagen würden. Auf dem Grabstein der St. Michaelskirche fehlt jeder Hinweis auf Jakobs Konversion.⁷⁹⁾

Trotz testamentarischer Bestimmung darf Jakobs Witwe nicht das Emmendinger Markgrafenschloß beziehen. Den kleinen Ernst Jakob, den einzigen erbberechtigten Nachfolger Jakobs III., nimmt der Onkel „als Faustpfand“⁸⁰⁾ mit sich nach Durlach. Nachdem die junge Witwe im Jahr darauf wieder geheiratet hat, stirbt, achtzehn Tage später, ihr und Jakobs Sohn an „Brustwehe“, wie der Onkel Ernst Friedrich an einen Verwandten schreibt.⁸¹⁾

Von 1591 an herrscht dann Grabesruhe über Jakobs Linie. Das Jahr 1590, das den Namen des damals so kleinen badischen Städtchens Emmendingen bis nach Prag und Rom, die damaligen Zentren weltlicher und kirchlicher Macht, gebracht hatte, war vorüber. Jakobs Schloß wurde Landvogtei, der nächste Dornröschenschlaf ließ nicht mehr lange auf sich warten.

Zwar hatte Kaiser Rudolph II. bereits 1590 in Prag von den Vorgängen in Emmendingen Kenntnis erhalten – seine Gerichte befaßten sich bis 1598 mit der Sache. Aber der „erste Mann im Reich“ erwies sich als zu schwach, um eine gerichtliche Untersuchung in der Markgrafschaft anzumahnen. Es gelang ihm

nicht einmal, Ernst Friedrich wegen dessen unrechtmäßigen, Jakobs letzten Willen verachtenden Verfügungen nach dem Tod des Bruders nach Prag zu zitieren. Im politischen Großklima des Reiches gab es für Rudolph II. bald wichtigere Probleme, z.B. der 1594 in Ungarn wieder aufflackernde Krieg gegen die Türken.⁸²⁾ So wuchs auch hier – das Jahr 1618 war nicht mehr weit – Gras über die Sache.

Schlußbetrachtung

Wie kaum eine Gegend in Deutschland gibt heute noch der südbadische Raum die alten Religionsgrenzen wieder, die infolge des „Augsburger Religionsfriedens“ entstanden.⁸³⁾ Doch in Emmendingen und anderorts haben sich längst ehemalige Glaubensgegensätze aufgehoben, Toleranz und Verständnis füreinander nahmen zu. Wir heute Lebenden können nichts für die Vorgänge aus dem Jahr 1590 und danach. Das Jakob zugefügte Unrecht zu benennen ist aber eine Form der Wiedergutmachung, die wir Nachgeborenen leisten sollten.

Anmerkungen

1) H. Maurer, Der Emmendinger Stadt- und Freiheitsbrief, S. 14–27

2) 400 Jahre Reformation ..., S.10

3) Kleinschmidt, S. 3

4) Hermelink, S. 107, vgl. auch: v. Stälin, S.781 „sich mit reichlicherem Trunk erquicken wollte, und nicht eben das rechte Maß traf (wie sein Hofprediger Lucas Osiander in der Leichenpredigt auf ihn erwähnt).“ „a.a.O., S.779f. 794, 811

5) Pistorius, orationes II, S. 88f.

6) v. Weech, Bad. Geschichte, S. 273, cf. Baumann, S.1–4

7) Fecht, Protocollum Coll. Emm. S. 126

8) Pistorius, or. II, S. 90 „ut tamquam Italus cum Italis loqueretur“, S.97 „...ut Gallice cum Gallis loquens intellegeret, et Gallice dissereret omnia“

9) Latein-Leistungskurs 1990, Goethe-Gymnasium Emmendingen: Übersetzung aus J. Fechts „Historia Colloquii Emmendingensis, Emmendingen 1990, S.11“ Kehren wir nun zu unserem

Markgrafen Jakob zurück, dessen Leben wir mit den Worten des Jo. Pistorius nachzeichnen wollen; keiner hat es genauer beschrieben als er. Es wäre wohl nicht recht, diesem Mann seine Zuverlässigkeit abzusprechen, außer in Situationen, wenn diesen παπομανωντα = diesen „Papomanen“ sein rasender religiöser Eifer in das Gegenteil von Wahrheit fortriß“ (Urteil des Lutheraners Fecht über den Katholiken Pistorius aus dem Jahre 1694)

¹⁰⁾ Pistorius, orationes II, S. 91

¹¹⁾ Pistorius, or. II, S. 92, Kleinschmidt, S.13ff., Freiburger Kath. Kirchenblatt, S.468

¹²⁾ Kleinschmidt, S. 17ff.

¹³⁾ Freib. Kath. Kirchenbl., S. 469

¹⁴⁾ Pistorius, or. II, S. 101 „cum uxore admirabili charitate consentiebat: cum illa et voluntati mariti leniissime obsequeretur, et quotannis pene, quae no(n) minima felicitatis humanae pars est, familiam formosissimis liberis auget.“

¹⁵⁾ z. B. GLA 46/4944, Nr.25

¹⁶⁾ s. Literaturnachweis: Fecht, J.

¹⁷⁾ s. Literaturnachweis: Steigelmann, H.

¹⁸⁾ Pistorius, or. II, S. 101

¹⁹⁾ Kleinschmidt, S. 112

²⁰⁾ GLA 46/4944, Nr. 76 (Original liegt in Sigma- ringen)

²¹⁾ Pistorius, Wahrhaft ... Rorschach 1590, Pagina A2, folium 1

²²⁾ Pistorius, Wahrhaft ... 1590 und 1591, A2, f.2. U. a. wird Jakob Varenbühler als Zeuge genannt, der später als Vertreter der Landschaft Hochberg Taufpate des Postumus Ernst Jakob wurde.

²³⁾ ebenda. 1590 A1–E2, 1591 A1–F2

²⁴⁾ Bad Imnau erscheint bei allen Autoren unumstritten.

²⁵⁾ Pistorius, s. o. B1, f1

²⁶⁾ Pistorius, a. a.O. B.1, f.1

²⁷⁾ Pistorius, a. a.O. B.1, f.1

²⁸⁾ Pistorius, a. a.O. B.1, f.2

²⁹⁾ ebenda C.4, f.1

³⁰⁾ Steigelmann, S. 89, Anm.296 (aus einer Straßburger Zeitung vom 9.(19)August 1590 „...Ihr F.G. mit der Dissenteria dermaßen schrecklich angriffen, daß sie vor ihrem abschied in die 400 sedes gehapt...“)

³¹⁾ Pistorius, a. a.O. D.2, f.1

³²⁾ Pistorius, a. a.O. D.3, f.2

³³⁾ Nauck, S. 20 „Das Leben Jakob Mocks war noch durchaus vom Geiste der humanistischen Unruhe geprägt... treffen wir ihn 1568 in Padua“ (wo zuvor Vesal lehrte!). cf. Aschoff, S.37:(ab 1575 soll Mock nach dem neuen Lehrplan Anatomie in Freiburg lehren) „...Vorlesungen, welche der Tertiarius „Clarissimus D.D.Jacobus Mockius zu halten hat.“ Mock war dreimal Rektor! Über G.Mey-

er bei Nauck: S.21f. „Dreizehnmal stand er an der Spitze der Universität als Rektor.“

³⁴⁾ Aus den Jahren 1590/91 gibt es folgende Hinweise auf bzw. Berichte über die Sektion des Markgrafen, Jakob III. (Die Zusammenstellung erfolgt hier zum erstenmal. Alle späteren Veröffentlichungen darüber gehen auf diese Quellen zurück.):

1. Brief des Pistorius an den Nuntius in der Schweiz, 19. 8. 1590, bei v. Weech in ZGO, Neue Folge, BandVII, 1892, S.681

2. Pistorius, Wahrhaft kurtze Beschreibung ... Rorschach, Herbst 1590, Pagina E.2, folium, 1

3. Pistorius, wahrhaft kurtze Beschreibung ... Köln 1591 P.E.4, F.1

4. Pistorius, De vita et morte ... orationes duo, Köln 1591, Sektionsbericht auf den Seiten 62–64 und 137–141

5. Relation an den Cardinal Paleotto verfaßt von Ottavio, Nuntius der Schweiz (nach Schnell), Freiburger Diözesan-Archiv, Bd. IV, 1869, S.106f. – Speyer, 10.September 1590

6. in einer anonymen Briefbeilage s. Anm. 69). Der Verfasser der Beilage, der nicht bei der Sektion dabei war, schreibt: „Und sagt man, daß Ihr Fürstlich Gnaden, als man die geöffnet, 2 oder 3 löcher im magen gehabt, die sich aber gar nit durchgegangen und also nit, wie man fürgeben, ursach seines todes gewesen“ (am 23.9. 1590 hatte man also in Württemberg von der Sektion gehört). cf v. Weechs Anm.3, S.694f! Obwohl Maurer sich auf diese Beilage stützt, erwähnt er die Stelle nicht.

7. Extract aines verthrawlichen Schreybens vom 10. Augusti (alten Stiles = 20.August neuen Stils) 1590, das Ableben des Markgrafen Jakob betr. Darin heißt es u.a.: „Die ursach dessen (des Todes) ist dysenteria, welche, welche S^c Fürstliche Gnaden 8 tag darvor, sobald sie von Sigmaringen dahin (Ermendingen!) gelangt, angestoßen hat. Sie wollen (also ist es von den ihenigen, so darbey gewesen, geschriben worden) ain erbärmliche zeyt gefüert und onerhörde vill sedes, iha deren biß in die 4000 (sic!) und auch, wie man Sie geöffnet, wenig instinen mehr, darzu ein riß in dem magen gehbt haben.“ v. Weech, ZGO 1892, Beilage 27, S.690f. (Anonyme Beilage eines evangelischen Verfassers zu einem Brief des Württemberger Ludwig an Georg Friedrich)

³⁵⁾ s. Anm. 50), Nr.4, S.140

³⁶⁾ s. Anm. 50), Nr.3, Pagina F. 1, folium 1

³⁷⁾ Fecht, Historia ..., S.372

³⁸⁾ Pistorius, or. II., S. 137ff.

³⁹⁾ s. Kleinschmidt, S. 122

⁴⁰⁾ s. Anm. 34), 6.

⁴¹⁾ s. Anm. 34), 5.

⁴²⁾ s. Anm. 34), 7 Dieses einzige anonyme Schreiben eines evangelischen Autors deckt sich mit der

Darstellung des Pistorius, wonach Jakob in Emmendingen „erkrankte“. Während sonst mit Selbstverständlichkeit anonyme Schreiben zur Gewinnung eines bestimmten Jakobbildes herangezogen werden (Kleinschmidt, v. Weech, Maurer, Baumann, evtl. Schnell), bleibt dieser Brief unbeachtet.

⁴³⁾ Das Gutachten stammt aus dem Jahr 1694, es ist abgedruckt bei Fecht, *Historia ...*, S.357–370. cf. Vierordt, der die Seiten nicht korrekt angibt.

⁴⁴⁾ Fecht über seinen Hausarzt Schaper: „*mihique candida intimaque familiaritate junctum, cui & ob liberalem atque exquisitam valetudinis meae curam plura debeo.*“ Fecht, a. a.O. S.351

⁴⁵⁾ Fecht, a. a.O. S.370: „*Ex his omnibus ita'q; constabit, quam dubia omnia testimonia sint, de veneno principis exhibitio, & quam difficile penitus negare liceat, Principi non acidulis sed veneno inductam esse mortem.*“

⁴⁶⁾ Vierordt, K. F., *Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogthum Baden*, 2. Bd. S.27

⁴⁷⁾ Zell, S. 1154

⁴⁸⁾ Zell, S. 1156

⁴⁹⁾ Kleinschmidt, S. 122

⁵⁰⁾ Stieve, F., *Die Politik Baierns ...* S.30, Anm.2

⁵¹⁾ cf. Anm. 34), 1 S.681 oder Anm.34), 3, B.1,f.1 oder Anm.34), 3, E.3, f.2

⁵²⁾ Erst 1898 entdeckten der Japaner Shiga und der deutsche Bakteriologe W. Kruse die Shiga-Kruse-Bakterien. Nach dem Japaner werden sie „Shigellen“ benannt, die Verursacher der oft epidemisch auftretenden, meldepflichtigen bakteriellen Dysenterie. (cf. die unter deutschen Urlaubern auf der Insel Kos auftretende Ruhrepidemie vom September 1990 – über 200 Erkrankungen innerhalb kürzester Zeit!) Meyers E. L., Bd.20, S.439, Bd.21, S.65, Mannheim 1981

⁵³⁾ v. Weech, cf. Anm. 34) 6, S.695

⁵⁴⁾ Siehe Fußnote Nr. 79 Ä cf Grabinschrift für KarlIII!

⁵⁵⁾ Hochberger Bote, 26. Juli 1890: „Bekanntlich sind es dieses Jahr gerade 300 Jahre, seitdem der hiesige Ort von Markgraf JakobIII. zur Stadt erhoben worden ist. Der hiesige Gemeinderath hat nun den Beschluß gefaßt, dieses 300jährige Jubiläum feierlich zu begehen... Nach längerer Debatte, an welcher sich insbesondere die Herren Diakonius Maurer, Rektor Gsell, Oberamtamnn Salzer und Buchbinder Blenkner beteiligten, wurde beschlossen, einen Festzug zu veranstalten, in welchem durch einige in der Tracht des 16. und 17.Jahrhunderts erscheinende Gruppen die Bedeutung des Festes dargestellt und hervorgehoben werden sollte.“ (Stadtarchiv Emmendingen).

⁵⁶⁾ Hochberger Bote, 2. August 1890 ebenda

⁵⁷⁾ Gmeinderatsprotokoll, Eintrag Nr. 680 (Stadtarchiv Emmendingen), 1890

⁵⁸⁾ „Nach Überlieferung hatten die Protestanten der Markgrafschaft den Übertritt des Markgrafen Jakob III. zur katholischen Kirche als unausstilgbare Sünde betrachtet.“ nach Rosa Hagen, Emmendinger Heimatkalender 1953 (!), S. 28

⁵⁹⁾ „Bei einem Bummel durch die Straßen wird die Erinnerung an bedeutende Emmendinger Bürger oder an Persönlichkeiten wach, die sich um die heutige ‚Große Kreisstadt‘ verdient gemacht haben. Einige bekamen ein Denkmal gesetzt, mehr als zwanzig Straßen sind nach anderen benannt. Zu ihnen gehören z. B. zwei ehemalige Schulleiter (Maurer, Eisenlohr) oder Markgraf Karl Friedrich (1728–1811), der erst die Erlaubnis erteilte, die Nieder-Emmendinger Vorstadt anzulegen. Weil Markgraf Karl Wilhelm zu Beginn des 18. Jahrhunderts den Bau des Rathauses förderte, erinnert heute noch eine kleine Büste an der Westwand des Hauses an ihn.“ H.-J. Günther, Emmendinger Heimatkalender 1990, S.50. – Jakob wurde bislang übergangen.

Am 22. 5. 1990 lehnte der Stadtrat den Vorschlag des Oberbürgermeisters Niemann ab, die Lammstraße im Abschnitt zwischen Tor und Marktplatz zur „Markgraf-Jacob-Straße“ umzutauften. Zusatzschilder an der Markgrafenstraße sollen auf den Stadtgründer hinweisen. (BZ. 23/24.Mai 1990) Die Schilder wurden bis zur Drucklegung des Artikels nicht angebracht. (Dezember 1990)

⁶⁰⁾ cf. 66) Durch die Benutzung des Pistoriusbuches und Fechts „*Historia colloquii Emmendingensis*“ hatte Maurer sehr wichtige Quellen über Jakob bearbeitet. Diese Bücher befanden sich im Besitz der ev. Pfarrlesegesellschaft. In Emmendingen gab es damals auch die „Lesegesellschaft“. Nach Maurer (S. 76) umfaßte diese Gesellschaft hauptsächlich „Beamte, Staatsangestellte, Bürgermeister, Pfarrer und Lehrer“ des ganzen Amtsbezirks, also sehr einflußreiche Persönlichkeiten der Gesellschaft. Der Verein besaß ca. 3000 Bücher. Inwieweit diese Gesellschaft auch Zugriff auf Bücher der Pfarrlesegesellschaft hatte, ist noch nicht ganz geklärt. Ein Informationsfluß ist naheliegend. Bei der oben erwähnten Debatte⁵⁵⁾ – man war offensichtlich nicht einer Meinung – beteiligten sich insbesondere Mitglieder der Lesegesellschaft. Was hatte ihr Kenntnisstand hinsichtlich Jakobs Tod mit der späteren Absage des Jubiläums zu tun?

⁶¹⁾ Maurer, H., *Festschrift ...* s. Literaturnachweis

⁶²⁾ ebenda S. IV „Da die Zahl derer, welche sich für die Geschichte eines kleinen Städtchens begeistern, ...nur eine kleine ist, muß auch die Anzahl der Exemplare nach diesem Bedürfnis beschränkt werden.“

⁶³⁾ ebenda, Kapitel IV: „Erhebung des Marktflenkens zur Stadt, Versuch einer Gegenreformation.“

⁶⁴⁾ v. Weech, Bad. Geschichte S. 256–292

⁶⁵⁾ Fecht, Historia ... S.341–377

⁶⁶⁾ Obwohl er Pistorius nicht zitiert, hat Maurer ihn benutzt. Als Mitglied der ev. Pfarrlesegesellschaft, stand ihm eine P.-ausgabe zur Verfügung, die der Oberprechtaler Pfarrer Albert Kreglinger im Jahre 1862 der ev. Pfarrlesegesellschaft geschenkt hatte. Maurer, S. 76

⁶⁷⁾ Pistorius, Wahrhaft kurze ... 1591, B1, f1, C1, f1, Maurer, S.38

⁶⁸⁾ Maurer, S. 39 „Sogar der Mythos bemächtigte sich dieses Ereignisses (Jakobs früher Tod). Die anwesenden katholischen Priester und die Mönche von Tennenbach hätten sich alsbald nach dem Tode des Markgrafen davon gemacht und zwar auf dem kürzesten Wege hinter dem Schlosse durch den Hof und den Garten jenseits des Grabens. Deshalb habe dieser Garten den Namen ‚Tummelgarten‘ erhalten, weil die Mönche sich ‚getummelt‘ hätten so schnell als möglich nach ihrem Kloster zu gelangen. So erzählen heute noch ältere Leute in Emmendingen.“ Dazu Anmerkung des Verfassers: Jakob war als großer Pferdliebhaber bekannt. S.31 sagt Maurer dazu: „Der ‚Tummelgarten‘, ein großer Platz hinter dem Schlosse, diente ohne Zweifel den Zwecken des Marstalls und Gestüts.“ Nach der Duden Etymologie, Mannheim 1963, bedeutet „tummeln – lebhaft bewegen, ausreiten“, „Tummelplatz = Vergnügungsort“, im 16. Jh. = Reitbahn“. Maurer verbiegt hier eindeutig belegbare Etymologie zugunsten seiner „Mythologie“.

⁶⁹⁾ v. Weech, Zur Geschichte des Markgrafen Jakob... S.694 s. Literaturverzeichnis. Den gleich dahinter stehenden Hinweis auf die Sektion übergeht Maurer.

⁷⁰⁾ Maurer, S. 38f.

⁷¹⁾ In seiner Einleitung zur 2. Auflage „Emmendingen...“ schreibt er: „Der Besuch des Großherzogs am 25. Juni d.J. regte den Gedanken an, vorliegendes Werk Seiner Königlichen Hoheit zu widmen. Der Verfasser erhielt von dem Vorstände des Großh. Geheimen Kabinetts am 24. Juli die erfreuliche Nachricht, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog die angebotene Widmung gnädigst anzunehmen geruht haben. Mannheim, Ende Juli 1911. Der Verfasser.“ (Maurer)

⁷²⁾ aus: Auch in Emmendingen hat es gegeistert. Emmendinger Heimatkalender 1953. S. 28. Siehe auch „Mit ihm (Jakob) brach sein Werk, die Katholisierung seines Landes zusammen. Von beiden Seiten wurde der Tod anders gedeutet. Die Protestanten wollten ein Gericht Gottes darin erkennen, die Katholiken behaupteten, Jakob sei an Gift gestorben, das jene im beigebracht hätten.“ und „Sein

Geist soll sich seit jener Zeit in den Adventsnächten in Emmendingen zeigen.“ aus: Toni Rothmund: Nächtliches Colloquium zu Emmendingen, Breisgauer Nachrichten, 3.12. 1923. Noch eine Besonderheit in Emmendingen: die Made, den Wurm im Apfel nennt man hier – „Jakob“ oder „Jaköble“.

⁷³⁾ Baumann, W., S. 56

⁷⁴⁾ cf. v. Weech, Anm. 34) 6., S.692, Beilage 28

⁷⁵⁾ Steigelmann, S. 88

⁷⁶⁾ Stieve, Theologisches Literaturblatt, S. 560

⁷⁷⁾ Zu den Rechtsverhältnissen in der Markgrafschaft Hachberg in der Generation vor dem 30jährigen Krieg s. (z. B.)

Stieve, Die Politik Baierns, S. 29–44

v. Weech, Die Geschichte des Markgrafen Jakob..., S.656–665 und s. 694ff.

⁷⁸⁾ Rechtsmedizinisches Gutachten von Prof. Dr. M. Schuck, Institut für Rechtsmedizin der Medizinischen Hochschule Hannover. Der gesamte Sektions- und Krankenbericht wird in aller Ausführlichkeit demnächst in einer medizinischen Fachzeitschrift vorgestellt.

⁷⁹⁾ Die Kunstdenkmäler der Stadt Pforzheim, Reprint 1983, S. 161 f D.O.S./HEV DOLOR ET LACRUMAE. ILLVSTRISSIMVS/PRINCEPS AC DOM. DNS. IACOBVS. MARCH. BAD. ET HOCHB./LANDGR. IN SVENB. DNS. IN RÖTELN. BADENWEILER/ETC. MONUMENTO HEIC, QVOD CERNIS, VIATOR CONDITVS/RECVMBIT; QVI DUM AB IPSA STATIM INEVNTE AETATE/CELEBERRIMIS MAIORUM VESTIGIIS INSI-STENS, INCLVTAM PRISCAE PROSAPIAE GLORIAM, DOMI/FORISQUE ETIAM APVD HOSTES LLVSTRASSET, ET SVB=/DITIS, VT VERVM ET BENIGNVM PRINCIPEM DECET, ANNOS/SEX PRAEFVVISSET, A SVMMO REVVM OMNIVM MODERATORE/DEO REVOCATVS AD AETERNA COELORUM GAVDIA/FELICITER MIGRAVIT, DIE VII. AUG. AO. AETATIS/XXVIII. AO. CHRISTI MDXC. „O Wehe, Schmerz und Tränen. Der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Jakob, Markgraf von Baden etc. liegt unter diesem Dankmal, was da hier siehst, o Wanderer, begraben. Von frühester Jugend an trat er sofort in die Fußstapfen seiner Vorfahren. Als er dem berühmten Ansehen des alten Grafengeschlechts zu Hause, draußen und sogar bei den Feinden Glanz verliehen und seine Untertanen, wie es sich für einen wirklichen gütigen Herrn geziemt, sechs Jahre regiert hatte, wurde er vom höchsten Gott, dem Lenker aller Dinge, zu den ewigen Freuden des Himmels abberufen und verschied glücklich (sic!) am 7.(17.) August im Alter von 28 Jahren im Jahre des Herrn 1590.“

⁸⁰⁾ Stieve, Die Politik Baierns ... S.34

⁸¹⁾ Der kleine Ernst Jakob starb am 31. Mai 1591. Das beweist eindeutig ein Brief Ernst Friedrichs an Eduard Fortunatus vom 3.Juni (24.Mai) 1591 – GLA 46/5012

⁸²⁾ Schlosser, Bd. 11, S. 164

⁸³⁾ Vierordt, II, S. 539

Für anregende Hinweise und Gespräche danke ich: Prof. Dr. M. Schuck, Hannover/Oldenburger, Prof. Dr. S. Pollak, Freiburg, Prof. Dr. E. Seidler, Freiburg, Prof. Dr. H. Smolinsky, Freiburg, Frau H. Thumm, Emmendingen, Dr. W. Stumpf, Emdingen, Dr. K. H. Leven, Freiburg, Dr. J. Werp, Freiburg, den Herren F. Kunzweiler, L. Köllhofer, K. Zeis und dem Stadtarchivar E. Hetzel aus Emmendingen. Ferner: Dem GLA-Karlsruhe, dem Freiburger Universitätsarchiv, dem Diözesanarchiv Freiburg.

Bilder: Stadtarchiv Emmendingen

Sibylle gewidmet!

Literatur

Baumann, W., Ernst Friedrich von Baden-Durlach, Stuttgart 1962

Bornkamm, H., Das Jahrhundert der Reformation, 2. Aufl. Göttingen 1966

Camenzind, E., Weihbischof Balthasar Wurer von Konstanz 1574 – 1598 und die Kirchliche Reformbewegung in den V Orten, Freiburg Schweiz, 1968

Caspers, J. L., Handbuch der gerichtlichen Medizin, 8.Aufl. S.390–395, Berlin, 1889

Elble, J., Die Einführung der Reformation im Markgräflerland und in Hochberg, (1556/61), Diözesan-Archiv N. F. 15, S.1–100 Freiburg 1914

Fecht, J., Historia colloquii Emmendingensis, Rostock 1694

Fecht, J., Protocollum colloquii Emmendingensis, Rostock, 1694

Freiburger Katholisches Kirchenblatt, Zwei Gedenktage für die badischen Katholiken: 25. Juli und 17.August 1590, 34.Jahrgang, S.455ff., Freiburg 1890

Fühner, H., Medizinische Toxikologie, 3. Aufl., Stuttgart 1951

Goethe-Gymnasium Emmendingen, Latein-Leistungskurs 1989/90 (M. Bär, F.Bornkamm, A.Fi-

scher, A.Kirsch, H.-Ch. Klein, I.Klug, S.Kraft, H.-J. Günther), Auszüge aus J.Fechts Historia colloquii Emmendingensis, Capita I+IV, (Text und Übersetzung), 3.Aufl., Emmendingen 1990

Gräfe, C. F. von, Enzyklopädisches Wörterbuch der med. Wissenschaften, Bd.III, S.294ff., Berlin 1829

Günther, H.-J., Jakob III., ein vergessener Emmendinger? Reformation und Gegenreformation in unserer Heimat, Emmendinger Heimatkalender 1990, S.50–59

Günther, H.-J., Diagnose: Giftmord, Zwischen den Glaubensfronten: Das kurze Leben und mysteriöse Sterben des badischen Markgrafen Jakob III. Wochenendmagazin (BZ-Magazin) der Badischen Zeitung vom 23./24. Juni 1990, Freiburg

Hagen, R., Das Schloß in Emmendingen im Wandel der Zeiten, Emmendingen 1921

Hetzel, E./Kehrer, O., Emmendingen einst und jetzt, Freiburg 1986

Hermelink, H., Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart, Stuttgart 1949

Hickel, E., Chemikalien im Arzneischatz deutscher Apotheken des 16. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Metalle, Braunschweig 1963

Hünnekens, L. Neue Beiträge zur Emmendinger Stadtgeschichte, In: Schauinsland, 105. Jahreshft/1986, S. 7–60

Hofmann, E., Atlas der gerichtlichen Medizin, Bd. XVII, München 1898

Hofmann, E., Lehrbuch der gerichtlichen Medizin, 11. Aufl. S.834–841, Berlin 1927

Kleinschmidt, A., Jacob III., Markgraf zu Baden und Hochberg, der erste regierende Convertit in Deutschland. Frankfurt 1875

Kratter, J., Gerichtsärztliche Praxis, Bd. II., S.357–371, Stuttgart 1919

Kratter, J., Lehrbuch der gerichtlichen Medizin, S. 443–447, Stuttgart 1912

Lacroix, E., Die Kunstdenkmäler der Stadt Pforzheim, Reprint der Ausgabe Frankfurt 1939 aus dem Jahre 1983

Lewin, L., Die Gifte in der Weltgeschichte, Toxikologische, allgemeinverständliche Untersuchung der historischen Quellen, Berlin 1920

Lewin, L., Gifte und Vergiftungen: Lehrbuch der Toxikologie, 5. Aufl. S.1–51, Ulm 1962

Lewin, L., Gottesurteile durch Gifte und andere Verfahren, Berlin, 1929

Maresch, W., Der pathologisch-anatomische Befund bei Arsenikvergiftungen, Beiträge zur gerichtlichen Medizin, XXXVII, S. 41–45, Wien 1978

Maurer, H., Der Emmendinger Stadt- und Freiheits-Brief, Emmendingen 1875

- Maurer, H., Emmendingen vor und nach seiner Erhebung zur Stadt, Festschrift zur dritten Säcularfeier, Emmendingen 1890, +2. Aufl. 1912
- Moeschlin, S., Klinik und Therapie der Vergiftungen, S. 215–223, Stuttgart 1986
- Müller, B., Gerichtliche Medizin, Berlin, 1953
- Nauck, E. Th., Aus der Geschichte des Freiburger Gesundheitswesens bis zum Dreißigjährigen Krieg, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift, Sonderdruck, Stuttgart 1962
- Neuland, W., Geschichte des Anatomischen Instituts und des Anatomischen Unterrichts an der Universität Freiburg i.Br., herausgegeben von Ludwig Aschoff, Bd.I., S.1–42
- Pansold, A., Lehrbuch der gerichtlichen Medizin, Stuttgart 1950
- Pistorius, J., De vita et morte... Jacobi... orationes duae, Köln 1591
- Pistorius, J., Wahrhaftige kurtze Beschreibung... Rorschach 1590
- Pistorius, J., Wahrhaftige kurtze Beschreibung... Köln 1591
- Pistorius, J., Unser/Von Gottes Genaden Jacobs Marggrafen... Christliche erhebliche vnd wolfundirte Motifen... Köln, 1591
- Plouquet, W. G., Abhandlung über die gewaltsamen Todesarten, S. 174–177, Tübingen 1788
- Prokop, O./Göhler, W., Forensische Medizin, 3. Aufl., S.471ff., Stuttgart 1976
- Pyl, J. Th., Aufsätze und Beobachtungen aus der gerichtlichen Arzneywissenschaft, S. 105–109, 5. Sammlung, Berlin, 1787
- Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt. Bd. I+II, Freiburg 1866
- Ruebel, J. Fr., Gründliche Abhandlung derer Criminalfälle, welche in das Forum Juridicum & Medicum einschlagen. S. 66–80, Leipzig 1762
- Sachs, J. Ch., Einleitung in die Geschichte der Markgrafschaft Baden, III. und IV. Teil, Karlsruhe 1770
- Schäfer, G., Kleine Württembergische Kirchengeschichte, Stuttgart, 1965
- Scheef, Schwarzwald-Stahlbad und Luftkurort Imnau, seine Heilquellen und Umgebung, Stuttgart 1880
- Scheib, O., Das Religionsgespräch als Instrument der gegenreformatorischen Wirksamkeit des Konstanzer Generalvikars Johannes Pistorius (1546–1608), Freiburger Diözesan-Archiv, 100. Band 1980, Freiburg
- Schlosser, F., Chr., Weltgeschichte für das deutsche Volk, Bd. 11, Oberhausen 1874
- Schmidtman, A., Handbuch der gerichtlichen Medizin, S. 443–447, Stuttgart 1905
- Schnell, E., Zur Geschichte der Conversion des Markgrafen Jacob III. in: Freiburger Diözesanarchiv, Bd.4, S.89–122, Freiburg, 1869
- Schoepflinus, J. D., Historia Zaringo-Badensis, Carlsruhe 1766
- Seidel, W., Die Vergiftungen in gerichtärztlicher Beziehung, S. 232–253, Tübingen 1882
- Specht, W., Chemisch-toxologische Studie aus 900jährigen Mumienrelikten, Lübeck 1960
- Stälin, Ch., Württembergische Geschichte, Teil IV., Schwaben und Süddeutschland vornehmlich im 16. Jahrhundert, Stuttgart 1873
- Steigermann, H., Die Religionsgespräche zu Baden-Baden und Emmendingen 1589 und 1590, Karlsruhe 1970
- Stieve, F., Rezension zu Kleinschmidt, Jakob III., in: Theolog. Lit. Blatt11, 1876, Sp.553–560 und 579–586, München
- Stieve, F., Die Politik Baierns 1591–1607, Erste und zweite Hälfte, S. 29–44, München, 1878
- Strassmann, Fr., Lehrbuch der gerichtlichen Medizin, S. 412–421, Stuttgart 1895
- Strassmann, G., Lehrbuch der gerichtlichen Medizin, S. 325–333, Stuttgart 1931
- Vierordt, K. F., Geschichte der evangelischen Kirche in Baden, Bd.1+2, Karlsruhe 1847+1856
- Wanner, K., Jakob III., von Baden und Hochberg, in: Emmendinger Heimatkalender 1957, S.25f.
- Wanner, K., Bilder aus der Kirchengeschichte der früheren Markgrafschaft Hochberg, in: 400 Jahre Reformation im Hochberger Land 1556–1956, Festschrift zum Reformationsjubiläum, Freiburg, 1956
- Warlo, H.-J., Mittelalterliche Gerichtsmedizin in Freiburg und am Oberrhein, Freiburger Alemannisches Institut 1972, Bd. XXII
- Weech, Fr. von, Badische Geschichte, Karlsruhe 1890
- Weech, Fr. von, Zur Geschichte des Markgrafen Jakob III. von Baden und Hachberg, ZGO. N.F.7, 656–700, Freiburg 1892
- Weech, Fr. von, Nachträge zur Geschichte der Conversion des Markgrafen Jakob III. von Baden und Hachberg, ZGO. N.F.12, S. 266–270, Freiburg 1897
- Zell, K., Margraf Jakob III. von Baden, in: Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, Bd.38, S.953–971, 1041–1067, 1137–1157

Visualität der Literatur

Zur Renchner Ausstellung „Simplicissimus heute.
Ein barocker Schelm in der Kunst des 20. Jahrhunderts“

Christian Juranek, Bad Harzburg

Im fürstbischöflich Straßburgischen Städtchen Renchen starb im Jahre 1676 der Schultzeiß, ein ehrenwerter Bürger und Gastwirt, im Herzen wohl noch immer ein „Erzschelm“, jedenfalls der größte Romancier seines Zeitalters: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Zweihundert Jahre später hat Renchen zu seinem Gedenken auf dem Friedhof einen Stein errichtet (ursprünglich war er für die Opfer der badischen Revolution von 1848/49 vorgesehen). Auf der Tafel steht zu lesen: „Er hat aus dreißigjähriger Not verkündet uns ein Morgenrot“. Mit diesem Morgenrot ist natürlich der erstmals 1668 in Nürnberg erschienene, vermutlich vorwiegend in Renchen geschriebene Roman „Simplicissimus Teutsch“ gemeint, die Lebensbeschreibung eines „seltzamen Vaganten“, die „überauß lustig und männiglich nutzlich zu lesen“ sei, wie das Titelblatt vorgibt. Der Autor hat dabei die meisten Angaben frei erfunden, seinen Namen nur verschlüsselt wiedergegeben, das Druckjahr und den Verlagsort erfunden.

In den letzten hundert Jahren haben mehrere Städte der Ortenau immer wieder das Andenken des großen Schriftstellers gepflegt. Offenburg und Oberkirch, auf dessen Gemeindeboden das kleine Gaisbach liegt, in dem Grimmelshausen als Schaffner und Schankwirt tätig war, haben im edlen Wettstreit mit Renchen sich um das Andenken des Simplicissimus-Dichters bemüht. Da er aber nicht nur von regionaler, sondern nationaler, ja internationaler Bedeutung ist, versteht es sich

von selbst, daß auch andere Städte ihn gefeiert haben. Aus naheliegenden Gründen Gelnhausen, Soest oder Lippstadt, 1976 dann führend Münster in Westfalen und 1990 Wolfenbüttel und Zürich. Im Verein mit Renchen ist in diesen Monaten die Ausstellung „Simplicissimus heute. Ein barocker Schelm in der Kunst des 20. Jahrhunderts“ konzipiert und durchgeführt worden; ein umfangreicher, und stattlich illustrierter Katalog zeugt von den gemeinsamen Bemühungen der Veranstalter, Grimmelshausens Aktualität sinnfällig zu machen und zu dokumentieren. Damit soll gleichzeitig der Anfang gemacht werden, einem alten Renchner Bürgerhaus die neue Aufgabe eines Kulturzentrums zu verleihen, der dauernden Stätte der Begegnung und der Diskussion mit Grimmelshausen und seiner Zeit.

Zum angenommenen dreihundertsten Geburtstag Grimmelshausens hat 1924 Renchen ihren Sohn mit einem Festprogramm und einem „im Auftrag der Gemeinde Renchen von Ernst Batzer“ herausgegebenen Festbuch gewürdigt.¹⁾ Abgesehen von der damaligen beachtlichen wissenschaftlichen Untermauerung durch Wilhelm Engelbert Oeftering aus Karlsruhe, der sich bereits als Herausgeber einer modernisierten Textfassung des „Simplicissimus“ einen Namen gemacht hatte²⁾, sowie Jan Hendrick Scholte aus Amsterdam, dessen Simplicissimus-Ausgabe während Jahrzehnten die wissenschaftlich maßgebende war³⁾, hat bereits damals der Kunstmaler und Gewerbelehrer an der Renchener Schule



A. Paul Weber: Simplicissimus als Musketier am Oberrhein beim Schneesturm auf Wache



Ernemann F. Sander: Brunnenmodell: Fabeltier und Simplicissimus (1983)

Ernst Gottwald die Buchausstattung des Festbuches gestaltet.

Es handelt sich dabei zum Teil um einfache historisierende Kostümzeichnungen, aber auch um Umzeichnungen des Denkmals, andererseits um Textillustrationen, die, wären sie größer, als Bühnenbild figurieren könnten; vor allem die dem Festbuch beigegebenen Tafeln 1–4 haben diesen Charakter.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß diese Illustrationen nur eine Auswahl eines größeren Zyklus darstellen, der bis heute vollständig und farbig (wenn auch mit stark nachgedunkeltem Firnis) in der Grimmelshausenstube des Gasthauses „Zum Bären“ in Renchen an der Wand angebracht ist; auch das Notgeld der Gemeinde aus dem November 1923 zeigt einzelne Motive aus diesem Zyklus⁴). Erzeugt unbedingt, trotz seiner merkwürdigen Mischung von malerischer Naivität und gewollter dämonischer Inszeniert-

heit, von einem auch bildnerischen Niederschlag der Identifikationskraft der Person und des Werkes in der Ortenau, speziell in Renchen.

Gerade das Platzensemble von „Bären“, Rathaus und zukünftigem „Simplicissimus-Haus“ erscheint als ein Kondensat dieser historischen Rezeptionsgeschichte. Im Innern des Rathauses finden sich Fresken von Peter Valentin, die auf volkstümlich-naive Weise das Leben des Dichters umzusetzen suchen⁵); der Mittelpunkt des Platzes jedoch wird von der lebensgroßen Bronze-Statue „Simplicissimus als Jäger von Soest“ gebildet, die im Anschluß an die großen Grimmelshausen-Feiern des Jahres 1976 von Giacomo Manzù geschaffen wurde. Hier findet sich ein moderner Künstler, der mit seinen gewandelten Ausdrucksmitteln sich mit dem Simplicissimus-Stoff auseinandersetzt.



Max Klinger: *Simplicius in der Waldeinöde* (1881)

Ausgangspunkt des Jubiläums im Jahr 1976 war die in Münster/Westfalen von Peter Berghaus, dem damaligen Direktor des Westfälischen Landesmuseums für Kunst- und Kulturgeschichte und Günter Weydt vom Germanistischen Seminar der dortigen Universität ins Leben gerufenen großen Grimmelshausen-Ausstellung, die u. a. auch in Oberkirch, Offenburg und Wolfenbüttel zu sehen war.

Sie gab den Anstoß zur Gründung der Grimmelshausen-Gesellschaft in Münster/Westfalen sowie der Grimmelshausenfreunde in Renchen. Dazu gehört die von Egon Lorenz ins Leben gerufene und geförderte „Stiftung Grimmelshausen-Archiv“. In diesen Umkreis gehören auch die insbesondere von Gisela Noehles angestellten Studien zum Thema „Grimmelshausen in der bildenden Kunst“⁶).

Die Feier des zehnjährigen Jubiläums der „Stiftung Grimmelshausen-Archiv“ war der äußere Anlaß für einen ersten Kontakt zwischen der Stadt Renchen und der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Eine kleine Ausstellung zum Leben und Werk Grimmelshausens sollte ins Leben gerufen werden.

Bereits damals aber waren die Vorstellungen Martin Birchers in andere Richtung gegangen. Das sich stellende Problem grundsätzlicher Art war: Wie kann man Literatur überhaupt ausstellen?

Texte sollen eigentlich ja gelesen werden und sind a priori als Ausstellungsgut weniger geeignet. Durch die Vorarbeiten der Münsterner Ausstellung war bereits das Interesse an der Rezeptionsgeschichte geweckt. Außerdem bestand in Renchen durch die Sammeltätigkeit von Egon Lorenz ein gewisser Grundstock, auf dem aufzubauen sich lohnen konnte. Schließlich kam noch hinzu, daß sich ein schönes, seit geraumer Zeit leerstehendes Haus neben dem Rathaus – nicht zuletzt wegen des angesprochenen Platzensembles – geradezu als Ausstellungsort anbot, auch wenn es in seinem Bestand gefährdet schien. Parallel zu den Aktivitäten der „Grimmelshausen-Freunde“ hat es seit 1976 fortwährende Überlegungen zu der Gründung eines Museums mit Schwerpunkt Grimmelshausen in Renchen gegeben, nur waren sie seit Mitte der 80er Jahre ins Stocken geraten.

Nach dem ersten Kontakt waren sich alle Beteiligten einig geworden, daß, anders als



Walther Klemm: *Eiserne Männer entführen Simplicius* (1916)

ursprünglich Ende der Siebziger Jahre ins Auge gefaßt, auf keinen Fall ein Heimatmuseum im üblichen Sinne mit den immer gleichen Bauern- und Handwerkerutensilien entstehen sollte.

So lag es also nahe, sich der bildenden Kunst zu widmen, die die Literatur zum künstlerischen Gegenstand hat; illustrierend wie interpretierend. Als Grundlage der entstehenden Ausstellung wurde somit gleichsam als Rückrat eine Bibliographie erstellt, die möglichst umfassend die künstlerische Beschäftigung im 20. Jahrhundert mit dem Phänomen Grimmelshausen erfassen sollte.

Die Entscheidung für *moderne* Künstler war deshalb gefallen, weil gerade die Literatur des 17. Jahrhunderts als „verschollen“ und „ver-

gessen“ gilt und sich gerade deshalb die Frage nach deren Bedeutung für heutige Leser bzw. Menschen ergibt. Die Ausstellung, und langsam wurden sich alle Beteiligten darüber einig, soll auch den Grundstock für das zukünftige „Simplicissimus-Haus“ bilden, das als Museum vornehmlich die Aufgabe haben soll, sich dem Dialog der Gegenwart mit dem 17. Jahrhundert zu widmen. Es stellte sich wissenschaftlich gleichzeitig heraus, daß die bildenden Künstler einen bislang zu wenig beachteten *interpretatorischen* Beitrag zum Werk Grimmelshausen geleistet hatten bzw. leisten.

Die Spannweite der Künstler reicht von vier Radierungen Max Klingers aus dem Jahr 1881 (die aber erst im 20. Jahrhundert in Buchaus-

gaben als Illustration erscheinen) bis hin zu im Jahr der Ausstellung, 1990, entstandenen Variationen des Fabeltiers des im niedersächsischen Hornburg lebenden Claus Arnold, von dem auch das Plakatbild, das gleichzeitig auch den Katalogumschlag ziert, stammt. Insgesamt sind über hundert Künstler namhaft zu machen, die sich mit dem Thema befaßt haben; längst nicht alle sind in der gegenwärtigen Ausstellung zu sehen, auch ist der Beitrag einzelner ausgestellter Künstler zu umfangreich, um ihn insgesamt darbieten zu können. Diese Aufgabe wird das spätere Museum wahrnehmen können. Gleichzeitig ist die Rezeptionsgeschichte ja auch noch nicht abgeschlossen, so daß der Fundus noch auszuweiten sein wird. Nicht auszuschließen sind außerdem noch Neufunde, insbesondere

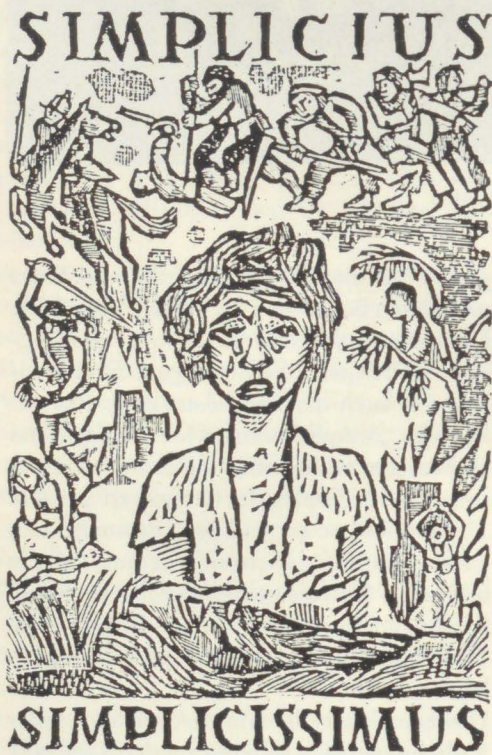
was nicht in Buchform erschienenenes Material betrifft.

Grundsätzlich verfolgt die Ausstellung also mehrere Zwecke: Sie will Pilotprojekt für das zu gründende Museum im ehemals abrißgefährdeten „Simplicissimus-Haus“ sein, sie will den Beitrag der modernen Kunst zur Wahrnehmung Grimmelshausens darstellen und außerdem soll die gleichzeitig als Literatur- und Kunstausstellung wahrgenommen werden, also auch ein Schlüssel zum Zugang der einzelnen ausgestellten Künstler sein. Vielleicht findet der eine oder andere Besucher dann auch den Weg über die Visualität zurück zum Lesetext.

Bei der Auswahl der jetzt ausgestellten Künstler waren zwei Kriterien maßgeblich: Zum einen die künstlerische Qualität – es sollte also bewußt auf volkstümliche Aneignungen und Umsetzungen verzichtet werden, nicht zuletzt um einen hohen Bewertungsmaßstab für die Besucher vorzuzeichnen –, andererseits die historische Aussagequalität, d. h. besonders symptomatische Zeitaussagen sollten repräsentiert werden. Letzteres trifft im Besonderen auf illustrierte Buchausgaben aus der Zeit vor und im I. Weltkrieg sowie der Zeit des Dritten Reiches zu.

Die Ausstellungsräume wurden nur behelfsmäßig hergerichtet, die Wände weiß gekalkt und in ihrer Unebenheit und Schiefe belassen worden, so daß sie mit den einheitlich und modern gerahmten Kunstobjekten einen interessanten Kontrast bilden können. Da die Wirkung allgemein bei der Eröffnung überzeugte, ist man übereingekommen, die notwendige Renovierung möglichst behutsam vorzunehmen und z. B. die Wände nicht zu glätten, um auf diese Weise den ursprünglichen und alten Charakter des Hauses aus dem 18. Jahrhundert zu erhalten.

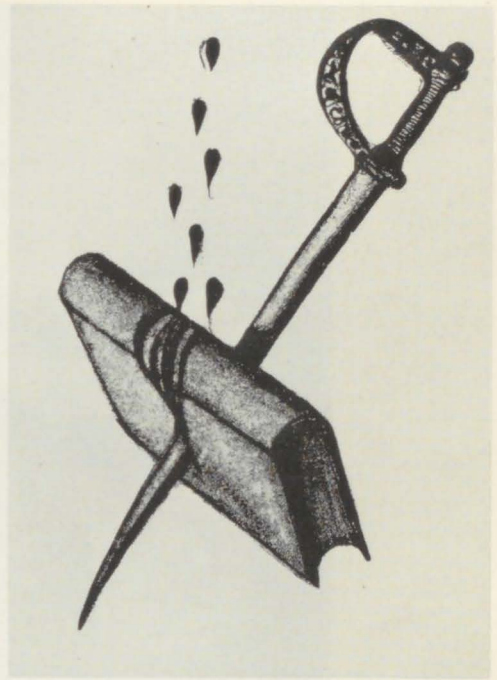
Ausgestellt wird in insgesamt fünf Räumen im Erdgeschoß, das von der Giebelseite, die direkt zum Rathausplatz weist, zugänglich ist; es handelt sich um einen größeren Ein-



Axl Leskoschek: *Simplicius Simplicissimus* (1951)



Josef Hegenbarth: *Simplicissimus als Einsiedler schaut vom Mooskopf in das Ortenauer Tal* (1961)



Max Hunziker: *Ein blutendes, vom Säbel durchstochenes Buch (nachdem Musketiere den verwaisten Simplicissimus überfallen haben)* (1945/63)

gangsraum, dem sich drei kleinere anschließen. Den Abschluß bildet noch einmal ein größerer Raum. Nur die Giebelfenster sind offengelassen worden sowie ein kleineres Fenster im letzten Raum mit Blick auf den danebenliegenden Hof, ansonsten wird durchgängig mit Kunstlicht indirekt beleuchtet.

Der erste Raum enthält eine „didaktische“ Einführung anhand einer sehr dichten Illustrationsfolge zum Roman von A. Paul Weber, die mit allen Entstehungen 1990 vom Sohn des Künstlers, Christian Weber, von den Originalplatten für die Stadt Renchen abgezogen worden sind und in dieser Vollständigkeit einmalig sind. Diese Lithographien dienten als Vorlage für die Illustrationen einer Buchausgabe im Jahr 1970⁷). Von ihnen wurden 22 ausgewählt, die nun als Auftakt (mit jeweiliger Bildunterschrift) die we-

sentlichen Stationen der Handlung des Romans noch einmal vor Augen führen, da niemand erwarten kann, daß jeder Besucher den Text kennt bzw. den Handlungsablauf vollständig parat hat.

In der Mitte findet sich neben der Weberischen Buchausgabe nur noch das aus Bronze geformte Brunnenmodell des barocken Fabeltiers in moderner Interpretation des in Bonn lebenden Bildhauers Ernemann F. Sander. Dieser erste Raum soll nicht sofort die Fülle des Materials auf den Besucher einwirken lassen, sondern anhand eines besonders hochwertigen Illustrators auf das Nachfolgende einstimmen. Neugierig machen können dabei die Durchblicke in die kleineren Räume; zur Information dienen vorrangig die Bild- und Buchunterschriften sowie im ersten Raum zwei Texttafeln an der Wand: Leben und Zeit Grimmelshausens und eine

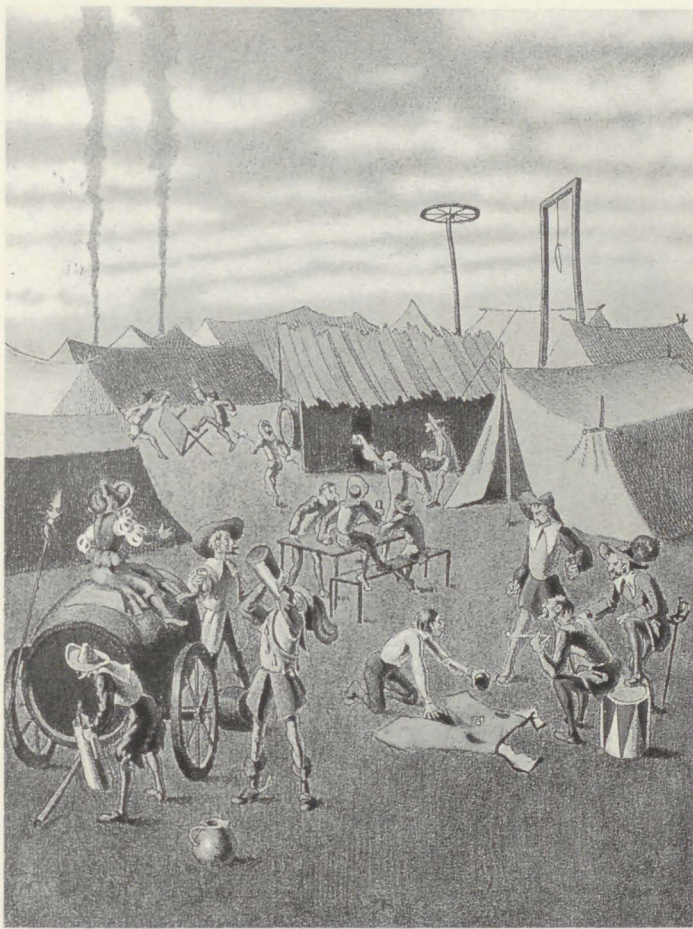


Udo Claassen: Der „Beau Alman“ im Venusberg: Simplicissimus wird zu drei maskierten Damen geführt (1983)

Chronologie der wichtigsten Illustratoren des 20. Jahrhunderts.

Der nun sich anschließende Rundgang ist im großen und ganzen chronologisch angelegt. Raum 2 bietet die Beschäftigung mit dem Thema bis etwa zum Ende des I. Weltkriegs. Gleich beim Eintreten fällt der Blick auf die vier Radierungen Max Klingers zur Einsiedler-Episode des „Simplicissimus“. Daneben finden sich Wiedergaben der Beschäftigung August Mackes aus den Skizzenbüchern von

1909/10 mit dem Thema. Schließlich findet der Betrachter noch die 1916 von dem bedeutenden Weimarer Künstler Walther Klemm geschaffenen, düsteren Kriegsszenen vor, die damals wohl eine Anklage an das grausame Geschehen an den Fronten war. Bruno Goldschmitt ist vertreten, der ein wichtiger Buchillustrator bis in die Zwanziger Jahre hinein war. In der Buchvitrine liegt ein von ihm unikal koloriertes Exemplar des „Wunderbarlichen Vogelneests“ aus dem Besitz von Heinrich Stinnes.



*Nikolaus Bushoff von der Studiengalerie Fach Kunst der PH Ludwigsburg:
Einsiedel und Simpel (1985)*

Der nächste Raum ist den Interpretationen von Künstlern der Zwanziger Jahre gewidmet. Hier hängen die expressiven, ursprünglich als Buchausgabe geplanten Radierungen von Erich Erler-Samadens, des Bayern Kare Schmidt-Wolfratshausen in deutlich schlichterer Holzschnittechnik sowie des ebenfalls auf diese Weise, aber doch ausdrucksstärker arbeitenden Schwaben Max Unold, dessen Arbeiten, von denen hier sieben zu sehen sind, die einzigen Blätter zum „Springinsfeld“ sind⁸); diese einzig feststellbare voll-

ständige Folge aller zehn Blätter hat die Stadt Renchen für das zukünftige Haus bereits aufgekauft. In den zwei Buchvitritten dieses Raums liegt u. a. auch ein als Illustration zu Goethes „Walpurgisnacht“ von Ernst Barlach geschaffener Beitrag zum „Hexentanz“ im Grimmelshausenschen „Simplicissimus“. Das folgende Zimmer hat die Dreißiger und Vierziger Jahre zum Thema, und hier im besonderen zwei grundverschiedene Exponenten der Möglichkeiten, das Hauptwerk des Barockdichters zu illustrieren, nämlich durch



Gerbard Kraaz: „Wie Courasche abermal einen Mann verloren und sich danach gehalten habe“ (1970)

den Sohn des berühmten Chirurgen, Hans Sauerbruch und durch den Schweizer Max Hunziker. Ersterer hält sich sehr nahe an den Text und wie es häufig der Fall ist, so auch hier handelt es sich um eine Vorlage für eine

Buchausgabe im Jahre 1934⁹). Hunziker dagegen entfernt sich in seiner tiefgehenden interpretatorischen Umsetzung vielleicht am weitesten von der literarischen Vorlage¹⁰). Er hat als in diesem Sinn nur mehr sehr be-

anfinge zu hassen, mir zum Verdruß nur wieder herbey locken. Stehlen war auch keine Arbeit mehr for mich, weil es mir ehedessen einmal gar übel ergangen und mir auch immerdar die heftige Furcht vor Augen schwebte, in der Luft verarrestirt zu werden, wovor mir doch ärger als dem abscheulichen Tod selber grauete.



¶ Ich hatte oft probiert einen Marktschreyer abzugeben, und mein Catharinen=Ol, Wurmlamen, Lebküchlein, Pflästerlein for die Hühneraugen, Gölldenwasser, Gifflatvergen und dergleichen Zeugs mehr den Leuten aufzuschwatzen, befand mich auch eine Zeitlang gar wohl darbey. Wie ich aber einsmahls in eine Apotheke einer berühmten Stadt kam, ein und anders mir Dienliches einzukaufen und dafelbst ein Rezept ohngefähr auf dem Tisch liegend erblickte, dessen Anfang ich las, also heißend: Recipe carnes mali medici, behütewiger Gott! wie war mir da so angst und bang! Es entfuhr mir etwas, das den liebli-

Walter Häß: *Simplicissimus als Quacksalber* (1947)

schränkt als „Illustrationen“ zu bezeichnende Kunstwerke zum *Simplicissimus* geschaffen, die zu den besten der Ausstellung gehören. Neben den Handätzungen (einer Zinkplattenätzungstechnik, die Hinziker erfunden

hat) sind u. a. drei Ölgemälde vertreten, die auf eine spezifische und sehr charakteristische Weise Umsetzungen bestimmter Romanszenen sind, die als Variationen auf den ausgestellten graphischen Blättern dann an-

ders ausgefallen sind. Außerdem sind zu den drei Ölbildern und den entsprechenden Blättern der Folge, die selbst überaus selten ist, da davon nur insgesamt 25 hergestellt wurden, von denen wiederum nur 20 in den Handel gelangten, die dazugehörigen Ätzungsplatten zu sehen. Während alle diese genannten Objekte von Renchen erworben werden konnten, stellte die Witwe des Künstlers ein unillustriertes Handexemplar des Romans zur Verfügung, in das erste Skizzen von Hunziker eingezeichnet worden sind, so daß ein Einblick in den Schaffenprozeß gewährt wird. In der einen Buchvitrine dieses Raumes liegt der fast einzige österreichische Beitrag zur künstlerischen Auseinandersetzung mit Grimmelshausen: Die Holzschnitte Axl Leskoscheks¹¹).

Leskoschek als ein sehr später Meister der kleinen Form hat in diesen kurioserweise nur in der DDR erschienenen Büchern einen merkwürdig eigenständigen Beitrag zur Geschichte der *Simplicissimus*-Illustration geliefert, indem er einerseits eine durchgängige Ambivalenz von menschlichem Tun und unberührter Natur darstellt und andererseits der einzige Künstler ist, der programmatisch auf einem ganzseitigen Holzstich bereits zu Beginn des gesamten Buches den Helden weinend wiedergibt.

Die andere Vitrine des Raumes enthält eine erst in diesem Jahr von dem britischen Künstler und Professor für deutsche Literatur in London, Jeremy Adler, geschaffenen Variationen zum Thema Grimmelshausen; er ist einer der besten Kenner des modernen Genres der Visuellen Poesie und hat auf eine merkwürdig hintergründige Art eine Folge von figurativen Zeichnungen angefertigt, deren Witz nur der bereits mit Grimmelshausen Vertraute sofort erkennt.

Als einen Übergang in die Moderne sind in diesem Raum noch fünf farbige Holzschnitte des weniger bekannten Künstlers Hans Schmandt zu der inhaltlich bedeutenden Baldanders-Episode zu Anfang der Conti-

nuatio des „Abenteuerlichen *Simplicissimus*“¹²) zu sehen.

Der zweite größere Raum der Ausstellung ist zugleich innerhalb eines Rundgangs der letzte. Er führt schließlich ganz in die Kunst der Gegenwart. Innerhalb der Graphik sind hier die ältesten Arbeiten die von Gerhart Kraaz, bezeichnenderweise zur „*Courage*“¹³ Gerade dieses Werk Grimmelshausens gewinnt seit den späten Sechziger Jahren, ausgelöst durch das Interesse der Ideologiekritiker im Gefolge der Studentenrevolten an Bertolt Brechts Adaption des Stoffes, zunehmend an Bedeutung auch für die künstlerische Auseinandersetzung.

Die anderen Graphiken dieses Ausstellungsraumes sind durchweg in den Achtziger Jahren entstanden.

Zunächst ist da eine Folge von nur im Ausschnitt gezeigten Illustrationen textunabhängiger Art zu nennen, die im Jahr 1985 an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg unter der Leitung von K. Bushoff entstanden sind. Es handelt sich um Studentenarbeiten der Studiengalerie Fach Kunst, die aus den Ergebnissen verschiedenster Altersklassen zusammengesetzt ist.

Als die düsterste und schwerste Umsetzung zum Thema „*Simplicissimus*“ sind Holzschnitte des deutschen jüdischen Emigranten Fritz Eichenberg, der heute hochbejahrt in New York lebt, zu erleben. Der gesamte weltanschauliche und philosophische Bedeutungsgehalt des Romans wird in seinen düstern und pessimistischen Illustrationen ins beinahe absolut Negative umgedeutet und die Romanhandlung somit zu einer Parabel für den Weg der Menschheit zur ewigen Verdammnis.

Als ein gewichtiger Themenblock scheinen sodann die von der Karlsruher Galeristin Helga Paepcke inspirierten Arbeiten des tschechischen Künstlers Jiri Anderle, des Schweizeres André Bucher, sowie des Deutschen Udo Claassen auf. Ursprünglich war der Ausgangspunkt der Beschäftigung der



Abb. 11: Simplizius wird zu einem Narren gemacht.
Mit Genehmigung des Verlages F. Schaffstein, Köln.

Heinrich Kley: *Simplicius wird zu einem Narren gemacht* (1911; hier die stenographische Ausgabe des Wolfenbüttler Heckners-Verlag von 1928)

Künstler die Frage gewesen, wie man die badische Landschaft angemessen künstlerisch umsetzen könne; im Verlauf der Arbeit an dieser Fragestellung traf man in der Ortenau auf Grimmelshausen und das Thema wandelte sich¹⁴). Teile der in diesem Zusammenhang erarbeiteten Kunstwerke wurden bereits

1983 in der Ausstellung „Zeitgenössische Künstler sehen Grimmelshausen“ gezeigt. Die umfangreiche Beschäftigung mit dem Phänomen „Simplicissimus“, besonders ausdrucksstark im Falle Claßens, hat nun ihr dauerndes Domizil in Renchen gefunden. Claßens Hauptinteresse galt denjenigen



Georg Scholz: Lagerleben, während Herzbruder die Zukunft prophezeihen soll (1922)

Szenen im Roman, an denen die Wirklichkeitsstruktur durchbrochen wird, und eine tiefer oder anders gelagerte Irrealität zum Vorschein kommt. Anderle nimmt dagegen, wie so viele andere Künstler des 20. Jahrhunderts, die Greuel des Krieges zum Anlaß für seine Annäherung an Grimmelshausen; das Ergebnis ist ein Blatt „homo hominis lupus“. Für den sonst hauptsächlich an der Erdtektonik interessierten Bucher wird die Episode der Fahrt zum Mittelpunkt der Erde zum Interessengegenstand: Er zeichnet eine Folge von schwer deutbaren Skizzen, denen ein Objekt beigegeben ist, deren Mittelpunkt ein Lavastein ist – eine Reminiszenz an den Stein, den der Held Simplicissimus in den Mummelsee wirft.

Schließlich ist der Meister eines „freien Spiels mit Feder und Farbe“, der Hornburger Künstler Claus Arnold, mit z. T. farbigen Variationen zum Fabeltier oder zur Gestalt des

Simplicius Simplicissimus vertreten. Von ihm stammt das farbige Fabeltier, das auf Plakat und auf dem zur Ausstellung erschienenen Katalog wiederabgedruckt wurde. Arnold bildet mit seinen Interpretationen gleichsam den inneren Gegenpol zu denen Eichenbergs; Arnolds Sicht auf den Roman entspricht dem Grimmelshausenschen Motto „es hat mir so wollen behagen, mit Lachen die Wahrheit zu sagen“.

In den Buchvitriolen dieses letzten Zimmers der Ausstellung dominieren zwei Themen: Zum einen wird der moderne Beitrag von DDR-Illustratoren zu Grimmelshausen dargeboten, zum andern wird ansatzweise der Spur der Beziehung der Zeitschrift „Simplicissimus“ zum barocken Roman nachgegangen. Der Beitrag der DDR-Künstler zur Interpretation des Romans ist quantitativ wie qualitativ anspruchsvoll. Leider konnten die Illustrationen Josef Hegenbarths, sowohl der „Courasche“ als auch des

„Simplicissimus“, nicht als Graphiken gezeigt werden. Ähnlich verhält es sich mit den außerordentlichen Zeichnungen Bernhard Heisigs zur „Courasche“.¹⁵⁾

Beide Künstler werden in der Ausstellung nur in Buchform dokumentiert; vielleicht ergibt sich für die Zukunft eine Möglichkeit, das graphische Oeuvre beider vollständiger zu präsentieren, wenn das „Simplicissimus-Haus“ seine Pforten geöffnet hat.

Bei der Erwähnung der ausgestellten Exponate kann es insbesondere auf dem Buchsektor nicht Aufgabe dieses Ausstellungsberichts sein, sämtliche Vertreter der bildenden Kunst im einzelnen vorzustellen oder intensiv zu besprechen. Dies soll der Ausstellungskatalog leisten.

Abschließend sei noch ein kleiner Blick auf den *badischen* Beitrag zum Thema „Simplicissimus heute“ geworfen.

Bereits einer der ersten Beiträge zur Illustration Grimmelshausens zu Beginn des 20. Jahrhunderts stammt von einem gebürtigen Karlsruher, nämlich Heinrich Kley. Er zeichnet später auch für die Zeitschrift „Simplicissimus“, hat aber die auflagenstärkste Ausgabe des Romans in unserem Jahrhundert, die mit seinen Zeichnungen im Jahre 1911 zuerst erschien, illustriert¹⁶⁾. Der nächste bedeutende Künstler in diesem Zusammenhang ist in Wolfenbüttel geboren. Es ist Georg Scholz, der gemeinhin kunsthistorisch im Zusammenhang mit der „Neuen Sachlichkeit“ abgehandelt wird, was bei der Qualität seiner Leistung aber als zu kurz gegriffen erscheint. Er war bis 1933 Professor an der Karlsruher Kunstakademie und lebte auch nachher in einer Art des inneren Exils in Baden, bis er 1945, bereits nach der Befreiung, in Waldkirch starb¹⁷⁾.

Als erste Ausgabe nach dem II. Weltkrieg, die illustriert und noch dazu bibliophil angelegt ist, erscheint ein Ausschnitt aus dem „Simplicissimus“ als „1. Riedruck der Werkstätte für deutsche Buchkunst“ im Jahr 1947 in

Karlsruhe. Die Ausgabe enthält acht Holzschnitte von Walter Häß¹⁸⁾.

Der Beitrag der Gegenwart Badens besteht in der Arbeit, die Helga Paepcke durch ihre Anregungen und Koordinationen, aber auch ihr Engagement geleistet hat.

Was in Zukunft entstehen wird, insbesondere, wenn das „Simplicissimus-Haus“, das ja, wie bereits ausgeführt, nicht nur ein Museum, sondern eine lebendige Stätte der Begegnung mit dem Werk und der Zeit Grimmelshausens sein will, seine Arbeit aufgenommen haben wird, das wird sich erst erweisen. Die durch die Ausstellung dokumentierte Gegenwärtigkeit und Aktualität Grimmelshausens jedenfalls ist, so glaube ich resümieren zu können, nach wie vor gegeben und das darüberhinaus auf sehr lebendige und ansprechende Weise.

Anmerkungen:

¹⁾ Zu den Buchtiteln vgl. Christian Juranek: Künstler illustrieren Grimmelshausen. In: Martin Bircher und Christian Juranek: *Simplicissimus heute*. Ein barocker Schelm in der Kunst des 20. Jahrhunderts (=Malerbuchkataloge der Herzog August Bibliothek Nr. 4). Wolfenbüttel 1990. S. 113 ff. Hier vgl. unter Gottwald, S. 121.

²⁾ Vgl. ebd. unter München 1909, S. 124 und unter München 1923/25, S. 115.

³⁾ Vgl. Italo Michaele Batafarano: *Grimmelshausen-Bibliographie 1666–1972*. Werk – Forschung – Wirkungsgeschichte. Unter Mitarbeit von Hildegard Eilert. Napoli 1975. Zu Scholte Nr. 58 ff.

⁴⁾ Vgl. *Simplicius Simplicissimus*. Grimmelshausen und seine Zeit. Ausstellungskatalog, hg. vom Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität und dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Katalog: Peter Berghaus und Günter Weydt. Münster 1976. Kat.-Nr. 591.

⁵⁾ Vgl. dazu Monika Machniki: *Grimmelshausen – populär*. Ebd. S. 289 ff. sowie Klaus Brodbeck: *Grimmelshausen im Spiegel zeitgenössischer Denkmäler, Gedenkstätten und Kunstwerke in der Ortenau*. In: *Simplicissimus heute*, a. a. O. S. 56 f.

6) Die einschlägigen Arbeiten Gisela Noehles finden sich aufgeschlüsselt in *Simplicissimus heute*, a. a. O. S. 140.

7) Vgl. Christian Juranek: *Künstler illustrieren*, a. a. O. unter Weber, S. 137.

8) Vgl. dazu Gisela Noehles: „Der seltsame Springinsfeld“ und sein Illustrator Max Unold. In: *Grimmelshausen. Dichter und Schultheiß*. Festschrift der Stadt Renchen 1976. Renchen 1976. S. 17–25.

9) Vgl. Christian Juranek: *Künstler illustrieren*, a. a. O. unter Sauerbruch, S. 132 f.

10) Auch Hunziker arbeitet für eine Buchausgabe; vgl. ebd. unter Hunziker, S. 123 f.

11) Vgl. ebd. unter Leskoschek, S. 129. Der andere österreichische Beitrag zum Thema stammt von Norbertine Breßlern-Roth, vgl. ebd. S. 118.

12) Vgl. ebd. unter Schmandt, S. 134.

13) Vgl. ebd. unter Kraaz, S. 128. Es handelt sich hier wiederum um Vorlagen, aber auch um später nicht abgedrucktes Material für eine Buchausgabe. Die Zeichnungen stammen aus dem Besitz eines der bedeutendsten deutschen Bibliophilen, Ulrich von Ritter, der die Blätter der Herzog August Bibliothek überlassen hat.

14) Zu diesem Komplex vgl. Helga Paepcke: *Zeitgenössische Künstler sehen Grimmelshausen*. Zur Entstehung der Renchener Sammlung. In: *Simplicissimus heute*, a. a. O. S. 58 ff.

15) Zu den Buchausgaben vgl. Christian Juranek: *Künstler illustrieren*, a. a. O. unter Hegenbarth, S. 12 f. und Heisig, S. 123.

16) Vgl. ebd. unter Kley; S. 126.

17) Vgl. ebd. unter Scholz, S. 134. Über Georg Scholz bereite ich eine kleinere Abhandlung vor.

18) Vgl. ebd. unter Häß, S. 121.



Weihnachten in der Mundart: Bruno Epple

Dezember

*Es bloost de Luft em Schnee um d Ohre,
Steibt zuckerwüß sin Bart,
kuum regt er se, sind d Wasser gfre,
s Johr goht em us de Hand velore
und z End kunnt alle Fabrt.*

*Doch gitts no äbbes, heerscht en munkle
so geheimnisvoll, wa ischt?
Es rieht se zag und liis im Dunkle,
de Himmel daut, s bricht uf e Funkle:
es kunnt de Herre Krischt.*

*Vo allem Schenke werd it blind,
– so wohre Gschenk isch s göttlich Kind.*

Aus: Dinne und Dusse

Otto A. Braun – 80. Geburtstag

Margit Brandstetter, Baden-Baden



Otto A. Braun in der Werkstatt

Lebenslauf

Otto A. Braun ist am 3. Dezember 1910 als zweiter Sohn des Gärtners Hermann Braun in der Fremersbergstraße zu Baden-Baden geboren. Niemand konnte zu diesem Zeitpunkt ahnen, welch große künstlerische Begabungen diesem Kind in die Wiege gelegt worden waren. Ein vielseitiges Talent, das ihn

ungebrochen durch sein reiches Leben begleitete und noch begleitet, ist ihm Lebensinhalt, Freude und in schweren Zeiten auch Trost gewesen.

Von seinem Vater, der ebenfalls künstlerisch begabt war – besonders in der Schnitzkunst –, erbte er die Liebe zur unverfälschten Natur, das feinfühliges Beobachten, das präzise Sehen, das urtümliche Gestalten.



Von seiner von ihm bewunderten Mutter übernahm er im wahrsten Sinne des Wortes die Frohnatur, ein Nichtverzagen und immer wieder Neubeginnen. Diese Frau hat es Otto A. Braun eindrucksvoll vorgelebt; da durch die Krankheit des Vaters und die daraus resultierende zwangsläufige Berufsaufgabe oft wenig Geld vorhanden war, mußte die Mutter die vierköpfige Familie mit dem Wenigen optimal versorgen.

Von beiden aber erbt er das Bodenständige, die Heimatliebe, die sich vielgestaltig in allen seinen Werken wiederfinden.

So kam es, daß Otto A. Braun viele positive Eigenschaften entwickeln konnte, die ihn dazu befähigten, das zu werden, was er nun ist, um Unverwechselbares zu schaffen. Auch heute noch sprudelt es aus ihm heraus. Er sucht, er sieht, er findet, er sammelt, und er setzt alles künstlerisch und feinfühlig um. Seine gestalteten Werke sind anerkannt und begeistern seine Bewunderer. Er, der Heimatkünstler, ist für die Eingeweihten ein hochkarätiger Geheimtip.

Gegen Ende des Jahres begeht nun der Autodidakt, der nie eine Kunstschule besuchte, der begnadete Künstler seinen 80. Geburtstag. Wenn wir seinen wechselvollen Lebensweg betrachten mit all den Höhen und den Tiefen, kann man nur über so eine drängende innerliche Berufung staunen.

Da seine zeichnerische Begabung bereits in der Volksschule (Vincenti-Schule zu Baden-Baden) seinem ihn fördernden und von ihm verehrten Lehrer Alfons Pfändler auffiel, schlug dieser ihm als Brotberuf die Lehre des Lithographen vor. Also kam Otto Braun zur Vorbereitung in die Lehre als Schriftsetzer. Doch die Enge des Raumes, das „Eingesperrtsein“ bedrückte den 15jährigen Jungen, denn er sah seinen weiten, geliebten Himmel nicht mehr. Er wurde immer stiller und blässer. Er, der die ganze Kinder- und Jugendzeit mit seinem Bruder Paul Braun (Autodidakt auf dem Gebiet der Archäologie und 1981 Heimatpreisträger der Stadt Baden-Baden)

fröhlich durch die Wälder und Felder gestreift war, ihm fehlte die Freiheit! Seine verständnisvolle Mutter begriff seinen Kummer und half ihm nach nur 14 Tagen das Lehrverhältnis zu lösen.

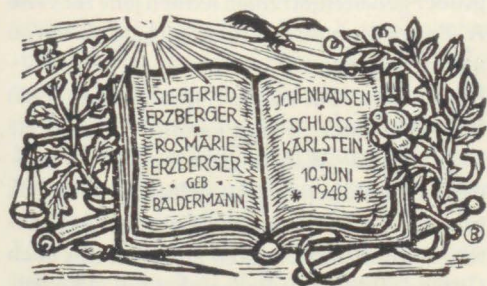
Daraufhin kam er zum Malermeister Otto Müller in die Lehre. Der besagte Malermeister, der selbst einmal einige Jahre auf der Kunstschule in München studiert hatte, förderte nun das zeichnerische Talent des künstlerisch besessenen Jungen.

1927 war seine Lehre abgeschlossen. Doch er konnte nicht lange Malergeselle bleiben, denn bald darauf begann die allgemeine Arbeitslosigkeit. Um zu überleben, mußte er verschiedene Tätigkeiten ausführen, angefangen vom freiwilligen Arbeitsdienst bis zum Landhelfer.

Grafik

Inzwischen hatte er sich aber durch seine künstlerischen Ambitionen Fähigkeiten auf dem Gebiet der Grafik autodidaktisch angeeignet, die es ihm ermöglichten, ab 1937 einen Zeichnerberuf auszuüben. Während des Krieges 1939/45 arbeitete er in Paris als technischer Zeichner bei der Luftwaffe. So schloß sich nach vielen Jahren der Kreis für seinen vorbestimmten Brotberuf.

In der gleichen Dienststelle in Paris lernte er dann seine erste Frau Inge kennen und heira-



Hochzeitsanzeige, Holzschnitt

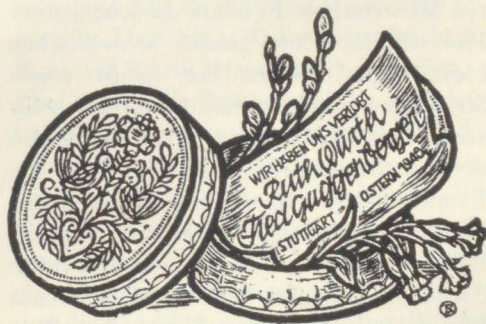
tete im Februar 1944. Doch im März 1945 war dieses kurze Glück vorbei. Im Bombenhagel starben die Mutter und das neugeborene Kind.

Nach Kriegsende verschlug es Otto A. Braun ins Schwäbische, nach Ichenhausen. Dort war sein Kamerad Franz Endhardt aus der Pariser Zeit beheimatet, der später ein erfolgreicher Kirchenmaler wurde. Beide gründeten eine künstlerische Werkstatt, und es begann, wie sich Braun ausdrückte, ein fröhliches und fruchtbares Schaffen. Er befaßte sich in dieser Zeit mit der Volkskunst, der Bauernmalerei. Viele schöne anspruchsvolle Werke entstanden unter seinen begnadeten Händen.

Holzschnitte

Er fing auch wieder in dieser Ichenhauser Zeit mit der Bearbeitung von Holzschnitten an. In seiner Jugendzeit hatte er Holzschnitte von Josua Leander Gampp*) gesehen, die ihn sehr beeindruckten. Er fühlte sich angezogen von dieser Kunstausführung, die auch seinem Wesen, seiner Auffassung entsprach und suchte das Gespräch mit Gampp. Selbst Gampp kam nicht umhin, Otto A. Braun ein vielversprechendes Talent zu bestätigen.

Otto Braun brachte es dann auch durch die Gestaltung der Motive und die besondere



Verlogungsanzeige, Holzschnitt



Otto A. Braun, Zeichnung Aus meinem Gartenbuch

Innerlichkeit, die er ihnen verlieh, zur wahren Meisterschaft. Er nennt die Ichenhauser Holzschnitte heute „meine schwäbischen Holzschnitte“ wegen der feinen engen Strichlagen im Holzschnitt, die typisch für seine Motive in der Zeit von 1946–1950, also der Ichenhauser Zeit, waren.

Es entstanden auf diese Weise viele originelle Glückwunschkarten, vergessene herrliche Bauernmotive – viele davon kolorierte er mit der Hand – und eine Serie von Motiven aus Ichenhausen, die bereits historischen Wert besitzt und noch immer sehr begehrt ist.

In seiner Baden-Badener Zeit ab 1950 sind dagegen die Strichlagen der Holzschnitte grober gehalten, strahlen jedoch jene für Otto A. Braun so typische Ausdruckskraft um so intensiver wider.

Braun hatte inzwischen seine zweite Frau Ella geheiratet. Seine Familie vergrößerte sich; aber die Währungsreform 1948 veränderte den blühenden Kunsthandel. Plötzlich gab es gutes Geld, und die Menschen brauchten, wollten und konnten zunächst nur noch Güter des täglichen Bedarfs kaufen. Also entschloß sich Otto Braun wieder nach Baden-

Baden, in seine geliebte Heimatstadt, zurück-zukehren. Er nahm seinen Brotberuf als technischer Zeichner auf und sicherte so das tägliche Auskommen für die Familie. In der Freizeit widmete er sich erneut mit jeder Faser seines Herzens seinem drängenden Künstlertum.

Radierungen

Eine Vielzahl von ausdrucksvollen Radierungen ist im Laufe der Jahre entstanden und fesseln und bezaubern den Beschauer. Otto Braun erwarb sich 1935 einige Kenntnisse von seinem Lehrer, Arthur Bernhard, der die Kaltnadelradierungstechnik beherrschte und ihn ermunterte, das auch zu versuchen. Aber der Perfektionist Braun vervollkommnete noch diese Technik in seinem unverkennbaren Stil.

Bald darauf entdeckte der pfiffige und wendige Otto bei dem Altwarenhändler Furrer in Baden-Baden, Kleine Dollenstraße, ein eisernes Gestell mit zwei verstellbaren Metallwalzen und baute daraus seine Kupferdruckpresse. Ein weiteres Ausstattungsstück war in seiner „Freizeitskünstlerwerkstatt“ dazu gekommen. Übrigens diese Kupferdruckpresse besitzt Braun heute noch.

Zeichnungen

Was Otto A. Braun zeichnet, nimmt Gestalt an und strahlt Heiterkeit und Schalk, dann wiederum Ruhe und Harmonie aus. Vielleicht ist das ein Ergebnis seiner engen Beziehungen zur Natur, zum natürlichen ungekünstelten Leben. Alle diese Komponenten spiegeln sich in seinen eigenwilligen Zeichnungen wider, die fein, ja genau, aber doch nicht pedantisch ausgeführt sind, egal ob er Menschen, Tiere, Blumen, Landschaften usw. mit seinen Augen fotografiert und mit sicherer Hand verwirklicht.

Sehr getreu festgehalten sind seine Skizzentagebücher über das Leben der Familie, Freunde, Reisen, historische Funde oder Sammel-



objekte. Daraus entstanden reizvolle und interessante fünf bis fünfzehn Meter lange Leporellos. Dazu hat er 40 illustrierte Bücher in Wort und Schrift (Handarbeit) geschaffen.

Eine historische Besonderheit ist das Buch, im Auftrag der Kurdirektion angefertigt, das die verschiedenen Bauphasen bis zur Vollendung der Caracalla-Therme darstellt. Es zählt schon jetzt – nach fünf Jahren – als unvergängliches Zeitdokument. Dazu gehören ebenfalls die historischen Kalenderblätter und die Tagebücher über die Baustellen der Stadterneuerungsgesellschaft.

Keramik

Eine andere Kunstrichtung – mehr handwerklicher Art –, die Otto Braun mit großem Engagement ausübte, war das Herstellen von Keramikplatten. Seiner Aufgeschlossenheit verdankte er es u. a., daß er Menschen mit guten handwerklichen Fähigkeiten um sich sammelte. Er verstand es, von diesen „Lehrern“ die wichtigen Grundvoraussetzungen für seine jeweilige künstlerische „Machart“ fast spielerisch zu erlernen. So eignete er sich das Wissen über die Herstellung von Keramik von einem Former der Ofensetzerfabrik Löw in Baden-Oos an. Seinem Ideenreichtum verdankt er es, daß seine von ihm gestalteten Keramikschalen in den mannigfaltigen reizvollen und historischen Motiven eine Qualität erreichten, die diese zum „Renner“ für Sammler werden ließen. Otto A. Braun besitzt gegenwärtig noch 70 Models, teils gesammelt, teils selber hergestellt. Er durfte u. a. eine Serie von 25 alten Backmodellen aus dem 17. Jahrhundert von Johannes Ertel im Berchtesgadener Heimatmuseum abprägen.

Sammlungen

Aber wenden wir uns nun Otto Braun, dem Sucher, Finder und Sammler zu! Schon in seiner frühen Kindheit und Jugendzeit liebte er das Herumstreifen in den heimischen Wäldern. Mit sicherem Blick für das Phantastische und das Skurrile, an denen andere achtlos vorbeigingen, holte und holt er sich heute noch seine Holzobjekte (bislang 300), seine „hölzerne Kinder“, wie er sie liebevoll nennt, aus Waldteilen, Gärten, von Bachufern usw. Es sind dies seltsam gewachsene Äste, bizarr geformte Baumwurzeln, Teile von gesplitterten oder gebrochenen Baumstämmen, die er mit seinem Fahrrad oder dem Leiterwägelchen – ausschließlich mit Muskelkraft – aus oft entfernten Fundorten heimwärtsbefördert.

Allen von diesen von ihm vorsichtig bearbeiteten Stücken, um das Natürliche nicht zu

zerstören, verlieh und verleiht er besonderen Charme. Teils wurde das struppige Holzwerk mit der Wurzelbürste geschrubbt, teils wurde da und dort etwas „amputiert“, um mit feinem Gespür sowohl das harmonisch Ausgewogene oder das verschroben Drollige herauszuarbeiten.

So erweckte der Künstler tierähnliche Gestalten, sich streckende Hände, sowie Ungeheuer, Hexen und Kobolde, aber nicht zuletzt auch ansprechende modern anmutende Statuen zum Leben.

Seine Ausstellungen waren stets ein Anziehungspunkt und fanden viel Beachtung und Anklang. So z. B. bei der Landesgartenschau, bei Blumenausstellungen, in der Orangerie des Neuen Schlosses, bei der Städtepartnerschaft Baden-Baden/Menton war er ebenfalls vertreten. Einige seiner interessantesten Stücke stehen heute im Baldreit-Museum.

Versteinerungen und Mineralien konnten sich auch nicht vor Brauns sehenden Augen verbergen. Eine umfangreiche „Ausbeute“ hat er in seinen Werkstatträumen gelagert. Diese erstrecken sich im Ooswinkel vom Dachboden über den Keller und sogar bis in das Gartenhäuschen. Sie sind vollgepfropft mit seinen Werken und Sammlungen.

Abschließend lassen wir den Künstler selbst zu Wort kommen. Otto A. Braun sagt über sich selbst: „Es ist das Schaffen eines heimatliebenden naturverbundenen Menschen, der durch unglückliche Fügungen des Schicksals nie zu wirklichen Höhenflügen gekommen ist. Er fühle sich aber dennoch als ein glücklicher Mensch, dem künstlerische Fähigkeiten gegeben waren, die er versucht hat zu vermitteln zu eigener Zufriedenheit und zur Freude der kunstliebenden Menschen.“ Als Sammler schrieb er in seinem Buch „Holz und Steine“: „Das Suchen und das Finden dieser Dinge in den heimatlichen Wäldern ist für mich auch in meinen Altersjahren Lebenselixier.“

*) siehe „Badische Heimat“ Heft 4/1989 Seite 511–518

Mittler zwischen Schöpfer und Geschöpf

Rudolf Warnecke zum 85. Geburtstag

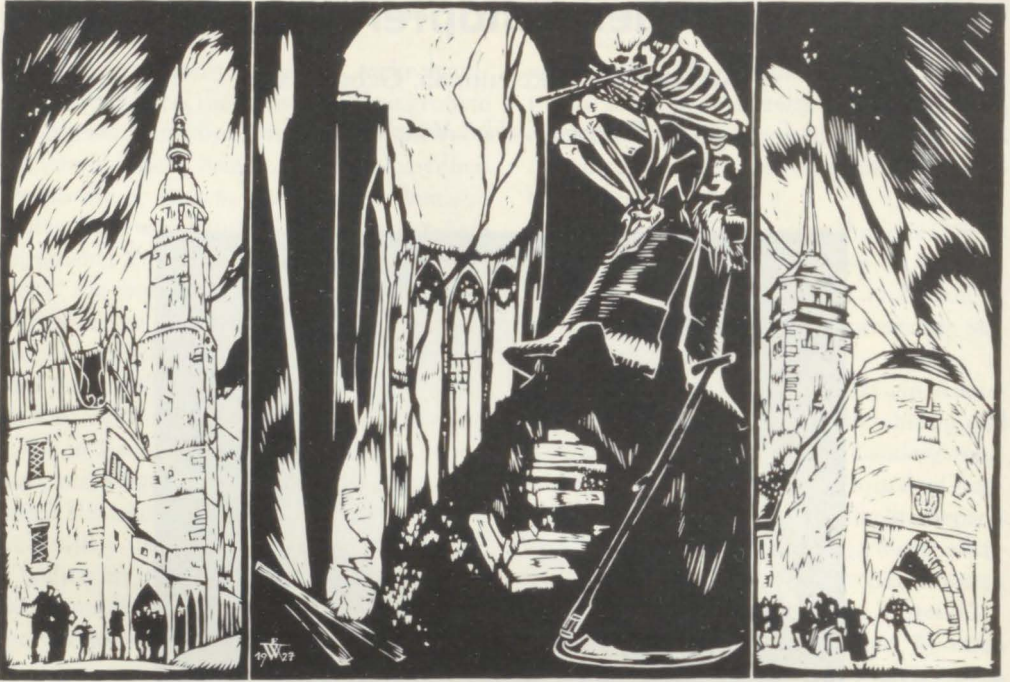
Wolfgang Oehler, München



Selbstbildnis, Steinguß, 1986

In einer Welt wie der gegenwärtigen, die aus materieller Gesinnung und Lebensanschauung nahezu ausschließlich – und schlimmerweise fast hemmungslos – auf wirtschaftlichen Erfolg, technischen Fortschritt und ständiges Wachstum eingestellt ist, gerät die Kunst in eine immer spürbarer werdende Abseitigkeit. Denn in der Kunst gibt es keinen

Fortschritt, sondern nur andere, sich zeit- und wesensbedingt wandelnde Ausdrucksformen. Daß wir die Kunst, die diesen Namen verdient, unverändert hoch schätzen, obwohl sie doch gar nicht zu unserer supermodernen Welt zu passen scheint, danken wir allein jenen lebensgläubigen Künstlern, die in ihrem Werk auf positive, das heißt daseins-



Aus dem Totentanz-Zyklus, Holzstich, 1927 (Zweite Wahl)

freudige Weise sichtbar machen, was von den meisten Menschen in der sie umgebenden Welt kaum gesehen wird: der Bezug zur Natur, der Bezug zum Mitmenschen, der Bezug zum eigenen Ich. Daß dieser Weltbezug von Künstler zu Künstler verschieden ist, daß sich ihre „Handschriften“ deutlich unterscheiden, macht die Begegnung mit der Kunst erst bunt und vielgestaltig, anregend und reizvoll. Anregend und reizvoll ist die Begegnung mit dem Werk des großen Holzschneiders, Lithographen, Zeichners und Malers Rudolf Warnecke, dem es am 4. September 1990 vergönnt ist, sein 85. Lebensjahr zu vollenden: als Mensch in erstaunlicher Lebendigkeit und als Künstler in seltener schöpferischer Frische. Wir gratulieren dem Jubilar von Herzen und wünschen ihm, daß sich diese wunderbare Vitalität noch lange erhält.

Rudolf Warnecke kam als Sohn eines musikliebenden Vaters, einem aus Norddeutsch-

land stammenden Baumeister und Architekten, und einer ebenfalls künstlerisch veranlagten Mutter aus altem Handwerkereschlecht der Oberlausitz im sächsischen Bautzen, einem Kleinod mittelalterlicher Stadtbaukunst, zur Welt.

Vererbung und Umwelt bestimmen seit Anbeginn Warneckes Laufbahn und wirken in seinen Arbeiten bis auf den Tag nach. Angeborene Veranlagungen, Begabungen und Eigenschaften spiegeln sich in seiner Intelligenz, seinem Witz, seiner Beobachtungsgabe und seiner Handfertigkeit. So ist er ein denkender Künstler geworden, auf den zugleich das Wort zutrifft, daß bei jedem wahren Künstler das Handwerk der Kunst vorausgeht. Einflüsse der Umwelt hinterlassen in seinem Werk ebenfalls deutliche Spuren. Die altertümliche Stimmung und Ausstrahlung seines Geburtsortes sowie die aller späteren Wohn- und Wirkungsstätten im Umkreis der „Ro-

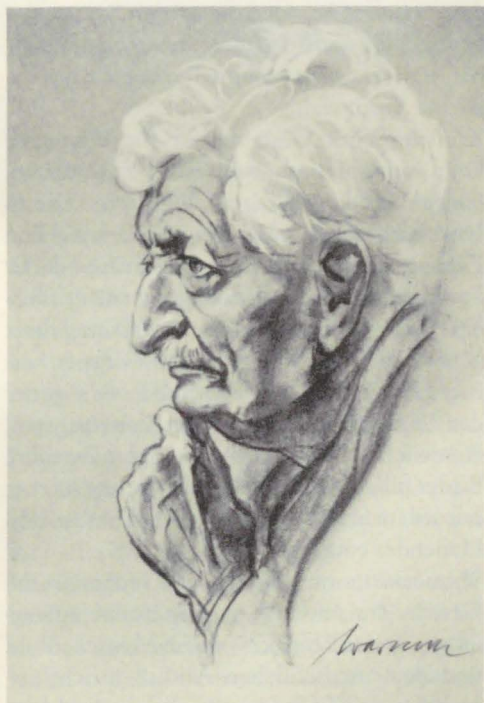
mantischen Straße“, geben Warnecke jene träumerische, dennoch wirklichkeitsnahe Richtung, die in seinen Schöpfungen immer wieder durchschlägt und seine Vorliebe für alles Ursprüngliche, Volkhafte und Geschichtliche erklärt.

Von geschichtlichen Ereignissen wird er sein ganzes Leben lang angeregt. Volkslieder, Volkssagen, Schwänke und Eulenspiegelien, die Schicksale alter Städte im deutschen Land, die geschehnispralle Welt des Mittelalters, der Reformation, des Bauernkrieges entflammen oder beseelen sein Schaffen. Daneben fesselt ihn von jeher das Motiv des harten Glückes schwerer Arbeit und unsäglichlicher Mühen um das tägliche Brot, wie er es noch bei den Bauern und Handwerkern seiner Jugendtage sah. Die Hochachtung vor solch gottergebenem Tun, allein aus eigener Kraft und in der gläubigen Hoffnung, daß Segen darauf ruhe, ist es, die Warnecke diesen Stoff so oft aufgreifen läßt. Die genannten Themen waren denn auch Inhalt und Gegenstand seiner großen Holzschnittfolgen, mit denen er 1941 anlässlich der repräsentativen Ausstellung deutscher Graphik in Schweden Aufsehen erregte.

In den graphischen Künsten beherrscht Warnecke vom filigranen Exlibris bis zu großformatigen Blättern so ziemlich alles. Er war Presse- und Kriegszeichner, Gebrauchsgraphiker und Buchillustrator bekannter Verlage. Als Schriftkünstler ist er schwerlich zu übertreffen. Für die Technik des Steindrucks, die Lithographie, entwickelte er ein eigenes Umdruckverfahren, das er mit Erfolg in den Blättern seines zweiten, zeitgenössischen Totentanz-Zyklus anwandte. Seinen Namen hat er sich jedoch mit dem Holzschnitt gemacht. Er gilt im In- und Ausland zurecht als einer der bedeutendsten lebenden Holzschneider, denn er setzt mit seinen Arbeiten unzweifelhaft die große Tradition der klassischen Holzschnittkunst fort. Was manche Künstler wie mit geheimnisvoller, zauberischer Kraft eigens zu dieser Technik hinzieht, sind nicht

bloß die mit ihr zu erzielenden unerhörten Schwarzweißeffekte. Die weitaus stärkere, die eigentliche Herausforderung für den Künstler liegt in der gewachsenen Härte des Holzstockes, in dessen seidiger Maserung noch etwas vom Leben des Baumes pulst. Wie Warnecke beides mit nie versiegender Einfallreichtum, packender Lebendigkeit, mitunter auch abgründig, zumeist aber als Romantiker meistert, das beweist er uns nicht zuletzt in seinem 1980 erschienenen Werkbuch „Mit Geißfuß und Stichel durch ein Künstlerleben – 100 Holzschnitte aus 6 Jahrzehnten“.

Sechs Jahrzehnte, das besagt neben anderem auch, daß Rudolf Warnecke zeit Lebens ganz bewußt und sehr bedacht die graphischen Techniken gepflegt hat, weil sie es dem Kunstfreund bei weitem leichter ermöglichen, an Originale zu kommen. Ein Gemälde ist ja immer ein Unikat, eine Einmaligkeit



Professor Hermann Oberth, Sepia, 1989

und dementsprechend teuer. Die Graphik bietet hingegen zu erschwinglicheren Preisen ein durchaus authentisches Werk, und bei Warnecke ist ein solches zudem in einem doppelten Sinne echt, da er seinen Entwürfen selbst Gestalt verleiht und sie ausnahmslos auch selbst schneidet, sticht oder ätzt, während zum Beispiel im 19. Jahrhundert gerade namhafte Künstler lediglich die Entwürfe schufen, ein Reißer dann den Entwurf auf die Druckplatte übertrug und schließlich ein Form- oder Holzschneider die Arbeit ausführte.

Warneckes Kunst bleibt nun aber keineswegs auf Zeichnung, Lithographie und Holzschnitt beschränkt. Er leistet Hervorragendes gleichermaßen in der Ölmalerei. Insbesondere die in der Technik der Primamalerei geschaffenen wuchtigen Bilder des Spätwerks beglücken. Zu der für ihn so kennzeichnenden Farbpalette und Lichtfülle sind Lichterspiel und Lichtreflexe hinzugekommen, und darum findet sich all das, was den Reiz seiner Holzschnitte ausmacht, nunmehr auch in seiner Malerei. Dazu kommt die sorgsam durchdachte Motivwahl.

Künstlerisches Gestalten ist für Warnecke kein leeres Durchprobieren von Formen, Farben und zufälligen Effekten. Dieses Durchprobieren, wie wir es zum Beispiel von Picasso kennen, ist ihm wesensfremd. Er kann seiner ganzen Veranlagung nach außerdem kein Verhältnis zur abstrakten Kunst gewinnen. Mehr noch, er ist, woraus er keinen Hehl macht, ein entschiedener Gegner der Supermodernen, die mit den Ängsten, Auswüchsen und Krankheiten der Zeit ihre Bilder füllen. Dieser Selbsterstörung setzt er mit jedem Strich seiner Hand Sinnvolles und Heilendes entgegen.

Warnecke kommt nie auf den Gedanken, die Gesetze der Ästhetik und Anatomie zu verletzen. Tiefer Respekt vor dem Menschenbild und dem menschlichen Antlitz spricht sowohl aus seinen in freier Gestaltung entstandenen Bildnissen geschichtlicher Gestalten

als auch aus seinen Porträts lebender Persönlichkeiten. Als Bildnismaler – gleichgültig ob er in Kohle, Rötel, Pastell oder Öl arbeitet – überzeugt er durch technisches Können und richtiges Erfassen des äußeren Minenspiels eines Menschen aus dem Zusammenklang aller seiner Innenelemente heraus. Mit der ersten Porträtskizze, die er als Dreizehnjähriger von Paul Wegener fertigte, beginnt die lange Reihe seiner Bildnisse, darunter bekannte Künstler, Politiker, Schriftsteller, Schauspieler und Forscher wie zuletzt 1989 das Porträt des Pioniers der Weltraumfahrt Professor Dr. Hermann Oberth.

Die Sicherheit in der figürlichen Komposition befähigt den Meister überdies zu großflächigen, teils monumentalen Sgraffiti und Wandmalereien. Man findet sie in und an öffentlichen Gebäuden in ganz Mittelfranken; vieles davon in Dinkelsbühl, wo er nach dem Zweiten Weltkrieg rund 20 Jahre wohnte und wirkte. Besonders überzeugend hier an der Oberschule die vier jeweils zehn Meter hohen Gestalten von Martin Behaim, Nikolaus Kopernikus, Paracelsus und Philipp Melanchthon. Als letzte Arbeit großen Ausmaßes ist 1983 auf einer 32 Meter langen Bildfläche im Götzenschloß der Berlichinger zu Merchingen ein direkt auf den Putz gemaltes fünfteiliges Werk zum Thema Bauernkrieg entstanden. Für den damals 78jährigen eine allein schon körperliche Leistung allerersten Ranges! Und was für handfeste Erscheinungen hat Warnecke da einer hoffentlich dankbaren Nachwelt geschenkt: Ausgepreßte, aber zuinnerst noch nicht zerbrochene Bauern, die in Not und Verzweiflung aufstehen, sich kampfbereit zusammenrotten und auf die Fahne mit dem Bundschuh schwören: „Nie mehr Fürsten- und Kirchenknecht in Elend, sondern ein Christenmensch in Freyheit.“

Hochbegabter Autodidakt, der nach dem Urteil des Leipziger Akademieprofessors und berühmten Radierers Alois Kolb zur Entwicklung seines Talentes keines Lehrers



Ravenstein-Merchingen, Lithographie, um 1985

bedurfte, wagte sich Warnecke schließlich noch als über Achtzigjähriger erstmals an ein plastisches Werk. Sein Selbstbildnis, in Steinguß ausgeführt, beweist in Aufbau und Oberflächengestaltung eine so erstaunliche Fähigkeit auch für bildhauerische Formgebung, daß man ihn dazu nur beglückwünschen kann.

Nachdem Mensch und Werk in groben Umrissen vorgestellt sind, nun eine Hinwendung zu dem, was an Warneckes Werdegang bemerkenswert ist und wie sein Schaffen aufgenommen und beurteilt wurde.

Bereits mit 18 Jahren leistet er sich das erste Wagestück: er macht sich, von den meisten Menschen seiner Umgebung nicht begriffen, selbständig. Ein sicher nicht leichter Entschluß, der sich aber bald schon als einzig richtig erweist. Erst die Ungebundenheit ver-

schafft ihm den Freiraum, in dem er seine Phantasie und seinen Arbeitsrhythmus schöpferisch voll entfalten kann. Das harte Muß des Geldverdienens, der ständige Zwang des Broterwerbs tun ein übriges: sie beflügeln Geist und Sinne und lassen ihn rastlos tätig sein. Auch dies verdient Bewunderung, daß es ihm, wie nur ganz wenigen an der Kunstauflösung nicht beteiligten Künstlern, gelungen ist, sein materielles Leben ohne eine hauptberufliche Tätigkeit, einen „Brotberuf“, oder ein zusätzliches Lehramt zu bestreiten.

Von den im Laufe der Jahre verfaßten ungezählten Würdigungen der Arbeit Warneckes ist, bezogen auf Antrieb und Eingebung, die früheste vielleicht die treffendste. Sie stammt aus der Feder des Kritikers Clément Morro und wurde im Jahre 1930 in der französischen



Bauernkrieg 1525, Öl, 1989 (Zweite Wahl)

Zeitschrift „La revue moderne“ (Paris) veröffentlicht. Als Morro neben anderen Betrachtungen die folgenden Sätze schrieb, konnte er nicht ahnen, daß sie dem Sinne nach mehr oder weniger auch das ganze spätere Werk deuten: „Das sind Schöpfungen der Romantik; Gestalten aus Sagen, Motive von Ruinen, von alten Straßen, von alten Burgen und von alten Mühlen, Bilder voll von düsteren Schatten, von Unruhe und von Aberglauben, die mit einem künstlerischen Schwung behandelt sind, der die kalte Vernunft aus seinem Bereich bannt. Der Enthusiasmus ihres Schöp-

fers, seine stimmungsvolle Auffassung, seine Art, den alten Glanz einer alten Stadt liebend zu sehen, scheinen mir weit über den kalten und strengen Produkten zu stehen, wie sie Geister, die ausgeglichener sind, nachts in der Studierstube hervorbringen. Warnecke nimmt das Beste seiner Kunst aus der Intuition, welche die Grenzen der mit dem Verstand erfaßbaren Erkenntnis überschreitet. Er ist wie einer der Erzähler, von denen wir die Märchen hören. Er geht weiter als die Wahrheit, er schiebt die Grenzen des Wahrscheinlichen hinaus, aber er öffnet Weiten

und Ausblicke, die durch ihren Scharm entzücken.“

Bis auf den Tag blieb Warnecke sich selbst treu und zugleich einem eigenständigen Stil, der keine modische Richtung mitmachte, sondern sich lediglich, in überzeugender Weise fortentwickelnd, von einer allzu strengen Gegenständlichkeit zu lösen begann.

Charakterlich wie in seiner ganzen Erscheinung ist der Jubilar eine ausgeprägte Künstlerpersönlichkeit, deren angeborenes Wesen Ausdruck findet in unermüdlicher Arbeit und strenger Selbstzucht, getragen von den Erfolgen seines vielseitigen Künstlertums.

Daß trotz der Fragwürdigkeit der meisten Erscheinungen der gegenwärtigen Kunstszene die Mehrheit der Menschen letztendlich das Schöne in der Kunst sucht, bekundet die anhaltende Zustimmung, die Warneckes Werk nach wie vor in der Öffentlichkeit erfährt. Nicht nur bei Kunstausstellungen, son-

dern auch durch Anerkennung und Ehrungen seitens kulturfördernder Gemeinschaften und kommunaler Stellen. 1971 beruft ihn die Deutsche Akademie für Bildung und Kultur in ihre Reihen, das Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes verleiht ihm 1975 den Goldenen Ehrenring für Bildende Kunst, 1983 zeichnet ihn die internationale Vereinigung „Ordre de Saint Fortunat“ mit der Goldmedaille „Recherche de la Qualit'e“ aus und 1988 die Deutsche Kunststiftung der Wirtschaft mit der Pygmalion-Medaille. Seit 1985 ist der Meister Ehrenbürger der badischen Stadt Ravenstein, in deren Mauern er nun schon mehr als 2 Jahrzehnte arbeitet und lebt.

Über dem Werk Rudolf Warneckes liegt ein Glanz von Poesie!

Er aber ist, und bleibt gewiß auch, was ihm einmal Professor Ludwig Kraus als Laudator nachgesagt hat: Mittler zwischen Schöpfer und Geschöpf.



Weihnachten in der Mundart: Rudolf Lehr

Heilischowed

De Klang vun de Glocke
hewwi schun
de ganze Morje im Obr.
Awwer s isch noch
viel U(n)ruh iwveral.
Stundelang dränge sich d Leit
vor de Gschäfte.

n Bsuch hewwi noch zu mache,
schun wochelang
schiew-is vor-mer her.
Heit muß-i u(n)bedingt
dem kranke Mann
des Gschenk bringe –
s ligt mer uf de Seel.

Die Uhr schlägt viere.
Uffm Friedhof spielt
de Posaunehor
die wunnerbare alde Choräl.
s werd dunkler.
Die Grischdbääm uf de Strooße
strahle heller wie sunschd.

Die Gasse sin voller Mensche,
in de Grischdmett beere mer
die Gschicht vun de Heilisch Nacht.
Laut klinge jetz die Lieder:

O du frehliche, o du selische –
un jeder fräit sich
iwver des Fescht,
wu ääm s Herz a(n)rihrt –
vun dem aa jeder saare kam:
s scheenschde vun ganze Johr!

Aus: Fünfmol des un sell, 1981

Ein Meister der „formalen Kunstbetrachtung“

Zum 100. Geburtstag Theodor Hetzers

Guntram Brummer, Überlingen

Anders als andere Orte, am Bodensee wie im weiteren Umkreis, hat Überlingen während dieses Jahrhunderts allein drei Kunstgelehrte von Rang beherbergt: Karl Scheffler, Kurt Badt, Theodor Hetzer. Alle waren Zeitgenossen; alle haben sich auch persönlich gekannt und, grade in ihrer Verschiedenheit, respektiert, ja geschätzt – unter Gelehrten und solchen, die es sein wollen, nicht die Regel. Mindestens zwei von den dreien, Badt und Hetzer, haben überdies längere Zeit geschwankt, ob sie statt Kunstgelehrte nicht Maler werden sollten. Gaben sie dann doch der Wissenschaft den Vorzug, so behielt Lessing recht, der einmal gemeint hatte, jener „Kunstrichter“ – fügen wir ruhig bei: und Kunsthistoriker – sei der beste, der ein „verhinderter“ Künstler sei. „Verhinderung“ implizierte hier ja nicht etwa Mangel, sondern Reichtum: Eine Produktivität, die im Reproduzieren zum Vorschein kam; eine Originalität in der Deutung; ein Schöpfungstum im Verstehen.

Theodor Hetzer, seit Ende der Dreißiger Jahre dauernd in Überlingen ansässig und hier auch am 27. 12. 1946 verstorben, würde am 16. 7. 1990 hundert Jahre alt geworden sein. So scheint ein Wort des Gedenkens in der Wahlheimat begründet. Geboren war Hetzer freilich fernab von hier: In Charkow im damals noch zaristischen Rußland, Sohn eines Fabrikanten, einer von den vielen Rußlanddeutschen also, deren Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte groß, ja unersetzlich ist. Gewiß hat diese Herkunft Hetzers singuläres Verhältnis zur deutschen Sprache bestimmen helfen. Sprache war ihm ein kostbares, sorgsamer Pflege bedürftiges Gut, nicht Selbst-

verständlichkeit wie den im deutschen Sprachraum Aufgewachsenen.

Auch deshalb hat Hetzer eine Prosa zu schreiben vermocht, die unter den deutschen Kunsthistorikern vor und nach ihm selten blieb. Manche Schrift Hetzers ist jedenfalls geradezu als sprachliches Kunstwerk zu taxieren, ohne daß der Autor nun einen Anspruch auf literarische Geltung erhoben hätte. Übrigens muß man selbst keineswegs mit von der Zunft sein, um Theodor Hetzer folgen zu können. Was er sagen will, tut sich dem aufmerksamen Leser ohne Umstände kund, gleichermaßen frei von Fachjargon wie von Künstelei. So hat Hetzer, an seinem Platze, jene „mittlere Sprache“ vorweggenommen, die Hofmannsthal in Deutschland schmerzlich vermißte: Nicht zu hoch, nicht zu niedrig, weder dichterisches Idiom noch auch etwa Slang oder Dialekt, nur ein Deutsch, worin Geselligkeit sich auswirkt.

Eine Art von Heimatgefühl für den alemannisch-schwäbischen Südwesten zeigte sich bei Theodor Hetzer früh. Jugendjahre verbrachte er in der Schweiz, dann in Freiburg, in Basel erwarb er den Doktorgrad, und als er – seit dem I. Weltkrieg Dozent, aber erst seit 1935 Ordinarius der Kunstgeschichte in Leipzig – einen zweiten Wohnsitz suchte, einen Ort der Stille und der Sammlung, die Gedanken gedeihen läßt, wählte er ihn mit Bedacht am Bodensee. Die Landschaft hier war Hetzer – so das Zeugnis eines Freundes, der es wissen mußte, Friedrich Klingners – gemäß wie wenige, und Hetzer wünschte ihr zu vergelten, was er von ihr zu empfangen glaubte: In seiner großen Abhandlung „Vom

Plastischen in der Malerei“ (1938) hat er außer an der Wieskirche und am Schloß von Bruchsal an der Birnau demonstriert, wie der Barock der kräftigsten Form gern auch die stärkste Farbe beigesellte. Natürlich zog Hetzer ferner der Nähe Italiens wegen an den Bodensee; denn der italienischen Kunst galt sein Schaffen vor allem, von Giotto über Raffael bis zu den drei späten Venezianern G. B. Tiepolo, Canaletto und Guardi.

1929 war Hetzer mit einer Untersuchung „Das deutsche Element in der italienischen Malerei des 16. Jahrhunderts“ hervorgetreten, und zeitlebens hielt er an der Gewißheit fest, Italien habe Deutschland nicht weniger zu verdanken als dieses jenem. Hetzers glanzvoller Aufsatz „Die schöpferische Vereinigung von Antike und Norden in der Hochrenaissance“ (1935) ist ebenso Beschreibung jenes nur zu oft verleugneten Nord-Süd-Gefälles. Freilich vergaß gerade Hetzer darüber nie, daß die beiden deutschen Künstler, die er als die größten rühmte, Dürer und Goethe, erst in und durch Italien wurden, was sie waren. Schon darum hat Hetzer Dürer stets besonders geliebt. Seine dem Nürnberger Meister geltenden Studien – „Dürers deutsche Form“ (1934), „Dürers Bildhoheit“ (1938), „Dürers Bildnisse“ (1938) oder „Über Dürers Randzeichnungen im Gebetbuch Kaiser Maximilians“ (1941) – offenbaren denn auch, daß selbst ein Dürer Fremdes benötigte, um Eigenes hervorzubringen.

An einer Beobachtung Goethes in Venedig 1787 aber ist Hetzer der Sinn für das Kolorit der Venezianer aufgegangen, im Grunde eine einzige Transsubstantiation von Licht und Luft über den Gewässern der Lagunenstadt. Wieder einmal hat hier ein älteres Buch ein jüngeres gezeugt: Hetzers Monographie über Tizian mit dem Untertitel „Geschichte seiner Farbe“ (1935), die in der Kunstwissenschaft dann geradezu Epoche gemacht hat, weil sie das Kolorit eines Malers historisch zu sehen und zu deuten unternahm, gäbe es wohl nicht ohne Goethes „Italienische Reise“.

Theodor Hetzer rangiert innerhalb der Geschichte der neueren Kunstwissenschaft als ein Begründer der „formalen“ Kunstbetrachtung. Tatsächlich wollte Hetzer zeigen, wie Kunstwerke – Bilder, doch auch Architektur – „gemacht“ und „beschaffen“ sind. Ikonographie und Ikonologie, also die Erschließung tieferen Sinns, verborgener Bedeutung hat er nicht zuallererst betrieben. Farbe etwa interessierte Hetzer stets mehr als Klang denn als Symbol.

Mit solcher Enthaltensamkeit mag es zusammenhängen, daß Hetzers Werk zwar Spezialisten wohl bekannt, einem breiteren Publikum aber noch immer wenig, zu wenig, geläufig ist; haben hierzulande nach 1945 doch gerade Ikonographie und Ikonologie triumphiert, gewiß auch Akte überfälliger „Wiedergutmachung“ – wie am deutschen Geist so an den vorher verjagten und verfemten jüdischen Gelehrten, die jene entwickelt hatten. Der Totalität eines Kunstwerks kommt man indessen auf einem einzigen Weg nicht bei. Im Anblick des Vollendeten dürfte nur eine Symphonie der Methoden genügen. Wer will, kann sich dabei jetzt wieder auf die Arbeiten von Theodor Hetzer stützen – lange vergriffen, seit 1982 jedoch in einer insgesamt neun Bände umfassenden Reihe neu ediert, wovon bis dato sechs erschienen sind, einsame Leistungen einer Kunsthistorikerin aus Überlingen, Gertrude Berthold.

Bibliographische Notiz

Die Schriften Theodor Hetzers hat Gertrude Berthold zweimal gesammelt: Zunächst in Auswahl, „Aufsätze und Vorträge“ betitelt (2 Bände, Leipzig 1957).

Sodann als eine Art Gesamtausgabe, nunmehr unter dem Titel „Schriften“ (9 Bände, Stuttgart und München, bzw. Stuttgart 1982 ff.). Hiervon liegen bis jetzt sechs Bände vor, und zwar wie folgt: I „Giotto – Grundlegung der neuzeitlichen Kunst“ (1982); II „Die Bildkunst Dürers“ (1982); III „Das Ornamentale und die Gestalt“ (1987); V „Rubens

und Rembrandt“ (1984); VI „Italienische Architektur“ (1990); VIII „Venezianische Malerei“ (1985).

Unübertroffen, wohl auch unübertrefflich die „Gedenkrede auf Theodor Hetzer“, die der Latinist Friedrich Klingner, ein Leipziger Fakultätskollege und Freund, am 15. Januar 1947 in der Universität Leipzig gehalten hat. Erstmals abge-

druckt in „Beiträge zur geistigen Überlieferung“ (Godesberg 1947), 415–435. – Eine Summe dauernder Beschäftigung mit dem Gegenstand bedeutet der Aufsatz „Theodor Hetzer. Gedanken zu seinem Werk“ von Gertrude Berthold, publiziert in der „Festschrift Kurt Badt zum siebzigsten Geburtstage. Beiträge aus Kunst- und Geistesgeschichte“ (Berlin 1961), 292–300.



E. Schleith Schwarzwaldlandschaft mit großer Wolke, Oel



Gedenkstein für Ernst Schleith an der Kleinen Wiese in Wieslet

Erinnerung an den Markgräfler Maler Ernst Friedrich Schleith

– zu seinem 50. Todestag –

Ludwig Vögely, Karlsruhe

„Wer die farbendurchrauschte und beschwingte Weite des Rheintales hinter sich läßt, auch dem noch weltoffen und großzügig zu nennenden Markgräflerland, dem Großen Wiesental – Heimat und Schaffensstätte eines Daur, Glattacker, Strübe-Burte – den Rücken kehrt, wer sich von dem schon fester ans Herz des Gebirges geschmiegt Städtchen Schopfheim an ganz dem Zug der in Schöne und Gewalt aufblauenden Belchenvorberge überläßt, dem wird es bald aufgehen, daß auch hier, in dem schmalen, von den emsigen Wassern der Kleinen Wiese durchrauschten Tälichen die Landschaft gewillt ist, ihre eigentümliche Sprache zu reden.“ So konnte die Dichterin Hedwig Salm, selbst eine Tochter des Kleinen Wiesentales, noch 1935 schreiben. Und sie fährt fort: „Wahrhaft, in dieser Landschaft, die gesättigt ist von ihrer eigenen Melodie, die sich hinzieht von Wiesengrund zu Wiesengrund, die, zwischen wegelagernd vorgestoßenen Sphinxatzen ruhender Bergleiber eingeklemmt, sich zuweilen mühsam behaupten muß, dabei doch immer ein wenig neu schenkend, in dieser scheinbaren Weltferne müssen wir den allzu Zurückgezogenen suchen, wollen wir seine nähere Bekanntschaft machen.“ Und diesem „allzu Zurückgezogenen“, dem Maler Ernst Schleith, gelten diese Erinnerungszeilen.

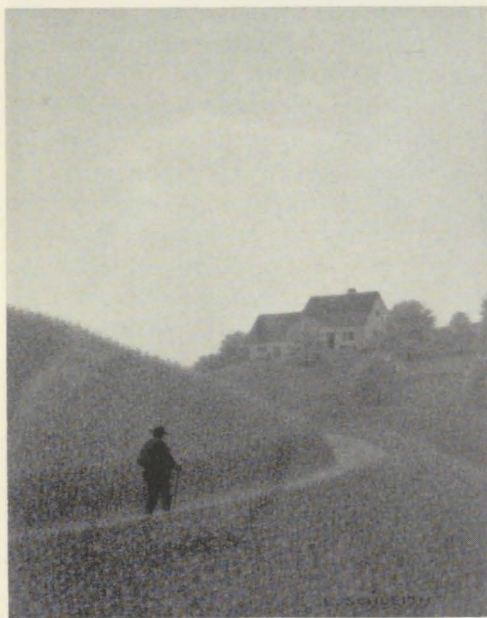
Was Hedwig Salm in dichterischer Sprache über die Heimat des Malers aussagt und uns hineinführt ins Kleine Wiesental, muß man in sich aufnehmen, um Ernst Schleith verstehen zu können, weil bei ihm Heimat und Schicksal untrennbar miteinander verknüpft sind.

Ernst Friedrich Schleith wurde am 23. Mai 1871 in Wieslet bei Schopfheim im Kleinen Wiesental geboren. Das Geburtshaus ist längst der Spitzhacke zum Opfer gefallen, jenes Haus, in dem die Eltern einen kleinen Laden unterhielten. Der Vater Andreas Schleith war vielseitig tätig. Er betrieb eine kleine Landwirtschaft, war passionierter Imker und Jäger, ein in vielen Sätteln geschickter Mann. Die Mutter Maria Katharina geb. Oßwald stammte aus Wies. Sie war eine tiefgründige Natur, oft von leichter Schwermut befangen. Von ihr hatte Ernst Schleith – umgekehrt wie bei Goethe – des „Lebens ernstes Führen“, die Seite seines Wesens, die das Leichte, das Anpassungsfähige, die heitere Seite der Lebensauffassung nicht gut vertrug. Daß er die Mutter mit elf Jahren verlor, war ein Schlag, der seinen Weg zeitlebens beschattete. Sie fehlte ihm in den kritischen Situationen seines Lebens mit ihrem mütterlichen Rat. Parallelen zu dem Landsmann Johann Peter Hebel aus dem Nachbarort Hausen tun sich da auf. Besonders dann, wenn man daran denkt, daß auch Schleith im Alter von noch nicht 16 Jahren die Heimat verlassen mußte, um in Karlsruhe die Kunstgewerbeschule zu besuchen. Das war das Schicksal der begabten Buben aus dem ländlichen Raum, das Verlassenmüssen der Geborgenheit der Familie und das Reisen in eine fremde Welt, um ihre Talente zu fördern und auszubilden.

Ernst Schleith war schon in der Schule durch sein hohes Zeichentalent aufgefallen, man nannte ihn bald den „Chunschtmoler“. Wohl dem Schüler, der dann Lehrer hat, die seine



E. Schleith Gresgen, Oel



E. Schleith Der Wanderer, Bleistift

Begabung zunächst erkennen, dann fördern und durch viele Jahre hin helfend begleiten. Schleith hatte einen solchen in Konrad Thiemig, der zusammen mit Pfarrer Schweikhardt den verständnisvollen Vater überzeugte, daß der Sohn zur Ausbildung nach Karlsruhe gehen müsse. Mit Hilfe von Stipendien besuchte nun Ernst Schleith die Kunstgewerbeschule, erhielt eine gute Ausbildung und erwarb gründliche Kenntnisse im Zeichnen, Aquarellieren und Porträtieren. Schließlich holte ihn Direktor Götz von der Kunstgewerbeschule für zwei Jahre in sein eigenes Atelier und bezahlte ihn so, daß Schleith leben konnte. Der Kontakt zur Familie in der Heimat riß nie ab, der Vater hatte inzwischen die Schwester seiner verstorbenen Frau geheiratet, Schleith brauchte diesen, er war für ihn lebensnotwendig, ebenso die Aufenthalte in der Heimat während der Ferien.

Aufgrund seiner Leistungen wurde Ernst Schleith im Oktober 1892 in die Karlsruher Kunstakademie aufgenommen. Mit ihm studierten damals u. a. Hauelsen und der später in Ötlingen seßhaft werdende Hermann Daur. Schleith erhielt in den Professoren Ernst Schurth, Carlos Grethe, Leopold Graf Kalkreuth und Robert Pötzelberger hervorragende Lehrer. Prof. Schurth leitete die Zeichenklasse und das Aktzeichnen. Die Absolvierung der Zeichenklasse war Voraussetzung, um in die Malklasse zu kommen. Schurth hatte anfangs der 80er Jahre die Assistenz an der sog. Antikenklasse und war von 1885 an bis zu seinem Tode Lehrer der Figurenmalerei. Prof. Carlos Grethe leitete die Malklasse. Er war ein ungemein guter Lehrer, der sachlich und ruhig seine Schüler unterrichtete. Er war selbst zuvor Assistent und Professor an der Kunstgewerbeschule gewesen. Grethe war, das war z. B. für Daur ausschlaggebend, vor allem dem Meere und dem Leben an der Küste zugetan. Seine Studierenden lernten von ihm die großzügige Vereinfachung der Formen und Farben, den Gebrauch abgewogener Farbwerte. Diese

farbigen Flächeneindrücke kamen vor allem den Kohlezeichnungen und lithographischen Drucken sehr zugute. Graf v. Kalckreuth war ein großzügiger Lehrer, der ein gutes Verhältnis zu seinen Schülern hatte, was damals durchaus nicht selbstverständlich war. Er war vielseitig anregend, besonders im Technischen, denn er beherrschte die Malweise, die dem Vorwurf und Zweck des Kunstwerkes angepaßt war und deren vielfältige Ausdrucksmöglichkeiten. Kalckreuth war ebenso ein Meister der Radierung und des Steindruckes. Mit Schleith studierten damals Hans Adolf Bühler und Hermann Strübe-Burte bei Kalckreuth. Prof. Pötzelberger war ein trefflicher Lehrer für die Landschaftsmalerei. Er förderte das Landschaftszeichnen im Freien und besaß die Fähigkeit, seinen Schülern das Komponieren des Bildwerkes nahe zu bringen. Damit übte er auf Schleith den größten Einfluß aus.

Schleith hatte also vorzügliche Lehrer, eine ebensolche Ausbildung, die Grundlagen also, die aus ihm einen anerkannten Maler hätten werden lassen sollen. Leider war dies nicht der Fall, wie noch zu beweisen sein wird. Schleith war nach in München verbrachten Semesterferien auch Schüler Hans Thomas. Dieser war als Lehrer insofern problematisch, weil sein künstlerisches Gewicht vielen seiner Schüler den Stempel aufdrückte und sie es daher schwer hatten, ihren eigenen Stil zu finden. Die Zusammenarbeit Thoma-Schleith war daher nicht sehr fruchtbar, der junge Maler stand mehr unter anderen Einflüssen, die von Böcklin, Leibl oder Menzel ausgingen.

Schon während seiner Studienzeit kam ein Wesenszug Schleiths immer mehr zum Vorschein, der sich später stärker ausprägte und den Hedwig Salm, die ihn aus verwandter Seele am besten charakterisiert hat, so deutete: „Frühzeitig machte sich bei dem empfindsamen Alemannen ein Zug von grüblerischer Schwermut . . . geltend, und schon während seiner Studienzeit mochte er es, allzu gewis-

senhaften Gemütes, vielleicht zuweilen dadurch empfunden haben; er ist, trotz allen inneren Feuers . . . kein eigentlicher Stürmer und Dränger, kein geniegetriebener Bohemien, kein lockerer Vogel, der das Seine im Blauen und im Fluge findet. Nein, er ist kein Überschwämmer, sicherlich nie ein Sorgloser, und darum vielleicht auch nie ganz jung gewesen.“ Und sie fährt fort: „Die fruchtenden Goldkörner reifer und eigenartiger Kunst kann ihm erst der treue und verlässlich Heimatboden geben.“

Zunächst war Schleith die Rückkehr zu „dem verlässlichen Heimatboden“ nicht möglich. Er ging nach Halle a. d. Saale und eröffnete eine Privatmalschule für Damen, die natürlich nicht florierte, weil Schleith in seiner Gewissenhaftigkeit viel zu viel Zeit für diese Tätigkeit aufwandte. Nein, ein Kaufmann war er nie! Und schon hier begann eigentlich der Kampf ums reale Dasein, den er bis zu einem Lebensende führen mußte. 1902 kehrte Schleith wieder zurück nach Karlsruhe und wurde für kurze Zeit noch einmal Schüler bei Hans Thoma. Aber er mußte an Verdienst denken, und so gab er



E. Schleith Im Hochwald, Bleistift



E. Schleith Heimkehrender Mäher, Farbstift

Privatunterricht für junge Leute zur Vorbereitung auf die Aufnahme in die Akademie. Dadurch lernte er Persönlichkeiten kennen, die ihn auf ihre Weise unterstützten durch eine Art unaufdringliches Mäzenatentum, so den späteren Dr. Hans Grether aus Lörrach, der ihm einen halbjährigen Aufenthalt in Rodenburg im Odenwald ermöglichte. Auch da packte Schleith wie zuvor in Halle starkes Heimweh, und endlich konnte er 1906 heimkehren. Er wohnte bei seinem Bruder in Schopfheim.

Noch einmal nahm Ernst Schleith einen Anlauf zu seiner Weiterbildung als Maler. Wie auch Daur ging er 1906/1907 nach München zu Prof. Hölzel, der eine bekannte „Malschule“ leitete. Bei diesem lernte man, den „Pinsel zu gebrauchen“, und Hölzel brachte seinen jungen Kollegen das richtige Empfinden für Farbe und Komposition bei. Nach seiner Rückkehr verbrachte Schleith den Sommer meist in Hottingen auf dem Hotzenwald, ermöglicht durch seinen Förderer Dr. Schenck von Rickenbach, den Winter aber im heimatischen Schopfheim.

Das Schicksal hatte für Ernst Schleith wirklich keine heiteren Lose bereit, wenn es zunächst auch danach aussah. 1910–1912 bezog er ein eigenes Atelier in Karlsruhe, voller Hoffnung, nun doch ein geachteter und anerkannter Maler zu werden. Da wurde er schwer krank und kehrte „arm am Beutel, krank am Herzen“, um Goethe zu zitieren, ins Kleine Wiesental zurück, wo er bei seinem alten Lehrer Thiemig in Wieslet langsam wieder genas. Und man könnte mit Goethes „Schatzgräber“ weiter sagen: „Armut ist die größte Plage“, und das ist für Schleith wörtlich zu nehmen. Lassen wir Hedwig Salm noch einmal zu Wort kommen: „Und Schleith trägt von seiner endgültigen Rückkehr an die Fesseln seines oft bedrückenden Alltags, er erträgt die ungeheure Intensität und zuweilen brutale Abstandslosigkeit der Landschaft, der im tiefsten Grunde Einsame und Sehnsuchtsvolle erträgt aber auch auf der anderen Seite auch den ganzen ungeheuren Reiz der heimischen Scholle, mit ihren wuchtenden Wäldern, ihren duftigen Wiesengründen, ihren einsamen Höhen . . . , er

lechts nach Farben und ... greift nun zum billigeren Instrument des Bleistiftes.“ Der Fehlschlag in Karlsruhe bedeutete in Schleiths Künstlerleben den endgültigen Bruch. Wo eine Kämpfernatur sich aufgegrafft hätte, resignierte er. Der Weg zur Anerkennung in der breiten Öffentlichkeit war zu Ende, der Höhenflug in die Weite fand nicht mehr statt.

Was aber Schleith mit dem Bleistift leistete – auf Farbe und Leinwand mußte er aus Geldmangel weitgehend verzichten – war ganz außerordentlich. Er wurde mit seiner Sehnsucht nach Farbe im Herzen zu einem Meister der Zeichnung. Das sieht man seinen Blättern an, seinen Willen zur Bildmäßigkeit und Geschlossenheit. Als die Malutensilien während des I. Weltkrieges immer knapper wurden, führte dies zu Schleiths am meisten bekannt gewordenen „Bleistiftbildern“, besser „Bleistiftgemälden“, die in ihrer Art einmalig sind. Schleith erreichte durch die sorgfältige Abstufung der Töne eine weiche Farbigkeit der Grautöne des Stiftes. Er trifft die Naturstimmungen durch diese Schattierungen und den malerischen Einsatz des Stiftes hervorragend, erreicht teilweise eine harmonische Vollkommenheit, die erstaunlich ist. Über vielen Blättern liegt eine stille Schwermut, und in ihren besten Stücken wird Heblerscher Geist spürbar, so in der Zeichnung zu des Dichters „Vergänglichkeit“ oder in dem hier wiedergegebenen „Wanderer“. Diese Zeichnungen spiegeln auch die Bindung Schleiths zu seiner Heimat wider, die ihn zum Kunder ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit werden läßt, und sei es auch nur mit Hilfe seines Bleistiftes.

Im I. Weltkrieg wurde Schleith 1917 Soldat und wohnte ab 1919 dauernd in Wieslet, wo er im Dachgeschoß der Volksschule seine Bleibe hatte. Dies wurde nun sein Stützpunkt, von dem er seine oft langen Wanderungen unternahm, nach Schächtenhaus, Hofen, Elbenschwand, Bürchau, Schweigmatt, Schönau oder öfter nach Gresgen, wo er im

Hotel „Löwen“ in Frau Brunner eine Wirtin fand, die ihn verköstigte und ihm Herberge gab. Schleith, der ja kaum Geld hatte, ließ dafür, wie auch anderswo, ein Bild zurück, heute ein feiner Besitz. Für seine materielle Lage ist der Spendenaufruf bezeichnend, welchen seine Freunde anlässlich des 60. Geburtstages des Malers im Mai 1931 erließen. Es soll als Zeitdokument im Ausschnitt hier folgen. Nach einer kurzen Einleitung fährt die Einladung fort:

„Über ihn (Schleith) schrieb gelegentlich der Oberbadischen Gewerbe- und Kunstausstellung der Maler und Dichter Hermann Strübe-Burte im Jahre 1925: ‚Weniger bekannt und begünstigt als Daur ist Ernst Schleith aus Wieslet, eine empfindsame, grüblerische Natur. Er hat schon frühe technisch hervorragende Aquarelle geschaffen, Stimmungslandschaften und treffliche Bildnisse; von äußeren Hemmungen nicht verschont, ringt er ernst und tief um seine Kunst, ein Könnner, dem Aufgaben gestellt und Aufträge gegeben werden sollten. Rein als Maler gewertet, steht er Daur nicht nach.‘“ Dann wird aus einer Besprechung im „Markgräfler Tagblatt“ von Karl Seith zitiert:

„Ein Überblick über das Schaffen Ernst Schleiths zeigt, daß er zu keiner Zeit seinem Wesen untreu geworden ist. Keine Modeströmung, keine noch so moderne Kunstrichtung vermochten ihn von seinem Wege abzubringen. Nicht einmal die augenscheinlichste Not des täglichen Lebens. Sie konnte ihm wohl Leinwand, Oel und Farbe nehmen, aber nicht das letzte und einfachste Mittel aller Kunst, den Zeichenstift. Es ist unserem Maler nicht leicht gefallen, auf die Ausdrucksmöglichkeit durch die Farbe zu verzichten; nichts vermag diese Wahrheit besser zu verdeutlichen als die zahlreichen Bleistiftzeichnungen seiner letzten Jahre. Sie wirken farbig, und diese Wirkung wird erreicht durch eine bis ins kleinste sorgsam abgewogene Abstufung der Töne.

Ein Kunstschaffen unter solchen Umständen aber muß geradewegs wieder zum Malen mit Farben hinführen, und wir möchten es aufrichtig wünschen, daß diese Zeit nunmehr gekommen ist, besonders im Hinblick auf seine Porträts und die Landschaften größeren Formats.“

Nun folgt der Hauptgrund des Aufrufes, dieser fährt fort: „Diese Zeit des Malens ist aber leider auch jetzt noch nicht in dem Maße gekommen, wie es einerseits vom Künstler selbst und andererseits nach obigen beiden Äußerungen allgemein gewünscht und erwartet wurde. Insbesondere im badischen Oberlande, dem hauptsächlichen Wirkungs- und Bekanntenkreis Ernst Schleiths, ist bekanntlich die finanzielle Lage statt besser immer schlechter geworden, so daß weder erhebliche Aufträge erteilt wurden noch Schleith im Besitze der Mittel war, um größere Gemälde zu schaffen in der Erwartung, dieselben zu einem auch nur einigermaßen annehmbaren Preise verkaufen zu können. So kam es, daß Ernst Schleith nicht nur gehindert war, das so ersehnte Malen wieder aufnehmen zu können, sondern daß die Quelle seines beruflichen Einkommens zu versiegen droht, und er der Not preisgegeben ist. Aus diesem Grunde haben sich eine Anzahl Freunde seiner in unserer heimatlichen Erde wurzelnden Kunst zusammengetan, um seiner Not zu steuern.“

Der Aufruf hatte so viel Erfolg, daß Schleith zu seinem Geburtstag eine ordentliche Gabe überreicht werden konnte.

Ernst Schleith, dem nicht nur sein eigenes Wesen und sein Charakter, sondern eben die Zeitumstände die Flügel seiner hohen Begabung drastisch gestutzt hatten, machte sein Herzleiden zunehmend zu schaffen. Sein nahendes Ende hat Ernst Schleith gefühlt, das geht aus seinem letzten Brief an seinen Neffen Karl Schleith in Schopfheim hervor (hier zitiert nach Ueckert S. 136). Diese Zeilen sind erschütternd, weil sie die ganze Tragik von

Ernst Schleiths Leben und Künstlertum widerspiegeln:

„Mein tragisches Schicksal ist vielleicht nicht mehr aufzuhalten. Alle meine Zeichnungen gehören Dir und Deiner Schwester. Einige Zeichnungen sind sehr wertvoll. Zeichenlehrer Strub, Seith usw. können euch evtl. beraten. Vielleicht kauft einmal die Stadt Lörrach von diesen Zeichnungen fürs Museum. Sämtliche angefangenen Ölgemälde sind leider, leider unfertig. Sie sind zu verbrennen. Für die besten Zeichnungen sind 50 Mk. für ein Stück nicht zu viel. Sie sind also nicht zu ‚verschenken‘. Daß meine Mutter so früh starb, ist wohl die Hauptursache, daß ich soviel Leid und Unglück erleben mußte. Ich kann jetzt so schwer schreiben, meine Hand zittert immer wieder. Ich bitte deshalb, dieses Geschreibsel zu verbrennen. Ich bin eben krank und habe leider so wenig Hoffnung auf ganze Genesung. Es sind hier noch viele Zeichnungen, besonders Skizzen, Studien und Entwürfe. In drei kleinen Mappen eine Art Werdegang, ungefähr die Jahre 1895 bis 1908 umfassend. Die Ölfarben sind zu senden an Herrn Franz Kiefer, Gasthaus zum Ochsen, in Schönau. Er hat sie mir teilweise geschenkt.“ Dies ist wahrhaftig ein trauriges Testament und die bittere Bilanz eines einst hoffnungsvoll begonnenen Künstlerlebens. Der Tod ereilte ihn vor 50 Jahren am 11. Februar 1940 im Alter von 69 Jahren.

Hedwig Salm hat ihm das folgende Gedicht gewidmet, mit dem diese Erinnerungszeilen geschlossen werden sollen:

Was besch vom Lebe no verlangt?

Nit z'viel! Kei Ruehm, kei Wüb, kei eigene Herd –

*Un besch im Herzen inn doch balgt un bangt:
I schaff um's Brot – was isch my Chunst no wert?*

*Zuem Bämssel besch nit gern mehr glängt,
's het an der Freud un an de Farbe gfehlt.
Vom Leben übervortelt un üg'engt,
het 's Heimweh nonem Schöne in Der gschwehlt.*

*So hesch Du bildet mit der Gräui
vo Bleistiftsorten aller Art un Gattig;
wiß Gwülch hesch büiget wie vor's Himmels
Bläui
hoch über Tannewälder chüehl un schattig.*

*Wie fyn hesch d'Bäum un 's Gras abgmolet,
Dy Heimat 's Wiesental un 's Röttler Schloß!
Viel anders no – un s'het Di gmüeiht un dolet,
bis daß De 's gschafft hesch, eifach, woehr un
groß.*

*Du hesches gwüßt un schier druf gwettet:
E Lorbeer gunnt me Der no überm Grab –
Dy Wieslet het Di schön un würdig bettet,
schlof wohl,
Du Chünstler, Chind un eigewillige Chnab!*

Literaturangabe

Salm, Hedwig, Der Wiesentäler Maler Ernst Schleith, Ekkhart-Jahrbuch 1935, S. 49–57
Salm, Hedwig, Brunnen am Wege, alem. Gedichte, Schauenburg-Verlag, Lahr, 1954, S. 82
Ueckert, Kurt, Ernst Schleith, ein Leben für die Kunst, Ekkhart-Jahrbuch 1967, S. 129–138
Dieser Aufsatz bildet die Grundlage für den Lebenslauf Schleiths.
Freundlichst habe ich zu danken:
Herrn Karl Fritz, Fahrnau, für Hinweise und die zur Verfügungstellung des zitierten Spendenaufrufes und einer kurzen Lebensbeschreibung des Künstlers von Schleith selbst, Alle Fotos Jörg Vögely, Karlsruhe
Herrn und Frau Albiez/Brunner, Hotel „Löwen“ in Gresgen, für die Genehmigung des Fotografierens und Publizierens der Bilder von Schleith, die in ihrem Besitz sind.



Weihnachten in der Mundart: Gerhard Jung

Elektrischi Weihnachte

*E Druck uf s Chnöpfli
un alli mitenander göhn a,
wie uf Kommando.
Vierezwanzig gliichi Cherze
an einere Leitig
göhn mitenander a,
wie uf Kommando.
Des funktioniert!*

*Des isch öbis anders,
wie wo d Großmuetter
no jedis einzelni Chertzli
hät selber müesse azünde
mit em Wachsstöckli.*

*Die flackere nit
wege jedem Lüftli,
die brenne mit abe
un vertropfe no de Teppig;
die cha mer au s nächst Johr
wider bruuche
und schmecke tüen si au nit.*

*Un sicherer isch es obedri,
hät s im Radio gheiße.*

D Großmuetter tät staune!

Aus: Loset, wie wärs? (1983)

Helmut Vögtlin

– ein Gruß zu seinem 70. Geburtstag –

Ludwig Vögely, Karlsruhe



Partie an der alten Dreisambrücke in Eichstetten

Ölgemälde von Helmut Vögtlin

Seit vierzig Jahren ist der Maler Helmut Vögtlin mit dem Landesverein Badische Heimat verbunden, Grund genug, um ihm mit diesen Zeilen zu seinem 70. Geburtstag zu gratulieren.

Helmut Vögtlin wurde am 7. Februar 1920 in Bahlingen am Kaiserstuhl als Sohn eines Friseurs geboren. Deshalb gab ihn der Vater auch in die Lehre bei einem Friseur in Kollnau. Aber da schon begann die Reihe von Beschwernissen, die Vögtlin im Laufe der nächsten Jahre trafen. Er wurde krank und mußte die Lehre aufgeben. Dann kam der Krieg, wieder erkrankte er schwer für lange Zeit und mußte mit Krücken wieder gehen lernen. Aber mit der ihm eigenen Energie wurden auch diese bösen Monate überwunden. Was ihm dabei half, war sein Talent zum künstlerischen Schaffen, zur Malerei.

Schon während seiner Schulzeit wurde diese Begabung von seinem Lehrer Leitz entdeckt, und von diesem erfuhr Vögtlin erste Anregungen und erste Förderung. Er war eben einer jener Buben, die wie Glattacker in Lör-rach oder Schleith im Kleinen Wiesental immer und bei jeder Gelegenheit zeichneten. An eine weitere Ausbildung aber war nicht zu denken, der Besuch einer Kunstgewerbeschule oder einer Akademie war einfach nicht möglich. Was Vögtlin später leistete, hat er sich als Autodidakt angeeignet, und das ist aller Ehren wert.

Der junge Vögtlin holte sich Anregungen, wo immer dies möglich war. Sein Vater nahm ihn mit zu Hans Adolf Bühler auf die Sponek, mit dem er dann öfter zusammenkam. Bei ihm „stahl er mit den Augen“, und Bühler brachte ihm bei, daß vor der Farbe das Zeichnen



Opfingen am Tuniberg

Ölgemälde von Helmut Vögtlin

stehe. Vögtlin lernte den Lahrer Maler Wik-kertsheimer kennen, der ihm ebenfalls mit Ratschlägen half. Mit einer ganzen Reihe anderer bekannter Maler nahm Vögtlin Verbindung auf, er ist auch heute noch in dieser Beziehung außerordentlich lebendig, und von allen hatte er Gewinn. Er besuchte Ausstellungen bis hinunter nach Karlsruhe und trat früh dem Freiburger Kunstverein bei. Was er dort sah, förderte ebenfalls seine künstlerische Sicht und Entwicklung. Vor allem wurde Vögtlin sensibilisiert für Bildaufbau und Farbgebung, für das Finden von Motiven und Themen. Er aber verschrieb sich dem Dorf und der heimatlichen Landschaft. Mit dem Fahrrad und später mit dem Moped erfuhr er sich das Markgräflerland, den Breisgau und natürlich den Kaiserstuhl. Er zeichnete die alten Winkel der Weindörfer des Kaiserstuhls, die reich davon waren. Diese Winkel, Häuser und Brücken existieren heute zum großen Teil nicht mehr, die Wohlstandszeit ist über sie hinweggegangen. So haben diese Bilder heute auch einen dokumentarischen Wert. Es entstanden Ölgemälde vom

Tuniberg, vom Belchen und Herzogenhorn und von malerischen Partien im Elsaß, Ergebnisse von Fahrten, die über die engere Heimat hinausreichten. Vögtlin ist ein guter Zeichner, dies beweisen die vielen Bleistiftzeichnungen und seine kolorierten Federzeichnungen. Er versah damit u. a. Kalender für Bahlingen, Meringen und Eichstetten, wo der Maler heute mit seiner Familie wohnt.

Helmut Vögtlin nennt sich Heimatmaler, und das ist in seinem Falle kein abwertender Titel, sondern er ehrt ihn und ist gleichzeitig Ausdruck seiner Bescheidenheit. Er lebt für und von der Heimat. Und das empfinden die Landsleute. Sie kommen zu ihm und bestellen Zeichnungen und Gemälde von ihren Häusern und Dörfern für mancherlei Gelegenheiten. Sie kommen zu ihm und kaufen keine billigen Drucke in den Warenhäusern, und das ist eine feine Sache. So hängen die Bilder Vögtlins in den Stuben von Lahr bis Basel, sie wanderten mit nach Frankreich, den USA und sogar nach Afrika als ein Stück gestalteter und liebenswerter Heimat.

Rebell in „Himmlischer Landschaft“:

René Schickele (1883–1940)

Horst Ferdinand, St. Augustin

Das Schicksal des Dichters René Schickele ist es heutzutage, bei vielen Gelegenheiten als alemannischer Vorkämpfer der deutsch-französischen Freundschaft gepriesen zu werden:

seje mr net boshaft

*denn sie haben Dich ja nun endlich gefunden
und was sagst Du zu Deiner jetzigen Propheten-
rolle*

und daß heute

wo Dich keiner mehr liest

*aus Deinen Utopien Kraftfutter wird
für elsässische Spätentwickler?*

fragt André Weckmann, der Schickele gewiß am unmittelbarsten benachbarte der heutigen elsässischen Poeten in einem die Lebenswelt des Dichters und die jetzigen Zustände im „Landel“ bündig und scharf umreißenden Gedicht „Salut René“¹). So mag es heute, fünfzig Jahre nach dem einsamen Tod Schickeles in der Provence, an der Zeit sein, „heute wo Dich keiner mehr liest“ wenigstens Leben und Werk des Vielzitierten einmal kurzgefaßt im Zusammenhang zu skizzieren.

In der Tat war der alemannische Vorkämpfer mit der Heimat Erde rechts und links des Oberrheins zeitlebens aufs engste verbunden, verstand aber „alemannisch“ nicht als Parole des politischen Kampfes (wie dieses Wort insbesondere nach 1871 und nach 1940 interpretiert wurde, am provokativ-auffälligsten durch den Titel der Freiburger NS-Po-

stille während des „Dritten Reiches“, „Der Alemanne“) und war „sehr feinhörig für das Unsolide, Aufgedonnerte an diesen germanisch-alemannischen Spekulationen“²). Er war weder Deutscher noch Franzose, sondern zuerst und zuletzt Elsässer: „Ich bin ein deutscher Dichter, gallisch-germanischen Geblüts, das in den Formen der deutschen Sprache austreibt, ein Fall wie Gottfried von Straßburg auch – dreifache Verbeugung vor dem unerreichbaren Ahnen! –, den doch auch keiner zu ‚annektieren‘ oder ‚desannektieren‘ gedenkt. Gestern deutscher, heute französischer Staatsbürger: ich pfeife darauf“ (1920)³). Es war nur folgerichtig, daß der Dichter nach dem ersten Weltkrieg von den Franzosen als Renegat und von den Deutschen als Deserteur betrachtet wurde. W. Oeftering, Verfasser der „Geschichte der Literatur in Baden“ (1939), widmet Schickele nur eine einzige Zeile seines umfangreichen Werks; unter der Rubrik „Markgräflerland“ erfährt man, daß auch der „abtrünnige Schickele“ den Zauber Badenweilers empfunden habe. Man kann in einem germanistischen Seminar darüber disputieren, inwieweit Schickeles Werk zur „Literatur in Baden“ gehört; aber ein bedeutender Teil des damals – 1939 – so gut wie abgeschlossen vorliegenden Werkes war in Baden entstanden: Oeftering straft die 9 Romane, 4 Dramen, die vielen Essays, Gedichtsammlungen und Erzählungen Schickeles mit Nichtachtung, und das schneidende Adjektiv „abtrünnig“ ist Ausdruck seiner tiefen Verachtung für den – in damaliger Terminologie – Landesverräter,

der es gewagt hatte, kurz vor Ausbruch der Hitlerherrschaft das Land zu verlassen. Am 11. 12. 1933 prophezeite Schickele: „Wenn es Goebbels gelingt, unsere Namen von den deutschen Tafeln zu löschen, sind wir tot. . . . Schon die nächste Generation wird nichts mehr von uns wissen.“ Die trübselige Voraussage sollte sich leider in bezug auf Schickele vollinhaltlich erfüllen; während anderen, berühmteren Autoren nach 1945 die Re-etablierung in Deutschland gelang, ist der Dichter heute zwar nicht gerade vergessen, in Frankreich aber so gut wie unbekannt, im Elsaß kennen ihn einige Eingeweihte, andere höchstens dem Namen nach, bei einigen ist er auch nach wie vor umstritten, und in Deutschland ist die einmal erwartete „Schickele-Renaissance“ (A. Finck) ausgeblieben.

Im Elsaß (1883–1904)

Begonnen hatte der wechselvolle Lebenslauf des Dichters am 4. August 1883 in einer der schönsten Lauben des blühenden elsässischen Gartens, in Oberehnheim (Obernai) nahe dem elsässischen Nationalheiligtum, dem Odilienberg. Hier, und später in der Schule in Pfalzburg, Zabern und Straßburg, wurde für den Heranwachsenden die Problematik des Spannungsverhältnisses zweier Völker an ihrer kulturellen Grenzscheide früher faßbar als für die große Mehrheit seiner elsässischen Stammesgenossen: der strenge Vater – Polizeikommissar, später Weingutsbesitzer Jacques Antoine Schickele (1847–1924) – stammte aus alter elsässischer Familie, während die herzliche, gemütvollere Mutter – Marie Elise geb. Féraud (1847–1925) – aus einer der 1871 abgetretenen französischsprachigen Gemeinden nördlich Belforts kam; ihr Leben lang sprach sie kein Wort Deutsch. So war die Zweisprachigkeit für den jungen Schickele etwas ganz und gar Selbstverständliches. Die große Mehrheit seiner Landsleute sprach damals nur Deutsch oder „Ditsch“.

Schon in der Schulzeit am Bischöflichen Gymnasium in Straßburg (1893–1901) entstanden erste literarische Versuche. Das rasche und bald stürmische Temperament begann sich schnell zu entfalten; jeder Art von Zwang und Autorität stand schon der Penäler trotzig aufbegehrend gegenüber, und dabei ist es denn auch zeit seines Lebens geblieben. Ein nicht geringes Sendungsbewußtsein, das immer die Resonanz Gleichgestimmter forderte, fand eine erste Realisierung in der zusammen mit O. Flake (1880–1963) und E. Stadler (1883–1914) herausgegebenen Zeitschrift „Der Stürmer“; Schickele war zu dieser Zeit 19 Jahre alt. Etwa 1902 hatte er den drei Jahre älteren Flake kennengelernt, mit dem ihn enge Freundschaft verband, die allerdings von den beiderseitigen Eltern mit Mißtrauen betrachtet wurde. Flake berichtete in seinen Lebenserinnerungen⁴⁾, der Vater Schickele habe ihm, Flake, „die Schuld an dem unregelmäßigen Treiben des Sohnes“ gegeben, und später hieß es gar nach einem losen Streich der beiden Freunde in einem Brief von Vater an Sohn: „... und wird derselbe (Flake) meine Schwelle nicht mehr überschreiten“. Dazu kamen heftige Auseinandersetzungen mit dem Vater, der auf einer geregelten Ausbildung des Sohnes bestand – aber dieser verließ das Gymnasium in Unterprima, nachdem er, nach eigenem Zeugnis, „mindestens 4 Monate im Jahr geschwänzt hatte“. Es gelang ihm, sich in Straßburg zu immatrikulieren (Naturwissenschaft, Philosophie), aber Flake kann ihn sich als Hörer nicht vorstellen, und er selbst schreibt später: „Die Universitäten München, Paris und Berlin sahen mich flüchtig in ihren Räumen auftauchen.“ Unter derart bewegten äußeren Umständen vollzog sich die Edition des „Stürmers“ – mit dem anspruchsvollen Untertitel „für künstlerische Renaissance im Elsaß“ –, eines Sturm- und Drangerzeugnisses junger Leute, die von rebellischem Geist erfüllt waren und „eine fortschrittliche, europäische Gesinnung, eine



René Schickele

Synthese französischer und deutscher Kultur anstreben“⁵). Die Zeitschrift brachte es auf neun Nummern und wurde 1903 unter dem weniger revolutionären Titel „Der Merker“ fortgeführt, fand aber nach drei Nummern ein tragikomisches Ende. In der dritten Ausgabe war Wilhelm II. als Scharlatan bezeichnet worden (was sicher viele Elsässer damals für so grundfalsch nicht hielten); die Num-

mer wurde wegen Majestätsbeleidigung beschlagnahmt, und gleichzeitig wurde einer der Herausgeber (Pagel) als Garderobendieb überführt. Er entwich und verübte Selbstmord. Auch Schickele und Flake, die an der Affäre keinerlei Anteil hatten, verließen Straßburg ziemlich eilig, hinterließen einen Schuldenberg (den Flake viel später abtrug) und reisten nach München, dann nach

Berlin (1904–1909),

wo Schickele verstand, sich als Herausgeber einer Zeitschrift „Das neue Magazin für Literatur“ einen Namen in den interessierten Kreisen der Reichshauptstadt zu machen. Das Blatt ging aber nach wenigen Monaten ein, und Schickele mußte sich als Journalist mit Gelegenheitsarbeiten durchschlagen. Die frühen – und späten – Jahre des Dichters waren durch ewige Geldnot und das buchstäblich zu verstehende Leben von der Hand in den Mund gekennzeichnet; die Gratisbrötchen bei Aschinger waren mehr als einmal die letzte Rettung. Später – aber da war er schon als Journalist arriviert – bildeten ausgedehnte Schiffsreisen (1906 und 1908 nach Italien, 1913 nach Ägypten, Indien und Griechenland) eine angenehme Unterbrechung der Bohème; die Gesellschaften gaben bei jeder Reise einige Kabinen an „eingeführte Literaten“ (Flake) ab, die dafür werbewirksame Reiseberichte schreiben mußten. Schickele war Gast der Hapag und lieferte Berichte für die „Frankfurter Zeitung“. – 1904 heiratete er Anna geb. Brandenburg (1883–1973), die ihm zwei Söhne schenkte.

Paris – Straßburg (1909–1913)

Als für den Werdegang des Dichters entscheidende Periode sind die beiden Jahre in Paris (1909–1911) anzusehen, wo er sich als Korrespondent elsässischer Zeitungen betätigte und vom geistigen und politischen Leben der französischen Metropole tief beeindruckt wurde. Die dortigen – und früheren – Erfahrungen ließen ihn zum (Links)pazifisten werden: „Schickele ist immer gegen die Gewalt und für den Frieden, gegen den Nationalismus und für Europa, gegen die Konflikte, denen er durchaus zu begegnen weiß, und für die Harmonie, für die Synthese“⁶). Die Reputation, die er sich mit seinen Berichten erworben hatte, veranlaßte die Berufung zum Chefredakteur der „Straßburger Neuen Zeitung“.

Als Journalist war er nun angesehen und konnte sich, von dieser einigermaßen gesicherten materiellen Plattform aus, zunehmend der Verwirklichung seiner literarischen Pläne widmen. Nur, – nachdem er noch in Paris „Journalist mit Leib und Seele“ gewesen war, flaute das Interesse bald merklich ab: „Obwohl ich in Straßburg unter den günstigsten Umständen arbeitete, hatte ich von dem Zeitungsbetrieb bald genug.“ Das Gewicht von Poesie und Dichtung, mit denen er sich ja nur nebenbei befassen konnte, erwies sich auf den Waagschalen seines Lebens als ausschlaggebende. Auch das aktive Interesse an der Tagespolitik – „er war mit Leidenschaft und Blitz Politiker“ (N. Jacques) – ließ nach; noch 1911 hatte er mit dem Gedanken einer Reichstagskandidatur gespielt, der sich aber wegen des noch nicht erreichten Mindestalters (30) nicht umsetzen ließ.

In Berlin, der Schweiz und am Bodensee (1913–1922)

Da brach der erste Weltkrieg aus. Der 31jährige Schickele war, glücklicherweise, militäruntauglich (lebenslang hatte er mit gesundheitlichen Beschwerden zu kämpfen; ein „Pillenkoffer“ – berichtet Flake – war sein ständiger Begleiter). 1916 wurde er als „DU“ – dienstuntauglich – „zur Wiederherstellung meiner Gesundheit militärisch in die Schweiz beurlaubt“ (Schickele). 1913 war er einem Angebot aus Berlin gefolgt und war Mitarbeiter der „Weißen Blätter“ geworden. Sein Domizil hatte er in Fürstenberg (Mecklenburg) aufgeschlagen: „Das Haus lag zwischen zwei Seen, von denen man auf der Havel und durch Kanäle in andere Seen gelangte, wir besaßen ein Motorboot und ein Segelboot, es war eine schöne, fruchtbare Zeit.“ Nach Kriegsausbruch war seines Bleibens in der „kleinen, von argwöhnischen Patrioten bewohnten Stadt“ allerdings nicht länger; Spionageverdacht, Hausdurchsuchungen etc. veranlaßten den Dichter, im Dezember des Jah-

res nach Berlin umzuziehen. Die „Weißen Blätter“ waren das führende Organ des – literarischen – Expressionismus, jener zu Beginn des Jahrhunderts aufbrechenden Geistesbewegung, die in den beiden ersten Jahrzehnten den Höhepunkt ihrer alle Künste erfassenden Wirksamkeit erreichte. Die Namen der Autoren, die – unter anderen – Beiträge zu der Zeitschrift lieferten, lassen deren herausragenden Rang erkennen: Max Brod, Theodor Däubler, Kasimir Edschmid, Annette Kolb, Gustav Landauer, Heinrich Mann, Robert Musil, Max Scheler, Carl Sternheim, Franz Werfel. Schickele übernahm 1915 die Herausgabe, und 1916 wurde der Sitz des Blattes – mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes, das die Zeitschrift für ein „wichtiges Instrument der Kulturpropaganda“ (F. Bentmann) hielt – in die Schweiz verlegt. Schickele hielt sich zwischen 1916 und 1918 in Zürich, Genf, Mannenbach (Bodensee) und Bern auf. Die „Weißen Blätter“ gerieten – der politischen Überzeugung des Herausgebers und vieler seiner Autoren folgend – mehr und mehr in das Fahrwasser eines bedingungslosen Pazifismus, worüber das Berliner Auswärtige Amt weniger erbaut gewesen sein dürfte. Zu einer Kontroverse kam es mit dem früheren Freund Flake, der – wie Schickele sich ausdrückte – den von der Zeitschrift verfochtenen Expressionismus „unwürdig denunziert“ habe: „Expressionismus bedeutet den Wunsch, neben die Schilderung einen moralischen Willen zu setzen“ (Schickele). Zur Abkühlung der Freundschaft mag auch ein weiterer von Flake berichteter Vorgang beigetragen haben: „In einem Augenblick, den ich nicht mehr bestimmen kann, aber auf meinen Straßburger Aufenthalt 1917 verlegen möchte, hatte mich eine Anfrage vom Berner Standesamt erreicht, ob ich einverstanden sei, daß das von Frau Dr. med. Minna Flake, geb. Mai, dort zur Welt gebrachte Kind, ein Mädchen, meinen Namen führe, wenn nicht, werde es unter dem Mädchennamen der Mutter eingetragen. Das

Faktum war mir bekannt, auch der Vater, Schickele, der im Krieg die Redaktion der „Weißen Blätter“ übernommen und nach Bern verlegt hatte. Ich . . . teilte dem Standesamt mit, daß ich keinen Einspruch erhebe.“ – (Die Ehe Flake mit Minna Mai war bereits 1908 geschieden worden.) Als Flake im Jahre 1946 eine Anfrage erreichte, ob er bereit sei, Schickeles Biographie zu verfassen, antwortete er denn auch, „er sei nicht der richtige Mann dafür. Schickele hätte sich ohne Zweifel dem Vorschlag widersetzt.“

In Badenweiler (1922–1932)

Ein Dichter, der schon früh die Meinung vertrat, daß das Elsaß eine „doppelte Wurzel“ habe und daß „jedenfalls das Deutsche zum Wesen des Elsässers gehöre“, ein Dichter, von dem ein berühmter deutscher Kritiker – Kerr über „Hans im Schnakenloch“ – ausgesagt hatte, er verunglimpfe die Franzosen, ein Dichter ohne „elsaßfranzösischen Persilschein“ (A. Weckmann) konnte nach dem ersten Weltkrieg nicht im Elsaß bleiben, auch nicht als französischer Staatsbürger, der er 1918 geworden war. Nach unruhigen Reisejahren in der Schweiz und am Bodensee (Uttwil, Konstanz, Überlingen) ließ sich Schickele schließlich 1922 in Badenweiler nieder. – Die „Weißen Blätter“ wurden 1920 eingestellt. – Der befreundete Maler Emil Bizer (1881–1957) hatte ihn auf die für Wesen und Werk des Dichters ideale Lage des Ortes hingewiesen, und der elsässische Architekt Paul Schmitthenner baute für die Familie Schickele das Haus in der „himmlischen Landschaft“, wo der Dichter die glücklichsten Jahre seines Lebens verbringen sollte, der Landschaft, die er in dem berühmt gewordenen Vergleich beschrieb: „Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes waren wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches – ich sah deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie mit seinem festen Falz zusammenhielt.“ In

seiner Nachbarschaft wohnte die mit dem Ehepaar befreundete Annette Kolb (1875–1967); Schickele hatte ihr einen Teil seines Grundstücks abgetreten. In diesem „Paradies am Waldesrand“ (Schickele) entstanden bedeutende Werke, die Aufnahme in die Preußische Akademie der Künste bestätigte den wachsenden literarischen Ruhm, und die materiellen Verhältnisse gestalteten sich befriedigend.

Ein kurzes Jahrzehnt nur konnte der Dichter in Badenweiler verbringen, dann senkten sich die Schatten der braunen Diktatur über das Land. Er war gut beraten, als er sich im Späthjahr 1932 zu einem, wie er meinte, vorläufigen Aufenthaltswechsel entschloß; die „Machtübernahme“ durch die Nationalsozialisten war ja nur noch eine Frage von Wochen. Illusionen darüber, was ihn in einem „Dritten Reich“ erwarten würde, machte er sich nicht; schon im Jahre 1931 hatte ihm ein SS-Blättchen „Deutsche Treue“ mit ausdrücklichem Bezug auf die „Weißen Blätter“ bescheinigt, daß er zu jenen „intellektuellen Kreisen“ gehöre, in denen man „jenes zersetzende Gift“ finde, „welches das Volk bis in die tiefsten Wurzeln seines nationalen Bewußtseins zersessen hat“. Ausschlaggebend für die Reise nach Südfrankreich dürften aber gesundheitliche Gründe und der Rat des Arztes zu einem Klimawechsel – wegen des starken Herzasthmas – gewesen sein.

Sanary-sur-mer – Fabron – Vence (1932–1940)

In der Emigration begann eine Zeit des Leidens und der Bedrängnis, der materiellen Not und – wohl das Schlimmste – der erbitterten Auseinandersetzungen mit den in Sanary-sur-mer versammelten deutschen Emigranten, unter ihnen Heinrich Mann, Joseph Roth und Ludwig Marcuse. Schickele vermied es anfangs, sich öffentlich gegen das „Dritte Reich“ zu erklären, natürlich in der Hoff-

nung, daß seine Bücher in Deutschland weiter gedruckt und verkauft werden könnten – von was sonst sollte er leben? Er suchte auch, seltsam genug, die Fassade des korrekten Staatsbürgers aufrechtzuerhalten, reiste im Dezember 1933 nach Badenweiler und meldete sich dort ordnungsgemäß polizeilich ab. Aber es half alles nichts. Seine Bücher wurden verboten und verbrannt. 1934 entschloß er sich, seine Mitgliedschaft in der Preußischen Akademie der Künste zu kündigen, offensichtlich ohne zu wissen, daß ihn der Minister Rust schon im Mai 1933 ausgeschlossen hatte. Der 1987 veröffentlichte Briefwechsel Annette Kolbs mit Schickele aus der Emigrationszeit ist das „Dokument eines verzweiflungsvollen Schriftstellerelends“⁷⁾, eine endlose Geschichte der Demütigungen und des Mangels, der immer wiederholten Bitten um Vorschuß und Unterstützung. Dazu kam die fast völlige Isolierung innerhalb des Kreises der deutschen Emigranten. Hierüber schrieb der Sohn Rainer Schickele in seinem Nachruf auf den Vater (Februar 1940): „Er schloß sich nicht dem Kampf der Schriftsteller an; doch verschloß er sich nicht als Mensch. Die letzten Jahre seines Lebens widmete er den Flüchtlingen viel Energie. . . . Am schwersten war es für ihn, bei seinen Bemühungen, ihnen zu helfen, den Kopf über Wasser zu halten, den Glauben an die Idee nicht zu verlieren und die fürchterlichen Erfahrungen der brutalen Quälereien und Erniedrigungen zu überleben.“ Es ist nicht ganz faßbar, wie unter solchen schlimmen äußeren Umständen ein bedeutendes Spätwerk zustande kommen konnte, bei immer wachsenden gesundheitlichen und psychischen Gefährdungen und pessimistischen Vorahnungen der kommenden Kriegseignisse. Schickele war erst 57 Jahre alt, als sein Lebenslicht am 31. Januar 1940 erlosch – mitten in der seltsamen „Drôle de guerre“-Periode, als der Frieden verspielt war, der grausame Schießkrieg aber noch nicht begonnen hatte. Dies blieb ihm erspart. – 1956 wurde das, was an René Schickele

sterblich war, nach Lipburg (bei Badenweiler) umgebettet.

Das Werk

Am Beginn eines knappen Überblicks über das Œuvre des Dichters stehe sein erstaunliches Geständnis, er habe sich anfangs wenig Mühe mit der deutschen Sprache gegeben, „so daß meine Lehrer, die fast alle nach dem Krieg (1871) aus Deutschland eingewandert waren, mich ein wenig wie ein Negerkind behandelten. Aber schon fünf Jahre später schrieb das Negerkind die besten deutschen Aufsätze. Ich weiß heute noch nicht, wie das kam. Zuhause sprachen wir nach wie vor Französisch.“ Wenig später war Friedrich Lienhard, der in der Berliner Zeitschrift „Die Heimat“ erste Gedichte des Heranwachsenden veröffentlicht hatte, sehr überrascht, in dem Verfasser dieser Gedichte einen 15jährigen Straßburger Pennäler kennenzulernen. Für Lienhard, den um zwanzig Jahre älteren, hat Schickele denn auch die erste Lanze in seinem lebenslangen Ringen um die Erneuerung der Sprache und Dichtung eingelegt, in Form eines Essays „Die Dichtung von morgen“; daß er dabei neben Lienhards „nationaler Kunst“ auch die Erzeugnisse des jungen Adolf Bartels für „wegweisend“ hielt – eben jenes Bartels, der vierzig Jahre später als „belesenster Deutscher“ (A. Hitler) zum unveröhnlichsten Judenhasser der deutschen Literatur werden sollte –, bleibt als Kuriosum am Beginn der Schriftstellerlaufbahn Schickeles stehen.

Schon 1901 erschien in Straßburg der erste Gedichtband „Die Sommernächte“, die der Freund Ernst Stadler als „Traum eines Jünglings“ beschreibt, „dem das Leben ein in zukenden Gesichtern fern geahntes Wunder bedeutet“; von ähnlicher Geisteshaltung ist die ein Jahr später veröffentlichte Gedichtsammlung „Pan – Sonnenopfer der Jugend“ getragen. 1905 brachte Schickele in Berlin den dritten Gedichtband „Mon Repos“ heraus,

den die „metaphysische Sehnsucht nach der Auflösung, nach der Rückkehr ins All, nach dem Untertauchen im Unbewußten, nach der Seligkeit des Erlöschens“ (F. Bentmann) kennzeichnet. Eine Reihe von feuilletonistischen Abhandlungen – „Voltaire und seine Zeit“, „Literarische Kultur“, „Französische Karikaturisten“, „Frauensönheit“, „Originalbriefe der Gräfin Du Barry“ – zeigen Eigenart, stilistische Sicherheit und inzwischen errungene Weite des Horizonts des jungen Schriftstellers an. Zum Erfolg wird der erste Roman „Der Fremde“ (1907/1909); darin walten „Schärfe und Radikalismus, strenge Geistigkeit nach offener Sinnlichkeit, und kein gemüthvoller Mischmasch“ vor (H. Mann). Im gleichen Jahr erschienen – unerwartete Reminiszenz des bischöflichen Gymnasiasten – „Die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola, eingeleitet und herausgegeben von René Schickele“. Die Gedichte „Weiß und Rot“ – die elsässischen Farben – „spiegeln, stark und ruhig, eine Seele, die sich selber gefunden hat“ (E. Stadler). 1911 erregte der zweite Roman „Meine Freundin Lo“, eines der Schlüsselwerke des Dichters, Aufsehen; E. Stadler schrieb: „Zum ersten Male ist Schickele hier Epiker. Zum ersten Mal ist es ihm um Erfindung, Fortgang, Körperlichkeit zu tun. . . . Es ist unter Schickeles Büchern das, das am vollkommensten die von ihm einmal gestellte Forderung des geistigen Elsässertums erfüllt.“ „Ernst ohne Schwere, Innigkeit ohne Sentimentalität . . .“

In der 1913 zusammengestellten Sammlung von Pressereportagen aus Paris („Schreie auf dem Boulevard“; die „Schreie“ sind die Ausrufe der Zeitungverkäufer) finden sich die heute noch lesenswerten glänzenden Porträts von Aristide Briand und Jean Jaurés, dem wegen seiner Verständigungsbereitschaft gegenüber dem Deutschen Reich umstrittenen Politiker; kurz vor Kriegsbeginn wurde er von einem Nationalisten ermordet. Die im selben Jahr publizierte Novelle „Das Glück“

bringt wieder eine Liebesgeschichte, diesmal zwischen einem Botschaftsgärtner und einer Kammerzofe; das Glück – ein Kind – ist allerdings eine Fiktion, denn es stammt nicht vom vermeintlichen Vater, dem Gärtner, sondern einem Botschaftsrat. „Benkal, der Frauentröster“ wurde in Fürstenberg geschrieben, auch hier wieder das Thema „Anarchismus in der Liebe“ variierend – der expressionistische Roman katexochen. Über „Trimpop und Manasse“ (Berlin 1914) schrieb F. Lion: „Da war plötzlich Schärfe der Charakterzeichnung, weil jede Figur sofort bei ihrem Auftreten in einem Amoklauf das Äußerste ihres Selbst erreicht.“ Die noch vor Kriegsausbruch entstandene Gedichtsammlung „Die Leibwache“ enthält eines der vollendetsten Poeme des Dichters („Gottfried von Straßburg“), in dem er sich selbst in unnachahmlicher Manier darstellte:

*So wußte er zu leben.
So liebte er zu leben.
Sein Fuß ging leicht und schnell
wie sein Blick,
sein Herz klang hell,
ein Glockenspiel im Urwald,
Äolsharfe in Gewittern.
Unendlich süß zwischen zwei Windstößen
und also fortklingend
im endlich beruhigten Abend.*

Die Figur des Tscherkessenmädchens „Aiss'e“ begleitete ihn lebenslang, die Novelle (Leipzig 1915) war ein Reflex der Indienreise. „Die Gestalt der Aiss'e verließ mich nie . . .“ (1934).

Einen ersten und viel Staub aufwirbelnden Niederschlag der elsässischen Tragik, der nun – nach 1914 – unausweichlich gewordenen Entscheidung zwischen Frankreich und Deutschland, stellt das kurz nach Kriegsausbruch geschriebene Drama „Hans im Schnakenloch“ dar. Von ihm selbst wurde es als „ein Ehedrama in einer besonderen Landschaft“ bezeichnet. „Ich kann versichern, daß

mir nichts ferner lag, als eine ‚Gesinnung‘ zu proklamieren. . . . Je nach dem Publikum, an das meine Kritiker sich wenden, erklären sie mich . . . für einen Französling, oder sie sagen – wie Kerr – mit einem schämigen Liderschlag, daß ich die Franzosen verunglimpfe. Ich überlasse jedem die Wahl.“ Das Stück erlebte 99 Aufführungen, ehe es wegen seiner „wehrkraftzersetzenden Wirkung“ – hätte man dreißig Jahre später gesagt – verboten wurde. Ludendorff persönlich bemühte sich um dieses Verbot; er konnte sich auf eine Solidaritätserklärung des Landtags von Elsaß-Lothringen, zuungunsten des Stücks, stützen.

1918 und 1919 brachte der Dichter wieder Gedichtsammlungen heraus („Menschliche Gedichte im Krieg“ und „Mein Herz, mein Leben“). Die „Genfer Reise“ (Berlin 1919) enthält zum Teil bereits in den „Weißen Blättern“ publizierte Texte. Die Schauspiele „Am Glockenturm“ (1920) und „Die neuen Kerle“ (1921) spiegeln Situationen der Zeitgeschichte wider, das erste das Agentenmilieu in der neutralen Schweiz während der Kriegszeit, das zweite Erfahrungen der unmittelbaren Nachkriegszeit in „Bimmelstadt am Bodensee“; Untertitel: „Von Schiebern / Kriegs- und Revolutionsgewinnlern / und wie gewisse tüchtige Leute sonst noch geschimpft werden“. Wegen ihrer Zeitgebundenheit verschwanden diese Stücke bald von den Spielplänen.

In dem Jahrzehnt in Badenweiler entstand das von reifster Meisterschaft kündende Hauptwerk des Dichters, die Romantrilogie „Das Erbe am Rhein“ (I „Maria Capponi“, II „Blick auf die Vogesen“, III „Der Wolf in der Hürde“), mit seiner prophetischen Programmatik: „Das Land zwischen Schwarzwald und Vogesen ist der gemeinsame Garten, worin deutscher und französischer Geist ungehindert verkehren, sich einer am anderen prüfen und gemeinsame Werke errichten, die neuen Denkmäler Europas . . . Entweder Europa wird sein . . . dann spielt auch das kleine

Trauer- und Satyrspiel zwischen Rhein und Vogesen nicht mehr. Oder Europa wird nicht sein. Dann ist das Elsaß so nebensächlich wie eine Zündholzschachtel in einem brennenden Haus.“

In Badenweiler entstanden ferner „Symphonie für Jazz“ (Berlin 1929) und „Die himmlische Landschaft“ (Berlin 1933, illustriert von Hans Meid, und Badenweiler 1955, mit Zeichnungen und Aquarellen von Emil Bizer). Das erste enthält wieder eine absonderliche Liebesgeschichte, im Umkreis jener Zwanziger Jahre in Berlin und Paris, die so golden gar nicht waren. Im zweiten ist die Landschaft der eigenständige und unverzichtbare Akteur: „Die Landschaft ist bei mir von allen Gestalten die dramatischste . . . , und wenn ein Vergleich ihr gerecht werden soll, so kommt ihr etwa die Rolle des antiken Chors zu.“

In der „Witwe Bosca“ (Berlin 1933) wollte der Dichter „die todestrunkene Bosheit und Rachsucht einer götzendienerschen, entgoteten Zeit in einer von der Straße aufgelesenen Gestalt darstellen“. Thomas Mann schrieb in seiner Einleitung zur französischen Ausgabe des Romans (1943): „Der epische Strom besteht aus lauter Strudeln und Wirbeln. Es ist ein Brio in dieser Dichtung, wie deutsche Prosa es selten gekannt hat . . .“ Auch hier spielt die Landschaft die zentrale Rolle: „Die Landschaft des französischen Südens ist die eigentliche Heldin dieses Romans“ (Th. Mann).

1938 – nun in Amsterdam – erschien der letzte deutschsprachige Roman „Die Flaschenpost“, über die sich F. Sieburg am knappsten und genauesten geäußert hat: „Die Geschichte eines Menschen, der sich in den Irrsinn zurückzieht, weil dieser sich ihm als der einzige Zustand erweist, in dem der Mensch noch in Freiheit und ohne Angst leben kann.“ Sieburgs Vergleich mit den Bildern Salvador Dalis trifft die Essenz des Buchs.

Dem einzigen Werk, das der Dichter in französischer Sprache schrieb, gab er den vielsagenden Titel „Le Retour“ (Paris 1938, übersetzt von F. Hardekopf, Straßburg 1939). Das Buch enthält lose zusammengestellte Erinnerungen an die verschiedenen Lebensstadien, insbesondere an die Heimaten im Elsaß und in Badenweiler. Ein französischer Kritiker, J. Variot, fand: „Schickele est un ph'énom'ene du bilinguisme“.

Der Hauptstrang des dichterischen Werks wird, mehr oder weniger, durch den Expressionismus geformt und bestimmt – insofern überhaupt ein -ismus das vielgestaltige Werk des Dichters beschreiben kann. Aber die dem Expressionismus eigene flammende, lodernde Ausdrucksgebärde kennzeichnet auch Schickeles oeuvre. Was K. Edschmid 1917 über den expressionistischen Künstler schrieb, umschreibt das Werk des Dichters recht genau: „Er sieht nicht, er schaut. Er schildert nicht, er erlebt. Er gibt nicht wieder, er gestaltet. Er nimmt nicht, er sucht.“ Der Expressionist „gibt das tiefere Bild des Gegenstands, die Landschaft seiner Kunst ist die große, paradisische, die Gott ursprünglich schuf . . .“⁸). Die vielfältigen Übersteigerungen bis zum Grellen und Grotesken („Witwe Bosca“), die in allen Romanen weit vom „Normalen“ entfernten Beziehungen der Liebespaare, die oft aufs Extreme, Ekstatische, ja Anarchische zielende Ausdrucksweise mischen sich oft seltsam mit innigen und zärtlichen Visionen der den Dichter umgebenden Natur: „Und langsam aufwachend, bildete sich mein Inneres neu nach dem Bilde der Landschaft, die meine Wahrheit war, Wurzel und Kraft des Lebens, sie und nichts anderes.“

Schickele heute

Aus dem Eintreten des Dichters für die deutsche Sprache im Elsaß werden zuweilen unzutreffende Schlußfolgerungen gezogen; er

hat sich unmißverständlich zu dieser Frage geäußert (1935): „Wir brauchen ein in sich geschlossenes Elsaß, ein Elsaß, das auf seinem von der Natur, der Geschichte und seinen Neigungen angewiesenen Standpunkt beharrt, ohne für sein berechtigtes und unberechtigtes Mißvergnügen ein Heilmittel in einer ihm völlig fremden Staatstheorie zu suchen . . . Ich glaube, daß ein elsässisches Elsaß, nämlich eins, das aus deutschem und französischem Wesen gemischt ist und unmißverständlich und unbestritten französischer Boden ist, tatsächlich zur Erhaltung des Friedens nicht wenig beitragen kann.“ Daß sich der deutsche Dichter nächst seinem Elsässertum als Franzose fühlte, bezeugt auch der unbestechliche Beobachter O. Flake, der aus der gemeinsamen Pariser Zeit berichtet, daß Schickele durch Persönlichkeiten wie Briand und Cl'émenceau tief beeindruckt gewesen sei, „bedeutende Erscheinungen, die den Sohn einer französischen Mutter so unmittelbar wie die Armee mit ihren Uniformen, Clairs und Märschen ansprachen. Er vibrierte und mochte wohl ein Bedauern spüren, eines zu überwindenden Risses bewußt; in diesem Zustand gefiel er mir am besten“. Man wird M. Plate⁹⁾ zustimmen müssen, daß der Dichter darüber enttäuscht wäre, „daß seine elsässische Heimat so fahrlässig jene historische Chance verspielt hat, in der sie nach 1945 zum kulturellen Kernland eines neuen Europa hätte werden können“, und man kann sich auch – mit Recht – darüber beklagen, daß „ein Staat die Sprache des Freundes dort, wo ihm die Macht dazu gegeben ist, derart verfolgen, erniedrigen, mißachten“ kann (M. Ertz¹⁰⁾) – man müßte sich aber dabei immer vor Augen halten, was im Elsaß – und in ganz ähnlicher Weise auch in Lothringen – bei der Germanisierung im Zeichen der Diktatur (nach 1940) geschah. Besonders nach dieser unseligen Periode sauste eben das Pendel der Geschichte mit großer Wucht in die andere Richtung und hat auch heute noch nicht eine verträgliche Mittelstel-

lung erreicht. Erst in allerletzter Zeit ist die Sprachensituation durch die Einführung des Deutschunterrichts in den beiden letzten Grundschulklassen in Richtung auf Schickeles „elsässisches Elsaß“ etwas verbessert worden; aber viele Schülergenerationen sind seit 1945 „assimiliert“ worden . . . So programmatisch übrigens vieles bei Schickele klingt: „Die Wahrung und Förderung dessen, was Ren'e Schickele, Annette Kolb und Wilhelm Hausenstein als geistiges und politisches Ziel vorschwebte, fand zwar einen Niederschlag in dem, was sie an Literarischem und Polemischem veröffentlichten, wirkte sich jedoch vor allem durch ihr lebendiges Beispiel und die ausstrahlende Kraft ihrer Individualitäten aus.“¹¹⁾

Gewaltlosigkeit, Pazifismus waren des Dichters unverrückbares Programm. Den 9. November 1918 begrüßte er als den „schönsten Tag meines Lebens“. In einem Essay „Der neunte November“ bekannte er: „Ich bin Sozialist, aber wenn man mich überzeugte, daß der Sozialismus nur mit der bolschewistischen Methode zu verwirklichen sei, so würde ich, und nicht nur ich, auf seine Verwirklichung verzichten. Nein, tausendmal nein! Ich will keine Sklaven, nicht befreite Sklaven . . .“

1943 schrieb Thomas Mann: „Wir Deutschen dürfen uns freuen, daß dieser Schriftsteller der unsrige war, denn seine Bücher sind innerhalb unserer Prosa etwas absolut Außergewöhnliches an Geist und Grazie, welche ihr französisches Erbe darstellen, während eine gewisse Naturhaftigkeit, eine Verbundenheit mit Erde und Landschaft, die bis zum Panischen geht, als ihre deutsche Komponente betrachtet werden mag, die seiner Leichtigkeit Tiefe und Schwere, seiner Geistigkeit oft einen Anhauch von Dämonie verleiht . . .“ K. Edschmid schuf die das Leben des Dichters umgreifende Inschrift auf dessen Grabstein in Lipburg: „Sein Herz trug die Liebe und Weisheit zweier Völker.“

Anmerkungen:

Werkausgaben: René Schickele, Romane und Erzählungen in zwei Bänden, mit einer Einführung von W. Rasch (Köln 1959, 1983); René Schickele, Werke in drei Bänden, hrsg. von H. Kesten, Bibliographie von P. K. Ackermann (Köln 1960).

Der Straßburger René Schickele-Kreis (gegründet 1968) setzt sich energisch für die Verteidigung der deutschen Sprache in Elsaß-Lothringen ein. – Der René Schickele-Preis (gestiftet 1971) wurde als „grenzüberschreitender Preis“ (G. Woytt) konzipiert und wird Personen oder Institutionen verliehen, die dazu beigetragen haben, „die kulturellen Überlieferungen des deutschsprachigen Lothringens, des Elsasses und des alemannischen Raumes überhaupt, in ihren verschiedenen Äußerungen zu bewahren und zu fördern“¹²). – 1966 wurde im Gasthaus zum Schwanen in Lipburg eine der Erinnerung an René Schickele gewidmete Heimatstube eröffnet¹³).

¹) A. Finck/M. Staiber, *Elsässer, Europäer, Pazifist. Studien zu René Schickele* (Kehl–Straßburg–Basel 1984)

²) R. Minder, in: *Der Johann Peter Hebel-Preis 1936–1988*, hrsg. von M. Bosch (Waldkirch 1988)

³) F. Bentmann, *René Schickele, Leben und Werk in Dokumenten* (Karlsruhe 1974). (Die nicht anderweitig ausgewiesenen Fundstellen – in Anfüh-

rungszeichen – sind aus dieser Dokumentation zitiert.)

⁴) O. Flake, *Es wird Abend. Autobiographie* (Frankfurt 1980)

⁵) wie Anm. 1

⁶) W. Roth, „Nur hell muß es sein.“ Zum 100. Geburtstag von René Schickele (Frankfurter Rundschau vom 30. Juli 1983)

⁷) W. Hinck, *Der Dichter als Bettler. Der aufschlußreiche und bisweilen erschreckende Briefwechsel zwischen Annette Kolb und René Schickele* (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6. 2. 1988)

⁸) R. Samuel, *Deutsche Literatur des Expressionismus*, in: *RGG II* (Tübingen 1958) 837–842

⁹) M. Plate, *Das literarische Porträt: René Schickele*, in: *Bilder der Gegenwart*, Dezember 1989

¹⁰) M. Ertz, *René Schickele starb vor 50 Jahren*, in: *Der Westen, Zeitschrift der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Gesellschaft*, Mai/Juni 1990

¹¹) E. Sander, *René Schickele und Badenweiler*, in: *Deutsche Rundschau* 84 (1958)

¹²) *Die Verleihung des René Schickele-Preises an Karl Kurrus* (Ansprachen von G. Woytt und R. Matzen), in: *Ekkhart* 1982

¹³) E. Baader, *Lipburg*, in: *Ländliche Kulturpflege in Baden 1966, Heimatstuben zwischen Bodensee und Main*, Ekkhart 1967



Weihnachten in der Mundart: Hans Leopold Zollner

D'r lehrreich' Herrgottskäffer

So s ledschd Kalenderblatt isch ab;
Wie isch des Johr vergange!
So schnell, daß ich g'rad Mores hab',
E' neues anzufange.
Was weiß mer, was in dem bassiert,
In derre böse Zeit,
Wo ei'm, wo noch so kuraschiert,
Sei' Lewe fascht verleid't.

Umm wo sogar d'r beschde Schläfer
Bei Nacht kei' Ruh mer find't...
Was kommt den do? En Herrgottskäffer?
Im Winder? Ha, der schbinn!
Schon rennt'r üwwe mei' Babier,
Duht uff mei Fedder krabble –
Batsch, fällt'r runner, des dumme Dier!
Do liegt'r unn duht zabble.

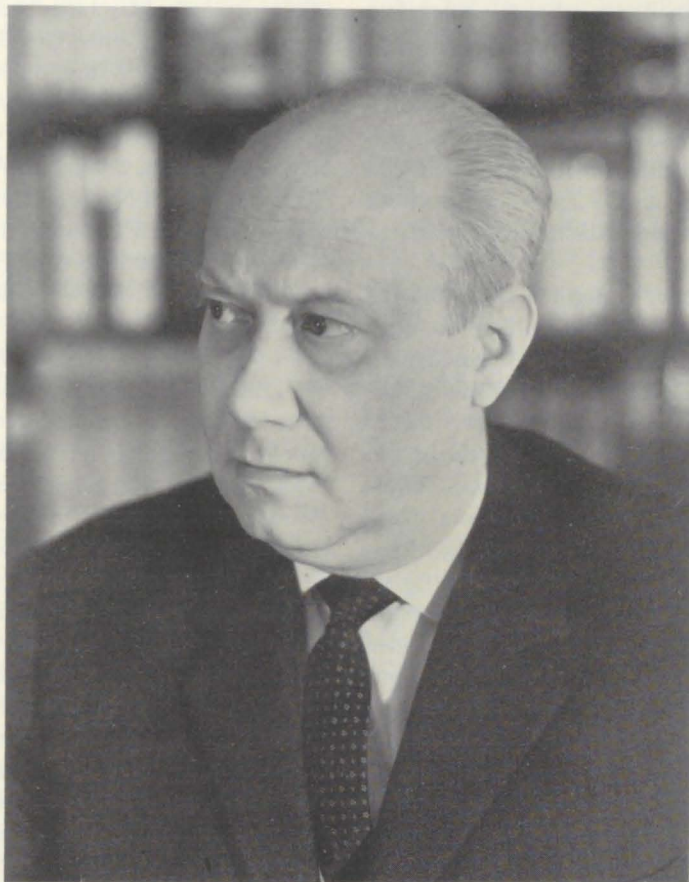
Doch eh mer's denkt, do sich er uff
Seine Füß', der Schdumbe,
Umm krabbelt widder d' Fedder nuff,
Umm owwe duht'r bumbe.
G'rad wie er lupft sei' Flügeldeck',
Do schdolbert'r – oje!
Scho widder fallt'r in d'r Dreck
Umm schdreckt sei' Füß in D'Höh!

Noch siwwe Mol hat'r's brobiert,
Beim achde hat'r's packt.
Uff ein'mol hab' ich au' kabiert,
Was mir der Käffer sagt:
Fallsch runner, schdehsch halt widder uff,
Brennt's au' im Kreuz wie Pfeffer.
Ei'mol kommsch sicher owwenuff,
Wie seller Herrgottskäffer!

„Guckfenster“ zu badischer Geschichte geöffnet

Zum 75. Geburtstag des badischen Schriftstellers Hans Leopold Zollner

Josef Werner, Ettlingen



Hans Leopold Zollner

Zunächst scheint es, als müsse man sein Bild gehörig hin- und herwenden, um all seiner Ansichten teilhaftig zu werden. Doch, so mancherlei Dinge unser Mann angepackt und

erfolgreich bewältigt hat: Als habe er dieses Ziel bewußt anvisiert, so mündet sein Wirken scheinbar konsequent und für jedermann erkennbar ein in die Tätigkeit des homo scri-

bens, eines Schreibenden. Dabei war das Schreiben, wie seine vita zeigt, anfangs nur Beiwerk seiner Arbeit. Die Rede ist von Hans Leopold Zollner, einem der bekannten badischen Schriftsteller unserer Zeit. Am 26. November 1990 vollendet er sein 75. Lebensjahr. Wie seine Themen, die er in unerschöpflicher Vielfalt schreibend, im Rundfunk erzählend oder in Vorträgen darbietet, sind auch Herkunft und Lebensstationen Zollners „badisch“. In Baden-Baden geboren – einem fast schon seinen wegweisenden *genius loci* –, verbrachte er die ersten Lebensjahre in Gaggenau. Zollners Vater besaß in Baden-Oos eine Metallgießerei, ein Metier, aus dem sich möglicherweise die früh aufgebrochene und bis heute fortdauernde Zuneigung auch zu Handwerklichem und Technischem erklärt.

Nach dem Tod der Mutter im Jahr 1918 wurde aus dem erst Dreijährigen ein, wie er es selbst nennt, „Brigant“. Er wuchs zunächst in der in Karlsruhe lebenden Familie seiner Tante, nach der Wiederheirat des Vaters in der eigenen Familie auf, gleichfalls in Karlsruhe. Stand und Milieu waren bürgerlich, ein Theaterabonnement der Eltern gehörte wie selbstverständlich dazu. So kam auch Hans Leopold früh mit dem Theater in Berührung, sei es, daß man ihn zu Vorstellungen mitnahm, sei es, daß er als Schüler vom Schnürboden aus in „Parsifals“ Engelschor singen durfte. Man darf spekulieren, ob Zollners spätere Freude an der Erarbeitung von Szenen und Dialogen, wie sie sich in zahllosen Hörspielen und einigen Theaterstücken niederschlug, in der frühen Begegnung mit dem Theater grundgelegt wurde.

Dem Besuch der Volksschule und des Goethe-Realgymnasiums folgte im Jahr 1935 das Abitur. Den nachhaltigsten Gewinn aus seiner Schulzeit vermittelte dem Goetheschüler eigenem Bekunden nach Professor Dr. Ulrich Bernays mit seinem faszinierenden Deutsch- und Geschichtsunterricht. Das in jenen Jahren geweckte Interesse an Geschichte jegli-

cher Gattung, Heimatgeschichte vor allem, sollte Zollner nie mehr verlassen.

Fürs erste war dessen Weg allerdings von den im und durch das „Dritte Reich“ vorgegebenen Möglichkeiten und beruflichen Zielen bestimmt. Zollner entschied sich während seines aktiven Wehrdienstes für die Offiziers-Laufbahn. Völlig schnurgerade verlief dieser Weg freilich nicht, denn vier Semester lang studierte Zollner zuvor an der Karlsruher „Fridericianä“ Maschinenbau, absolvierte auch Praktika in einer Gießerei und einer Drehbankfabrik. Während des Kriegs im Osten zweimal verwundet, war der Oberleutnant Zollner danach in verschiedenen Stäben eingesetzt, zuletzt als Adjutant beim Kommandeur der Nachrichtentruppe im Generalkommando V in Stuttgart. Nach kurzer Gefangenschaft kehrte er im Sommer 1945 nach Ettlingen zurück, wo er sich inzwischen verheiratet hatte.

Beim Militär groß geschriebene Tugenden wie Pünktlichkeit, Ordnung und Organisationsvermögen kamen Zollner nach der abrupten Beendigung der soldatischen Laufbahn, wie sich später zeigte, durchaus zugute. Genötigt, rasch einen Broterwerb zu finden, entschied er sich allerdings für einen Beruf, an den er bisher zu allerletzt gedacht hätte. Als er im Herbst 1945 zwischen den Trümmern der Karlsruher Kaiserstraße einen Anschlag der Militärregierung mit der Aufforderung las, junge, politisch unbelastete Leute könnten sich für eine Kurzausbildung zum Volksschullehrer bewerben, entschloß sich Zollner, eine solche, – nur dreimonatige (!) – „Schnellbleiche“ zu absolvieren. Nur vorübergehend, so nahm er an, werde er den Beruf seiner Vorfahren väterlicherseits ausüben müssen.

Aus der beabsichtigten Lehrertätigkeit „auf Zeit“ wurde dann jedoch wider Erwarten ein volles Berufsleben. Nach der Kurzausbildung, aus der nach dem Urteil des späteren Oberschulamtspräsidenten Köbele dank vorausgegangener kriegsbedingter Lebenser-

fahrung ausnehmend gute Lehrer hervorgingen, meldete sich Zollner zum Dienst „aufs Dorf“, nach Etzenrot. Diese Wahl sollte sich für Zollners weitere Lehrer-Laufbahn als besonders nützlich erweisen. In der zweiklassigen Schule des kleinen Albtaldorfs war der frischgebackene Lehrer nämlich mangels Büchern, Heften und Landkarten zur fortwährenden Improvisation und Selbstanfertigung von Lehr- und Lernmaterial gezwungen, ein Umstand, der zu der Überzeugung führte: Alles geht, wenn man nur will.

Während seiner Zeit als Dorfschulmeister in Etzenrot kam es zu einer langandauernden Zusammenarbeit mit seinem während der NS-Herrschaft aus „rassischen“ Gründen vom Dienst suspendierten ehemaligen Lehrer Prof. Dr. Bernays: Zollner wurde im Jahr 1947 einer der ersten Dozenten in der von Bernays wiedergegründeten Volkshochschule Karlsruhe und hielt bis 1953 während 13 Trimestern Vorlesungen in Englisch, Geschichte und dann ausschließlich in Kunstgeschichte.

Im Jahr 1951 an die Thiebauthschule in Ettlingen versetzt, hatte Zollner überwiegend Entlassenschulklassen zu unterrichten, um danach den Auftrag zum Aufbau des ersten Mittelschulzugs in Ettlingen zu erhalten, Vorstufe der späteren Realschulen. Bald wurde er auch Rektor dieser Schule, doch schon im Jahr 1963 wurde Zollner als Schulrat nach dem Staatlichen Schulamt Karlsruhe-Stadt berufen. Einige typische Zollnersche Eigenschaften, seine Umgänglichkeit und Kontaktfähigkeit, aber auch sein Einfallsreichtum beim Bewältigen schwieriger Probleme, kamen ihm besonders zustatten, nachdem er im Jahr 1969 mit dem Rang eines Schulamtsdirektors zum Chef des Karlsruher Schulamtes und damit zum Vorgesetzten von rund 1600 Lehrern und Lehrerinnen der Karlsruher Real-, Haupt-, Grund- und Sonderschulen ernannt worden war. Damals war manches pädagogische Neuland zu erschließen und zu beackern, so die Einführung von Englisch-

und Französisch-Unterricht an Grundschulen sowie der – vor allem von der Stadt Karlsruhe vorbildlich betriebene – Ausbau des Sonderschulwesens.

Das Jahr 1975, markantes Jahr der Verwaltungsreform, wurde zur einschneidenden Zäsur in Zollners Leben. Eben als Folge der Verwaltungsreform wurden die Schulämter Karlsruhe-Stadt und -Land verschmolzen, der Leiter des Schulamtes Karlsruhe-Land zum Chef der vereinigten Behörde ernannt. Die „Nummer zwei“ freilich wollte der in der pädagogischen Hierarchie so weit aufgestiegene, durchaus selbstbewußte Mann nicht sein, und so nahm er seinen Hut. Was unter Beamten heißt: Er ließ sich vorzeitig pensionieren.

Ein Abschied im Zorn? Anfänglich ganz sicher. Aber schon bald erkannte der 60jährige, daß sich ihm dank der Trennung von der Pflicht des Amtes unerwartet ein breites Wirkungsfeld eröffnete, in dem er sich wie in einer fortwährenden Kür tummeln konnte. Hier nun wäre freilich nachzutragen, daß Hans Leopold Zollner, für den das Schreiben jetzt zur Hauptsache wurde, auch schon lange vorher in diesem Metier zu Hause war. Mit kleinen Allerweltsberichten aus dem Dorf für die Zeitung hatte es angefangen, mit Beiträgen in Heimatkunde, Geschichte und Kunstgeschichte war es weitergegangen. Schon früh, noch in Zollners Zeit als Dorfschullehrer, hatte auch der Rundfunk dessen Gabe zur erzählenden Aufbereitung historischer Stoffe entdeckt. In loser Reihe entstanden Hörspiele mit zumeist heimatkundlichem Hintergrund, „Skandal um Feuerbach“ etwa, „Der Joß-Fritz von Untergrombach“, „Die Brüder Asam am Oberrhein“ oder „Der badische Rothschild“, um damit von fast 100 Schulfunk- und Heimatsendungen aus Zollners Feder nur einige wenige zu nennen.

Vor allem mit diesen Sendungen wies Hans Leopold Zollner nebenbei gewissermaßen Wege zur Fortsetzung des Unterrichts mit anderen Mitteln. Was immer er auch schrieb,

hatte mittelbar oder unmittelbar einen pädagogischen Effekt, diente auf legere Weise der Wissensvermittlung – Zollners Beruf ließ sich nicht verbergen. Ob dieser sich solcher Wirkung immer voll bewußt war, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls waren Zollner-Beiträge gerade beim Süddeutschen Rundfunk schon bald so begehrt, daß er, damals noch voll im „Amt“, manche Wünsche ausschlagen mußte.

Nicht minder beliebt wurden Zollners heimatkundliche Arbeiten in Zeitungen und Zeitschriften. Den entscheidenden Durchbruch auf diesem Mediensektor erzielte er schon im Jahr 1950 mit einer vielbeachteten Kaspar-Hauser-Serie in den „Badischen Neuesten Nachrichten“ (BNN) in Karlsruhe. Auch die Leser der „Badischen Heimat“, der Zeitschrift „Baden-Württemberg“ und des „Staatsanzeigers“ sicherten sich immer wieder Zollners Mitarbeit. Bei den jeweiligen Redaktionen sprach sich schnell herum, daß Beiträge von HLZ – ein Kürzel, unter dem er häufig schrieb – einerseits hieb- und stichfest recherchiert, andererseits in gutem Stil geschrieben und gefällig aufbereitet waren. Bei den BNN beispielsweise, deren Redaktion der Verfasser über drei Jahrzehnte angehörte, wurde es zur Selbstverständlichkeit, Zollner-Manuskripte „unbesehen“ in Satz zu geben. Vertrauensbeweis und Gütezeichen zugleich. Schon als Junglehrer in Etzenrot schrieb Hans Leopold Zollner sein erstes Buch („Wunderkraut Tabak“), ein heimat- und kulturgeschichtliches Essay. Heimatgeschichtliches war auch bei allen übrigen Arbeiten Zollners bevorzugtes Terrain, ohnehin im Falle von Laienspielen, wie er sie beispielsweise mit Titeln wie „Ein Tag auf einer Ritterburg“, „In Tyrannos“ oder „Der Bauernbunds Schuh überm Land“ verfaßte. Woraus nebenbei erkennbar wird, daß sich Zollner in dem Wunsch, Heimatgeschichte möglichst breiten Kreisen zu vermitteln, an alle Darstellungsformen heranwagte und sie auch bald souverän beherrschte. Schon im Jahr 1954

schrrieb Zollner ein Bühnenstück mit dem Titel „Des Königs Siegel“, das beim Jubiläum des Ettlinger Marktrechts aufgeführt wurde. Denkwürdig geblieben ist Zollners Beitrag zum Augusta-Sibylla-Jahr 1983, in dem Ettlingen den 250. Todestag der badischen Markgräfin beging. Von der Stadtverwaltung aus diesem Anlaß um eine populäre stadthistorische Arbeit gebeten, schrieb Zollner unter dem Titel „Böhmischer Abend bei Sibylla Augusta“ innerhalb von nur drei Wochen in Versform einen „Historischen Bilderbogen“, in dem sich die Geschichte Ettlingens von der Zeit des Wiederaufbaus der Stadt nach der Zerstörung im Jahr 1689 bis in unsere Tage in heiteren Episoden spiegelte. Von Berufs- und Laienschauspielern unter der Regie von Intendant Kurt Müller-Graf im Ettlinger Schloßhof, dem Szenarium der Schloßfestspiele, aufgeführt, wurde dieses Spiel ein unvergeßlicher Erfolg.

Zu diesem Zeitpunkt war Hans Leopold Zollner als Schulamtsdirektor schon längst „emeritiert“, hatte sich also weitgehend auf den geliebten zweiten „Beruf“ konzentrieren können, den des Schreibenden, eines Schriftstellers. Nacheinander erschienen die Städtebücher „Neptun als Stadtchronist – Ettlingen in Wort und Bild“ und „Rastatt einst und jetzt“. In jenen Jahren schrieb Zollner auch sein bisher wichtigstes Buch, „Greif und Zarenadler“, eine ebenso farbige wie fesselnd geschriebene Darstellung badisch-russischer Beziehungen in zwei Jahrhunderten. Ein vorausgegangener Rundfunkvortrag Zollners über dieses Thema, gehalten anläßlich eines Breschnew-Besuchs in der Bundesrepublik, war die Initialzündung für dieses Buch gewesen.

Daß in der Zwischenzeit, vieler Pläne zum Trotz, nur ein weiteres Buch aus Zollners Feder erschien, das zur 275-Jahr-Feier der Stadt Karlsruhe mit dem Titel „... der sich in Carolsruh ein Eden hat erbaut“ geschriebene Portrait des Stadtgründers Karl Wilhelm, hat seinen Grund: Im Jahr 1978, also drei Jahre

nach der Pensionierung, ließ sich Zollner von der Stadtverwaltung Ettlingen in die Pflicht eines Stadtarchivars nehmen und war nun nicht mehr voll Herr seiner Zeit. Andererseits: Bis dahin weitgehend ungeordnet, wurde das Ettlinger Archiv unter Zollners Leitung ein vorzeigenswertes, auf sein Drängen hin auch voll befriedigend (im Schloß) untergebrachtes Institut. Auf solche Weise gesellte sich dem Pädagogen und Schriftsteller als drittes Arbeits- und Erfahrungsfeld eben jenes eines Archivars bei. Doch in der Rückschau werden Zollners zehn Archivjahre – er beendete sie aus eigenen Stücken im Jahr 1988 – von ihm selbst eher negativ, als Behinderung der schreibenden Tätigkeit, bewertet.

Andererseits: Hans Leopold Zollner müßte nicht erneut permanent von „Aufträgen“ für Zeitungen und Zeitschriften, für den Rundfunk, für Verlage, für die „Badischen Biographien“ nicht zu vergessen, eingedeckt sein, er müßte nicht das fortwährende Wechselspiel von Schreibqual und Schreiblust erleiden und doch lieben, hätten ihn die Jahre als Archivar aus dem Kurs gebracht. Gewiß, mit Plänen, jene Bücher zu schreiben, die er als 60jähriger „im Kopf“ hatte, ist er bescheidener geworden, auch der vorgerückten Jahre wegen. Fest eingeplant und schon in Arbeit ist allerdings ein Werk über die Asamkapelle im Ettlinger Schloß. Aber Zollners stadt- und landesgeschichtliche Kolumnen in den BNN, Badens größter Zeitung, spontane Aufforderungen zu Hörspielen und Vorträgen und eben jene nicht nachlassenden Wünsche nach Zollner-Beiträgen in vielerlei Medien fordern den Heimatkundler, Historiker und Kunstkenner praktisch täglich neu heraus, fortwährende Chance zur Bewährung seines sprichwörtlichen Fleißes, Last und Lust zugleich. Auf solche Weise wird der reiche Schatz Zollnerschen Wissens, vorzugsweise in „Badensis“, immer wieder einem breiten Kreis heimatgeschichtlich Interessierter erschlossen. Vor allem seiner großen Verdienste um die Heimatgeschichte wegen wurde Zollner im Mai die-

ses Jahres mit der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet, nachdem er Jahre zuvor bereits das Bundesverdienstkreuz erhalten hatte.

Mit seinen Beiträgen, so formulierte es einmal eine Leserin, öffne Hans Leopold Zollner ständig neue reizvolle „Guckfenster“ zur badischen Geschichte. Kann einem in Baden geborenen, in diesem Land lebenden und dieses liebenden Schriftsteller Besseres widerfahren als die Gewißheit, mit seiner Arbeit Wissen zu vermitteln und Freude zu machen? Daß er dies noch viele Jahre in ungebrochener Vitalität tun kann, zu seiner eigenen Freude auch, ist zu Zollners „Fünfundszwanzigstem“ der Wunsch zahlloser Freunde und Verehrer.

Aus: Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1988

Zollner, Hans Leopold, Schulamtsdir. a. D., einige Jahre Stadtarchivar; Gerhart-Hauptmann-Str. 12, D-7505 Ettlingen/Bad., Tel. (0 72 43) 1 27 14 (Baden-Baden 26. 11. 15). Essay, Kurzgeschichte, Laienspiel, Hörspiel, Kunst- und Landesgeschichte. – V: Wunderkraut Tabak, Ess. 48; Des Königs Siegel, Sp. 54; Ein Tag auf einer Ritterburg, Schwert aus blauem Himmelseisen, Laiensp. 61; In Tyrannos, Laisp. 62; Der Bauernbunds Schuh überm Land, Laisp. 62; Neptun als Ettlinger Stadtchronist, Ess. 66; Der Ettlinger Hellberg, Ess. 77; Rastatt einst und jetzt, Städteb. 79; Greif und Zarenadler, Ess. 80 „... der sich in Carolsruh ein Eden hat erbaut“, Biogr. 1990 – MA: Ernte des Jahres, Alm, 51; Die Ettlinger Schloßkapelle und die Fresken von C. D. Asam, Ess. 64; Das große Nordbadenburg 67; Das große Pfalzbuch 68; Badische Städte 71; Von Rhein zum Taubergrund 76; Muddersprooch, G. 78; Wie mer redde un schwätze, G. 79; Landuff, landab, G. 81; Herimann der Lahme, Biogr. 81 (Vorw.); Das badisch-fränkische Sagenbuch, Erz. 83; Schwarzwaldreisen, Erz. 86; Die schöne Badnerin, Erz. 86 noch MA: Die schönsten Sonn-

tagsgeschichten. Erz. 88. – Geschichten aus dem Badnerland. Erz. 1989 – H: Ettliger Jahreshefte 80, 81; An Dichterhand durchs Badnerland, Alm. 83. – R: Skandal um Feuerbach; Der Joß-Fritz von Untergrombach; Georg Hohermuth; Die Orgel des Schmitte-Philp; Neptun als Stadtchronist; Eine vergessene Primadonna; Zuerst rettet die Bücher, R:

Die Brüder Asam am Oberrhein,
Sind nur Mäzene, bleiben die Künstler nicht aus,

Von den Hofkompositors zur Musica Viva,
Nachglanz der Residenz,
„Ich denke mir ein deutsches Parlament“,
„Doch den Abend schön't ein Regenbogen“,
Der Patriarch auf dem Thron,

„Seht, da steht der große Hecker,“
Der schriftstellernde Wandersmann,
Serenissimi selbstgemodelter Baumeister,
Der badische Rothschild,
Wie sich der Albgau uzt und neckt,
Der Meister des Freiburger Kaufhauses,
Weinbrenner-Bauten im Albtal,
Madame Sanssouci erobert Badens Thron,
Der namenlose Erbprinz,
Der Dollarkönig aus Walldorf,
„Ein Strahl der Dichersonne fiel auf sie . . .“
Von Benrath nach Schweitzzingen,
der Rastatter Gesandtenmord,
Der Reformers des Karlsruher Hoftheaters,
Gäste am badischen Musenhof,

und noch etwa 20 weitere Sendungen in der SDR-Reihe „Landesgeschichte“



Weihnachten in der Mundart: Ernst Buwer

d wienacht losloh

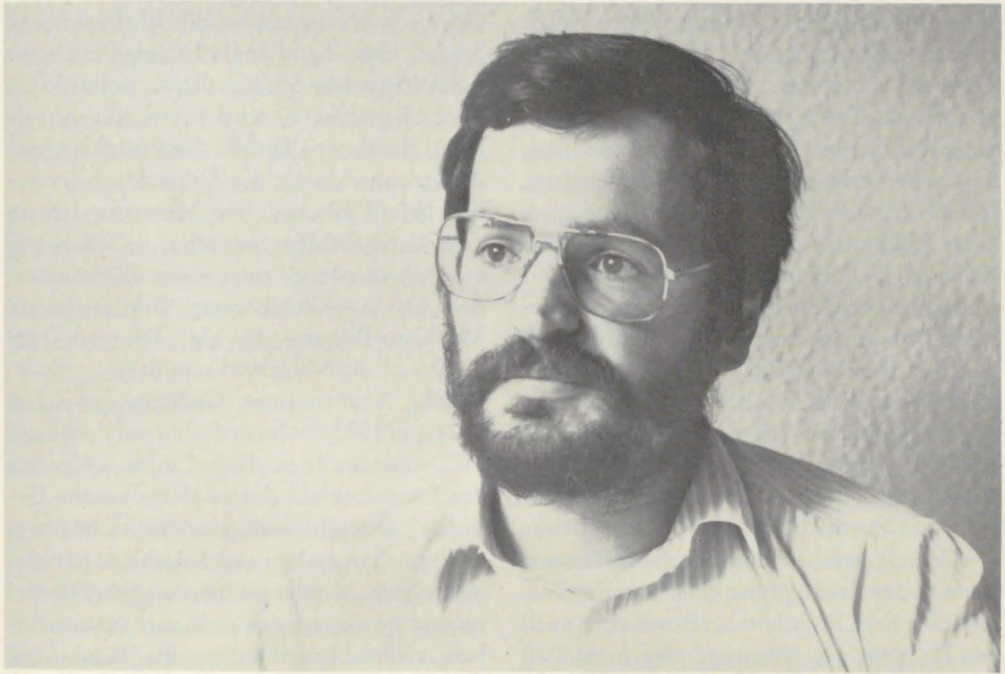
*dr rouschinke isch gschnitte
dr wü het die richtigi tämperatur
geschänk si unger em boum
d cherzli brönne
s wienachtschingli het glöggelet
de müesse mer dänk
losloh*

*Aus: defür und derwider um jede Präuss chürzere
bei, 1981*

Laudatio auf Manfred Bosch

anlässlich des Hebelfesttags am 10. Mai 1990

Volker Schupp, Freiburg



Manfred Bosch

Am Ende der sehr informativen Einführung in 50 Jahre Hebel-Preisgeschichte, welche die Problematik dieser einerseits an der literarischen Qualität, andererseits an der regionalen Geltung orientierten Auszeichnung als eigentlich nicht lösbar darlegt, rekurriert der Autor Manfred Bosch auf das Vorbild der Dichtung Hebels, einer Dichtung, die auf die Geltung der Provinz in einem Größeren zielt. „Welt – so Bosch – konstituiert sich letztlich aus lauter Nähe und Heimat.“ Der Preis lasse sich künftig danach beurteilen, inwieweit die Preisgerichte diesem Verständnis Ausdruck zu geben vermögen.

Wenn in wiederum 50 Jahren einer die Rückschau auf die Preisverleihungen unternimmt, so wird er zumindest für den Anfang des Zeitraums sagen können, daß „preispolitisch“ im Jahre 1990 eine ausgezeichnete Wahl getroffen wurde. Für Manfred Bosch setzt sich eben die große Welt aus lauter Nähe und Heimat zusammen. Er selbst hat das nach einem Auszug in die Welt, als er die Rückwege zum Bodensee abgebrochen glaubte, als eine Rückverpflichtung erfahren. „Die Gegend, in der man aufgewachsen ist“, kann man „nicht einfach zurücklassen... wie einen Pappbecher am Kiosk.“ Aber es

bedurfte dieses scheinbar endgültigen Auszuges des 1947 in Bad Dürkheim geborenen Abiturienten vom Gymnasium Radolfzell in die bayerische Metropole, um ihm das besondere Spannungsverhältnis von Welt und Region nicht nur erkennen, sondern leben zu lassen. Der Regionalist Manfred Bosch, der wie kaum ein anderer im Sinne Hebels für die Heimat tätig ist, ist also ebensowenig wie dieser ein Provinzler.

Hat sich das Preisgericht bei seiner Wahl naturgemäß weniger mit den frühen und aufs Bayerische gerichteten Arbeiten beschäftigt, so muß der Laudator doch sagen, daß ohne diese Erkenntnis- und Erlebnisquelle (des Arbeiter- und Gewerkschaftsmilieus, des Zivildienstes im Altersheim und der bayerischen Provinz) der eigene Weg des Manfred Bosch in die Nähe, die doch nicht mehr die frühere war, nicht so hätte ausfallen können. Boschs politische Schriften sind, offenbar von den Erfahrungen des 68ers und des ‚Ziwis‘ ausgehend, solche der Politik von unten, nicht aus dem Untergrund, sondern aus der Grundgesetzbestimmung, die für ihn vor allem in der Erkämpfung einer sozialen Demokratie liegt. Politik ist bei Bosch eben auch das Problem des Künstlers, der nicht von seinem eigenen politischen Selbstverständnis abstrahieren kann und voraussetzt, daß andere dies auch nicht können oder nicht dürfen. So kommt es zu den Gesprächen mit lesenden Arbeitern und entsprechend zur Stellungnahme von Autoren, die den (Mit)herausgeber sicher nicht immer befriedigt haben mögen (in: „Für wen schreibt der eigentlich?“). Vielleicht befriedigt ihn seine eigene auch nicht, denn sie ist „ästhetischen und kunstpolitischen Irrtümern“ ebenso ausgesetzt wie die anderer, hebt sich aber durch die Erkenntnis über viele hinaus, daß er jedenfalls nicht dem Künstlerbild nachstreben will, das – monoman oder proteusisch – auf das Kommunikative der Kunst allmählich verzichten zu können glaubt. Schon die Wahl seiner Themen und der Blick auf den lesenden Arbeiter

haben Manfred Bosch dagegen immunisiert. Boschs Kulturarbeit reicht von der Bereitstellung von Material, bei der er ungewöhnliche Findigkeit entwickelt, über die soziologisch geschulte Darbietung bis zur Ideologiekritik, der „Dokumentaranalyse“ etwa an der Managerliteratur in „Die Leute behandeln, als ob sie Menschen seien“. In diesem Fall scheint dem Laudator allerdings auch die überzeugendste Sprachanalyse politisch zu kurz zu greifen. Es wird zuviel von ihr verlangt; sie leistet allenfalls die Entschleierung der Intention, nicht die Aufdeckung der politischen Wirkung. „Die Menschen behandeln, als ob sie Menschen seien . . .“ ist, so will es scheinen, noch allemal besser, als sie behandeln, als ob sie keine wären. Gibt es also ein Mephisto-Prinzip, das als „Teil von jener Kraft . . .“ auch hier wirksam ist?

Boschs Alemannische Gedichte, zwischen 1974 und 1983 erschienen, sind mit dem Band „Wa sollet au dLeit denke“ zum Leidwesen des Laudators als „letzte alemannische Gedichte“ abgeschlossen, aber vielleicht hat er doch noch irgendwo eine Schublade mit Manuskripten. Mit der politischen Schriftstellerei sind sie wesensverwandt, aber auf unsichtbare, vielleicht auch unbewußte Weise. Ähnlich wie bei Hebel wissen wir nicht, warum er sie hat eigentlich dichten müssen, und ähnlich wie bei ihm sind sie – eruptionsartig – in der Dialektfremde entstanden. Sie gehören nicht mehr in die von Hebel begründete Tradition, jedenfalls setzt sich Bosch selber von ihr ab – was er mit Hebel selber gemeinsam haben mag, wäre durchaus noch zu fragen. Bosch stellt sie wohl in die Nachfolge der Wiener Gruppe um Hans Carl Artmann und Gerhard Rühm, vielleicht gehören sie noch eher in die Gruppe von deren Nachfolger, zu denen auch Kurt Marti zu rechnen wäre. Jedenfalls ist der Akzent einer sozialen Verantwortlichkeit Markenzeichen gegenüber bloßem Sprachspiel und der Verfremdung durch den Schriftsatz. Aber was sollen die denken, die dadurch nicht so sehr provoziert werden

wie durch das fremde Wienerische? Die Landsleute vom See nämlich? Sollen sie die Aufforderung annehmen „(Anstatt ere Widmung): Fiehlet ei / ganz / wie dehomm.“

Das bleibt zweideutig. Es ist manchmal etwas ungemütlich „dehomm“. Die Montage von Versatzstücken der Sprache unserer Jugend evoziert zwar die verlorene Heimat, aber zeigt auch gleich, wie eng sie war – und ist. Wie kommt es, daß gerade der neue Ton der alemannischen Lyrik, ohne Reim und taktierenden Vers, ohne den südwestalemanisch-kratzigen Ch-laut, zu dem wir uns – durch die Schwarzwaldschränke vom Hebel-Ton getrennt – meist mühsam-künstlich bewegen müssen, daß dieser Ton doch eine muffige kleinkarierte Welt mit sich bringt? Dabei ist ein Fortschritt schon registriert:

„Froog i den Kerle
Wem gheersch Du
Seet der:
mir selber –“

Ich habe als kleiner Bub auf die Frage „wem gheersch“ früher immer sagen müssen „em Lehrer Schupp“. Noch 1983 wird also die Antwort als unerhört empfunden. „I glaub / etz simmer go / sowiit.“

„Wie wiit“ eigentlich? Daß einer er selber sein will, daß aber gerade dieses dort am Ende der Welt, wo ja dann nur noch Wasser ist, eigentlich nicht geht. Die Enge macht ungerecht und selbstgerecht und dumm. Bosch dekuvriert die Spießler, aber er stellt sie nicht ganz bloß. Er zeigt ihnen nur, wo es langgehen müßte, wenn sie das Ohr für seine Lyrik haben, und das muß man als Seealemanne. Vom Ort aus gesehen ist Boschs Dialekt die Sondersprache (Soziolekt) eines Bürgertums mit hochdeutschen Anklängen in Fällen, in denen andere Leute über mundartliche Laute durchaus verfügten. Ich erinnere mich noch gut an den Augenblick, als ich erstmals ein Bosch-Bändchen in die Hand bekommen habe, – auch fern vom Dialekt. Vielleicht hat mich diese Situation ebenso frappiert wie die

Tatsache, daß der Jugendlaut dieselbe gesellschaftlich verkürzt gehaltene Saite zum Erklingen brachte.

(Der „Schoofschall“ der folgenden Verse ist eine Obdachlosensiedlung am Radolfzeller Stadtrand).

*se dund nind
drum hondse nind
se hond nind
drum sindse nind
se sind nind
drum kennedse konn
se kenned konn
drum hockedse umenand
se hocked umenand
drum kennedse konn
se kenned konn
drum sindse nind*

*mir wäret au nind worre
wemmers eso gmacht hettet
aber d gosch uffrüsse
je meh je weniger se hond
sell kennedse*

Teilhabe und Solidarität sind auch die Erfordernisse des regionalistischen Kulturkritikers. Das „mer“ (wir) schließt eben auch den Entschleierer ein. Das Spezifische in der mundartlichen Redensartenmontage ist das dicere verum, aber eben ridendo, das Gelächter dessen, der nicht nur verlacht. Auch wenn, wie in diesen Monaten, für manchen eine Sozialismus-Utopie zerbricht und Autoren dadurch in eine Krise geraten, wenn die (linke) Literatur kein Dach mehr hat, wie der Freiburg-Berliner Autor Peter Schneider gerade formulierte, so hätte sich Manfred Bosch doch noch mehr als ein Notdach bewahrt, gewissermaßen eine Zweitwohnung in der Regio, die inzwischen sein Erstwohnsitz geworden ist. Der sitzenbleibende Stachel der Gedichte bleibt eben im Mitmenschen haften, sei er nun spießig oder schlitzohrig, nicht in

einem teilkonstruierten homo alemannicus politico-oeconomicus.

Ein weiterer Bereich des Autors Manfred Bosch und einer der Anstöße für die Verleihung des Preises ist die Dokumentation der Zeitgeschichte in den Bänden „Als die Freiheit unterging“ und „Der Neubeginn“. Baden im Dritten Reich und anschließend Südbaden von 1945–50, sind hier die Themen. Vorgänge sind dokumentiert, die uns allen irgendwo auch im Dokument vertraut sind. Was aber den Reiz, im Positiven und im Negativen, ausmacht, ist die Nähe des versammelten Materials, das nicht mehr das als Fremdes aus der Distanz Lernbare eines Geschichtsbuches sein kann. Personen der Zeitgeschichte – einige habe ich selbst noch persönlich erlebt – stehen nun mit ihren (Un)Taten und Leiden vor uns. Wenn wir das alles damals gewußt hätten! Politische und militärische Ereignisse knüpfen sich an Orte, deren Substanz sie anreichern. Bosch hat die Dokumente in fleißiger Archivarbeit ausgegraben und mit klugen allgemeinverständlichen Einleitungen in den richtigen Rahmen gestellt. Der Südbadener kann so erst das Territorium seines Lebens historisch annehmen. – Daß er es auch dank Boschs Frondienst in der Allmende-Redaktion seit 1981 auch gegenwärtig-literarisch, mit Zustimmung und zur Kritik herausgefordert, tun kann, ist nicht das geringste seiner Verdienste, wird aber, seit die Zeitschrift wieder aus dem Größten heraus ist, leicht übersehen.

Die Geschichte aber besteht nicht aus gelblich gewordenen Papieren. Personen haben ihr die Prägung verliehen, besonders die Schriftstellerkollegen Boschs, Oppositionelle, Vertriebene, Verfolgte wie der Pazifist Max Barth aus Waldkirch, der Publizist und Zeitungsgründer Erich Schairer, der Schriftsteller Josef W. Janker oder Sepp Mahler, der Lump und Philosoph der Straße. Sorgfältige Ausgaben, zum Teil aus ungeordnetem Archivmaterial, einfühlsame Einführungen stellen die Figur des jeweiligen Autors plastisch

vor Augen, seine Themen und Traumata, deren Überwindung, die Um- und Widerstände, an denen sich das Talent erst ausbilden mußte, die Grunderfahrung und psychische Disposition, das alles mit der gebotenen Bescheidenheit und Kürze. Manchmal ist es literarische Archäologie, die Bosch betreibt. Es sind vor allem seine Gesinnungsgenossen, schon vergessene oder solche, die in Gefahr sind, daß die Literaturgeschichte, von der nur Naive meinen können, sie folge dem Prinzip historischer Gerechtigkeit, über sie hinwegschreitet. Für Boschs Redlichkeit und sein unbestechliches Qualitätsempfinden spricht jedoch, daß er aus der Schar der 45 Hebelpreisträger seines klugen Kataloges einem auch über die Pflicht des Sammlers hinaus gerecht geworden ist, einem, der ihm politisch ganz fremd sein muß, weil dessen nationalistische Weltanschauung ihn in einem langen Leben in die Isolation und in ein bis heute dauerndes Freiburger Tabu geführt hat: Emil Strauß, der trotz allem, was man mit Recht gegen ihn vorbringen kann, ein großer und im Sinne Boschs regionalistischer Autor gewesen ist.

Und welches ist die Grunderfahrung unseres Preisträgers? Es ist die, wegen der er hier als Hebelpreisträger steht, eine Erfahrung, die alle Bereiche seines Werkes, den politischen, lyrischen, literarischen und historischen einigmaßen einheitlich, wenn auch in unterschiedlichen Graden durchdringt. Es ist die gelebte Erkenntnis, daß man, um ein selbstbestimmtes und kulturzentriertes Leben als Schriftsteller führen zu können, auf die Teilhabe und Solidarität ebenso angewiesen ist, wie man sie auch aufbringen muß gegenüber den Mitmenschen, die man erst durch die Nähe in ihrer Größe und auch ihrer verhockten Provinzialität erfahren kann, und auch gegenüber denen, die schon seit vielen Jahren tot sind. Die Umwelt wird dann erst zur lebendigen Region, behält aber ihre wirkungsdurchlässige Öffnung zur Welt.

Anmerkungen

Bibliographie

„das ei“. Gedichte. München (Maistraßenpresse) 1969

„konkrete poesie“. Bonn (amöbenpresse) 1970

„Ein Fuß in der Tür“. Gedichte. München (Mainstraßenpresse) 1970

„mordio & cetera“. München (Relief-Verlag) 1971
„lauter helden. westerngedichte“ Henstedt (Henstedter Handdruck-Verlag) 1971

„Die Leute behandeln als ob sie Menschen seien. Managerliteratur – eine Dokumentaranalyse“. München (Raith) 1974

„lautere helden. neue westerngedichte“. Berlin/Erlangen (Renner) 1975

„Uf den Dag wart i“. Alemannische Mundartgedichte. Nachwort von Bruno Epple. Grunertshofen (Selbstverlag) 1975

„Handbuch zur deutschen Arbeiterliteratur“. Band II: Bibliographie. München (edition text und kritik) 1977

„Mir hond no gnuet am Aalte. Neue alemannische Gedichte“. Grunertshofen (Selbstverlag) 1978

„Der neue Büchmann. Aus dem Wortschatz einer Klassikergesellschaft.“ (Zus. mit Manfred Ach) Hamburg (Nautilus) 1978

„Der Zugang“. In: Bosch, Manfred/Hossfeld, Joachim, Geschichten aus der Provinz. München (Damnitz) 1978

„Der Kandidat F. J. Strauß. 14 Briefe an einen Jungwähler über die Verteidigung unserer demokratischen Möglichkeiten“. Köln (Pahl-Rugenstein) 1980 (=Kleine Bibliothek 175)

„Ihr sind mir e schöne Gsellschaft. Neueste alemannische Gedichte“ Rheinfelden (Selbstverlag) 1980

„Zeit-Gedichte“. München (Damnitz) 1980 (=Zeit-Gedichte 5/1980)

„Wa sollet au d Leit denke. Letzte alemannische Gedichte“. Rheinfelden (Selbstverlag) 1983

„Als die Freiheit unterging. Eine Dokumentation über Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden.“ Konstanz (Südkurier) 1985

„Zu Gast bei unseren Feinden. Bericht von einer Reise in die Sowjetunion“. Köln (Pahl-Rugenstein) 1986 (=Kleine Bibliothek 405)

„Der Neubeginn. Aus deutscher Nachkriegszeit. Südbaden 1945–1950.“ Konstanz (Südkurier) 1988 Bodensee. (Mit Bildern von K.-H. Raach). Hamburg (Ellert & Richter) 1989

„Was willst du mehr“. Epigramme. Karlsruhe (Info-Verlag) 1990

„Beispielsätze. Eine literarische Entziehungskur“. Starnberg (Raith) 1972

„Für wen schreibt der eigentlich? Gespräche mit lesenden Arbeitern. Autoren nehmen Stellung“. (Zus. mit Klaus Konjetzky). München (Piper) 1973

„Politisches Lesebuch“. (Zus. mit Hans-Dieter Bamberg). Starnberg (Raith) 1973

„Gegendarstellungen. Autoren korrigieren Autoren. Lyrische Parodien“ (Zus. mit Manfred Ach). Andernach (Atelier) 1974

„Epigramme. Volksausgabe“. Lollar (Achenbach) 1975

„Handbuch Gruppenarbeit“. (Zus. mit Hans-Dieter Bamberg). München (Weismann) 1975

„Kulturarbeit. Versuche und Modelle demokratischer Kulturvermittlung“. Frankfurt/M. (päd. extra) 1977

„Ortsgeschichte Grunertshofen“. Grunertshofen (Gemeinde Grunertshofen) 1977

„Mundartliteratur. Texte aus sechs Jahrhunderten“. Frankfurt/Berlin/München (Diesterweg) 1979 (=texte und materialien zum literaturunterricht)

„Nie wieder! Texte gegen den Krieg“. Köln (Pahl-Rugenstein) 1981 (=Kleine Bibliothek 215)

„...du Land der Bayern. Ein politisch-historisches Lesebuch“. Köln (Pahl-Rugenstein) 1983 (=Kleine Bibliothek 293)

„Wir trugen die Last, bis sie zerbrach. Frieda und Emil Faller, ein deutscher Briefwechsel 1933–1938“. Nachwort Martin Walser, Freiburg/Brsg. (Dreisam) 1983

„Ich der Lump. Philosoph der Straße. Sepp Mahler – Das literarische Werk“. Sigmaringen (Thorbecke) 1984

„Das Ende der Geduld. 53 Adressen an die Herrschaft“. Gesammelt von M.B. Baden-Baden (Elster) 1986

Max Barth, „Flucht in die Welt. Exilerinnerungen 1933–1950“. Waldkirch (Waldkircher Verlag) 1986
Josef W. Janker, „Werkausgabe“, Band I-IV. Friedrichshafen (Gessler) 1988

Max Picard. „Wie der letzte Teller eines Akrobaten. .. Eine Auswahl aus dem Werk“. Sigmaringen (Thorbecke) 1988

„Der Johann-Peter-Hebel-Preis 1936–1988“. Eine Dokumentation im Auftrag des Ministerium für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg. Waldkirch (Waldkircher Verlag) 1988

„Mit der Setzmaschine in Opposition“. Auswahl aus Erich Schairers Sonntagszeitung 1920–1933. Vorwort Gordon A. Craig. Baden-Baden (Elster) 1989

„Franz Schneller 1889–1968“. Katalog zur Ausstellung F. Sch. (Bearb.) Freiburg (Kulturamt Freiburg) 1989



Weihnachten in der Mundart: Manfred Bosch

Weihnachte

*Wo mir gseet hond:
Des isch en schöne Bomm
de nemme mr
hond se irgendwo anderscht
de Wald entlaubt*

*Wo mir s Lametta
an Bomm ghängt hond
hond irgendwo anderscht
d Soldate s Häs
usem Spind gholet*

*Wo mir de Bomm aazunde hond
hond se irgendwo anderscht
Chrischtbämm uffegeschosse
dasse meh sened zum Bombaridere*

*Wo mir Liedle gsunge hond
hond irgendwo anderscht
Kugle pfiffe*

*Wo mir d Gschenke uuspackt hond
hondse irgendwo anderscht
de Leit d Heiser zusammebombt*

*Wo sich d Kinder
iber d Gschenke gfreit hond
sin irgendwo anderscht
Kinder zu Waise worre*

*Wo mir e Weihnachtsplatte
ufgleet hond
hond se irgendwo anderscht
en Bombedeppich gleet*

*Wo se uf dere Platte gsunge hond
und Friede auf Erden
ischs irgendwo anderscht
uf einmol ganz schtill worre*

Aus: Mir hond ho gnueg am Aalte (1978)

Der Hebelgast 1990

Bruno Epple las beim Langenharder Hebelschoppen

Andreas Mannschott, Lahr

Die Ortsgruppe Lahr im Landesverein Badische Heimat hatte am 5. Mai 1990 zum traditionellen Hebelschoppen in das Berggasthaus zur „Schönen Aussicht“ auf dem Langenhard bei Lahr eingeladen. Es war die 37. Veranstaltung dieser Art seit Gründung im Jahre 1950. Eine große Anzahl Hebel Freunde fand sich in geselliger Runde zusammen, um den Schriftsteller, Dichter und Maler Bruno Epple aus Öhningen-Wangen am Bodensee zu hören. Oberstudienrätin Gertraude Seyffer und Schüler des Staatlichen Aufbaugymnasiums Lahr gaben mit musikalischen Beiträgen und Rezitationen von Gedichten aus der Schatzkammer Johann Peter Hebels dem Abend, bei dem natürlich Schäufele, Kartoffelsalat, Langenharder Bauernbrot und der badische Wein nicht fehlten, einen schmückenden Rahmen.

Der Abend war die erste Begegnung mit Bruno Epple in Lahr. Erste Kontakte allerdings gab es, wie aus Einträgen im Hebelbuch der Ortsgruppe Lahr ersichtlich, schon im Jahre 1963. Bruno Epple, der eigenwüchsig und mit sprachlicher Kraft die alemannische Mundart des Bodensees zum Lob seiner Heimat und deren Landschaft gebraucht, durfte rasch in die Reihe der Hebelschen Gefolgsleute eingeordnet werden, die auf dem Langenhard schon einkehrten.

In Rielasingen im Hegau 1931 geboren, verbrachte Bruno Epple seine Jugendjahre in Radolfzell. Er besuchte das Gymnasium Konstanz. Nach der Eidgenössischen Maturität an der Stiftsschule Engelberg/Schweiz folgt das Studium an den Universitäten Freiburg und München mit dem abschließenden Staatsexamen in Deutsch, Geschichte und

Französisch. Danach war Bruno Epple Lehrer am Gymnasium Radolfzell und wurde 1972 zum Gymnasialprofessor ernannt.

Epples schriftstellerische Laufbahn begann schon in den frühen Fünfziger Jahren. Während seines Studiums entstanden die ersten Mundartgedichte. Sein erster Gedichtband „Dinne und Dusse“ in der alemannischen Mundart von Hegau und Untersee, mit Linschnittchen von Curt Georg Becker, erschien 1967. Es folgten weitere Publikationen, so 1982 der „Konstanzer Totentanz“, ein Theaterstück in Mundart, das vom Stadttheater Konstanz uraufgeführt und 1983 als brennendes Hörspiel unter dem Titel „So isch hau ds Läbe“ im Radio gesendet wurde.

„Seesontag“ nennt Bruno Epple sein 1988 herausgegebenes Werk, ein heiter-besinnliches Bodenseebuch. In diesem Wort-Bild-Wechsel zeigt sich Bruno Epple nicht nur als Schriftsteller und Dichter, sondern auch als Maler. Daß das erste Talent das zweite beeinflusst, wird deutlich in seinen Bildern, die neben handwerklicher Sorgfalt und ästhetischer Urteilskraft auch etwas von der toleranten und gütigen Lebenshaltung eines Menschen verraten, der die Welt „trotz allem“ mit liebevollen Blicken betrachtet. Seine Bilder und Texte künden vom heimatlichen See, auf den er von seinem Wohndomizil hoch über dem Untersee hinuntersieht und der ihm tagtäglich aufs Neue Verlockung ist. Die Bildsprache des Malers Epple, so in den Einführungsworten zu diesem Buch, formuliert erlebte Wirklichkeit poetisch verklärt, während die klare Sprache des Dichters bildhaft Geschautes und Gedachtes bannt. Gestalten heißt für Epple, ob mit Farbe oder Wort,

Eindrücke und Einsichten zu speichern und im Kunstwerk zu eigener Form zu verdichten. Seine Vielseitigkeit unterstreicht der Hebelgast auch in der Bemalung von Tonfiguren, vornehmlich zur biblischen Geschichte, wie sie im Spätmittelalter in den Bildern der „Armenbibel“ ihren Ausdruck fanden. Hierzu der Hebelpreisträger von 1990 Manfred Bosch: „In diesen Kleinplastiken manifestiert sich ein ungebrochenes Verhältnis zum Dargestellten, keine kritische Distanz schiebt sich zwischen Gegenstand und Vermittler. Noch in den fertigen Figuren ist auf eine anrührende Weise eine künstlerische Schöpferlaune abzulesen, mit der Bruno Epple seinen Gestalten heitere Gelassenheit und unschuldigen Ernst verleiht“. Erstmals wurden seine Tonfiguren 1977 bei der Bundesgartenschau in Stuttgart gezeigt.

Als Maler ist Bruno Epple Autodidakt. Beachtlich umfangreich ist die Liste seiner Ausstellungen im In- und Ausland; darunter 1973 eine Epple-Ausstellung mit 15 000 Besuchern im Museum für Moderne Kunst in Rio de Janeiro. Er hat sich mit seiner naiven Malerei international einen Namen gemacht.

Für seine Verdienste als Bewahrer heimatlicher Werte, als Dichter und Schriftsteller, als Maler und Zeichner im Geiste der Verantwortung für seine Mitmenschen durfte Bruno Epple vielseitige Anerkennung erfahren. Beim Wettbewerb europäischer naiver Maler 1973 in der Schweiz erhielt er den 2. Preis. Im gleichen Jahre erfolgte seine Aufnahme als Mitglied in die „Groupe Henri Rousseau“,

wo ihm der Internationale Preis der Schweiz für naive Maler zuerkannt wurde.

Bei seiner Langenharder Lesung, vornehmlich aus den 1980/83 erschienenen drei Bänden mit dem Titel „Wosches“, was soviel heißt wie „Weißt Du es“, präsentierte Bruno Epple überaus vergnügliche Lektionen in alemannischer Mundart. Meist war es ein Wort, das aufgespießt wurde, mitunter auch ein Ausdruck oder eine Besonderheit aus der Mundart rund um den Bodensee. Kräftig und farbig zeigt sich der gesprochene Dialekt. Witzig und hintersinnig spürt Epple die Eigenschaft der Begriffe auf und präsentiert sie in ihrer ganzen Lebendigkeit. Da war zum Beispiel der „Bibidämm“, bei dem sich Epple an seine Schulzeit erinnert. Eine Zeit, in der man noch mit dem Tintenfäßchen Vorlieb nehmen mußte. „Bibidämm“ bedeutet in der Übersetzung: „Ich gehöre zu dem, der bei mir ist“. Mit dem Dialog „Wie goat-s“ bewies der Gast Heiterkeit und Schlagfertigkeit. In weiteren Gedichten und Prosavorträgen, die mitten aus der Fröhlichkeit heraus auch zum Nachdenken aufforderten, so in der „Allensbacher Demoskopie“, in der „Angstballade“ oder im „Himbeerversteck“, zeigte sich Bruno Epple als Meister differenzierter Mundart. Er erklärte dem Unkundigen ihre Herkunft und Geschichte, offenbarte dem literarisch Interessierten ihre Poesie und vermittelte dem Eingeweihten ihre farbige und klangvolle Welt. So bewahrt er sie davor, in Vergessenheit zu geraten, und trägt zur Erhaltung der Mundart als „gesprochener Sprache“ bei.

Heimattage Baden-Württemberg 1990

Bretten hat neue Maßstäbe gesetzt

Karl Banghard, Oberderdingen



Am Anfang stand die Diskussion. Darf es Heimattage Baden-Württemberg geben, ohne daß der Begriff Heimat, kontrovers versteht sich, diskutiert würde? So wurde auch in der Melanchthonstadt Bretten debattiert, die im Oktober 1988 auserkoren worden war, vom 6. bis 9. September das Hochfest des Landes 1990 auszurichten.

Heimat, was ist das? Die einen wollen den Staub abschütteln von „Heimat“ im landläufigen Sinne, wollen akute Bedrohungen der Heimat als Umwelt vor Augen führen und versuchen, Lösungen für die Probleme aufzuzeigen. Die anderen richten den Blick zurück, dahin, wo die Wiege stand, wo muntere Quellen rauschen, und wo die alten Straßen noch, die alten Häuser noch zu besingen sind. Heimat wird allmählich zwangsläufig zum Lebensraum für die Alteingesessenen, für Jugend und Senioren, für Vertriebene und

Flüchtlinge, auch für Randgruppen und für kritische Kreise, die Rock dem „Schönsten Wiesengrunde“ vorziehen. Und nach dem 9. September in Bretten? Die einen beharren auf der Bewertung „Flop“, die anderen, die wohl Maßgeblichen, beteuerten: Bretten hat in der Reihe der Landesheimattage neue Maßstäbe gesetzt und den künftigen Organisatoren wertvolle Impulse vermittelt.

Der Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden hat in Tuchfühlung mit der Stadt Bretten und dem Landkreis Karlsruhe im Organisationskomitee zur Vorbereitung dieser Heimattage rechtzeitig die Weichen gestellt, hat Konsequenzen gezogen aus den festlichen Tagen 1989 in Nürtingen und einen passenden Maßanzug geschneidert. Daß sich einige der Organisatoren schließlich in der Situation wie jener Reiter über dem Bodensee wiederfanden, ist nicht außergewöhnlich: Die Kapazitätsgrenze war überschritten, die Tragweite der Aufgaben und Arbeiten war ebenso unterschätzt worden wie die Kosten und der Personalbedarf während der heißen Phase. 200 städtische Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen waren außer ungezählten ehrenamtlich Mitwirkenden im Einsatz. Aber ihr Engagement, zuweilen ihr Opfer, hat sich, so die übereinstimmende Meinung in der „Manöverkritik“, gelohnt. Das Echo im ganzen Land war positiv, und Bretten, das etwas klein geratene Mittelzentrum am Rande des alten Baden und Württemberg, ist gerade nach spektakulären Firmenzusammenbrüchen in den 80er Jahren auf Imagepflege angewiesen.

Die Infrastruktur der ehemals kurpfälzischen Amtsstadt und des badischen Bezirksamts bis 1936 hat sich als ausreichend erwiesen. Die langjährigen Erfahrungen der Vereinigung „Alt Brettheim“ bei der Gestaltung des ältesten süddeutschen Heimat- und Volksfestes, Peter und Paul, waren ebenso zu nutzen wie zahlreiche Gruppen aus dem historischen Brettener Heimatfestzug zu gewinnen waren. Der mittelalterlich anmutende Marktplatz mit der einzigartigen Fachwerk-Atmosphäre, dem alten Rathaus und dem Melanchthongedächtnishaus und die größtenteils restaurierte Altstadt mit dem neuen Rathaus boten die Plattform, auf der sich effektiv darstellen ließ, was Heimat sein kann.

Die Stadt war nicht allein gelassen worden: Der Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden, der Heimatverein Kraichgau, der Landkreis, das Landesdenkmalamt und das Generallandesarchiv, die Vereinigung Alt Brettheim, Vereine und Schulen stellten sich engagiert bereit, um ein Mammutprogramm zu bewältigen, wie es Bretten noch nie erlebt hat. Regierungsdirektor Udo Theobald resümierte denn auch in der Manöverkritik, die Heimattage seien sehr gut geplant und bei hervorragender Zusammenarbeit aller Kräfte sehr zufriedenstellend abgewickelt worden; sie hätten im ganzen Land ein positives Echo hervorgerufen und in der Reihe der Heimattage seit 1978 neue Maßstäbe gesetzt. Bretten bedeute einen Schritt nach vorne.

An Einstimmung auf das viertägige Fest der Feste – auch Peter und Paul wurde 1990 würdig begangen – mangelte es nicht. Frühzeitig wurde ein Vorlaufprogramm mit Führungen und Besichtigungen, mit Vorträgen und Lesungen, mit Ausstellungen und Artikelserien in Tageszeitungen und Heimatzeitschriften gestartet, die größtenteils lebhaften Zuspruch gefunden haben. Der Kraichgau und die Kraichgauritterschaft bildeten das zentrale Thema, wobei Probleme des Denkmal- und Umweltschutzes nicht ausgeklammert worden sind. Enttäuscht haben lediglich die An-

gebote an Heimatfilmen, zumal mehrere angekündigte Filme nicht gezeigt wurden.

Nicht nur die Melanchthonstadt, der ganze Kraichgau rückte bereits ein Jahr vor den Heimattagen ins Blickfeld. Mehrere Burgenbesichtigungen unter Leitung des Heimatvereins Kraichgau waren außerordentlich stark besucht, des gleichen Führungen zu adeligen Grablegungen mit imponierenden Renaissance-Epitaphien. Zumindest unter Heimatfreunden sollte das Kraichgauer Hügel-land nicht länger das oft zitierte „weithin unentdeckte Land“ sein.

Während der eigentlichen Heimattage vom 6. bis 9. September wurden insgesamt 40 Veranstaltungen geboten; 20 Ausstellungen waren zu besichtigen: Der Besucher hatte die Qual der Wahl. Wer das ganze Angebot bei freiem Eintritt nutzen wollte, mußte sich spaten; er schaffte es trotzdem nicht. So begann der Sonntag, 9. 9. um neun Uhr mit der ökumenischen Morgenfeier; um elf Uhr folgte der Festakt der Landesregierung mit der Verleihung der Medaillen für besondere Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg durch Staatssekretärin Dr. Marianne Schulz-Hector. Zu gleicher Zeit begannen die Stadtführungen. Als sich um 14 Uhr der von Stadtvogt Werner Sailer generalstabsgerecht organisierte Festzug in Bewegung setzte, säumten trotz unsicherer Witterung um die 30 000 Besucher den Marsch der 70 Gruppen aus allen Teilen des Landes.

Anklänge an den Traditionszug beim Brettener Volks- und Heimatfest Peter und Paul waren zwar gelegentlich nicht zu überhören, doch hatte der festliche Zug mit nahezu 2500 Mitwirkungen durchaus eine eigene Note: Trachtengruppen, Bürgerwehren und -milizen, Volkstanzgruppen, Musikkapellen und Fanfarenzüge aus dem ganzen Land verdeutlichten, daß Heimatverbundenheit und Pflege von Brauchtum und Tradition noch immer fest verankert sind. Und die Brettener Partner- und Freundschaftsstädte Longjumeau/Frankreich, Condeixa/Portugal, Nad-

war/Ungarn und Hemer/Westfalen waren in diesem farbenprächtigen Reigen kein Fremdkörper. Fanfarenzug, Trachtengruppe und Bürgerwehr Bad Urach bildeten einen imponierenden Schlußpunkt: eine freundliche Empfehlung, den Heimattagen Baden-Württemberg 1991 in der Bäderstadt auf der Alb ebenso Beachtung zu schenken wie in Bretten.

Festzug und Landesfest zum Tag der Heimat auf dem historischen Brettener Marktplatz mit der majestätischen Fachwerkkulisse markierten den Höhepunkt des Festes der Feste in Baden-Württemberg. Ministerpräsident Lothar Späth würdigte die Leistung der Melanchthonstadt als Ausrichter der Heimattage mit der Aufforderung: „Wer wissen will, was Heimat ist, soll nach Bretten kommen!“ Zur Heimat Europa gehöre die Identität im deutschen Südwesten, betonte er und rief dazu auf, stolz und selbstbewußt auf Tradition und Heimat zu sein, gleichzeitig aber offen zu bleiben. Gerade Heimatverbundenheit und Weltoffenheit seien typische Merkmale für Baden-Württemberger. Ein Land, das vom Export lebe, profitiere von dieser Weltoffenheit.

Lothar Späth warnte vor dumpfem Fremdenhaß, der die Probleme nicht lösen könne. Ebenso lehnte er die „Deuschtümelei“ ab. Jetzt dürfe man nicht nur über die Heimat Deutschland reden, sondern müsse im gesamteuropäischen Denken etwas tun. Grußworte an die Ehrengäste und an gut 10 000 Besucher rings um den Marktplatz richtete Brettens Oberbürgermeister Paul Metzger. Regierungspräsident Dr. Karl Miltner hob vor allem die Mitarbeit der Jugend bei den Heimattagen in Bretten hervor. Nach seiner Ansicht sind die Heimattage als Forum des Dialogs zwischen den Bürgern angenommen worden. Der Kraichgau und Bretten seien durch diese Heimatveranstaltung aus einem gewissen Schattendasein herausgetreten. Der Landkreis Karlsruhe machte die Auswanderungen des 18. und 19. Jahrhunderts

zum Thema der Heimattage. Landrat Dr. Bernhard Ditteney hieß auf dem Marktplatz die stattliche Gruppe Ungarndeutscher aus Nadwar und Brasiliendeutsche aus dem Staate Santa Caterina willkommen, die vom Heimatverein Kirrlach vorbildlich betreut worden sind. Die stark beeindruckten Deutschstämmigen aus dem Süden Brasiliens überreichten dem Landrat die brasilianische Fahne. Viele ihrer Vorfahren waren aus Gemeinden des heutigen Kreisgebiets nach Südamerika ausgewandert, so aus Wiesental, Kirrlach, Hambrücken, Karlsdorf und Neut-hard. Der Landrat zitierte den Gelehrten Roquette Pinto: „Diese Helden haben in Brasilien den Urwald gerodet, Ortschaften und Städte gegründet und singend gearbeitet.“

Bevor die Heimattage am Donnerstag, 6. September durch Kultusminister Gerhard Mayer-Vorfelder und Regierungspräsident Dr. Karl Miltner offiziell eröffnet wurden, war in den Hallen der ehemaligen Herd- und Ofenfabrik Malag der Vorhang vor Ausstellungen zurückgezogen worden, die als Kernstücke des Programms zu werten sind. Mayer-Vorfelder stellte heraus, jeder Mensch brauche einen Ort der Geborgenheit, in dem er geistig und seelisch verwurzelt ist. Dort finde er zu seiner Identität.

Gleich sechs Themen wurden in den früheren Fabrikräumen beleuchtet: Die „Weiße Ware“-Bretten und seine Herdindustrie, „Bröckelnde Helden“ (Industriefotografie), die Bodenerosion in Vergangenheit und Gegenwart, Kraichgauer Auswanderer in Ungarn und Ritter im Kraichgau – zwischen Fürsten und Bauern. Minister Gerhard Weiser schälte bei der Eröffnung die Landwirtschaft als bindendes Element heraus. Aus wirtschaftlicher Not seien Bauern ausgewandert; die Industrie sei Ausweg aus ärmlichem bäuerlichen Leben gewesen und aus der Landwirtschaft heraus sei die Industrialisierung eingeleitet worden. OB Paul Metzger bekannte sich zur Entscheidung, eine solche Ausstellung in die Industriebranche gelegt zu haben.

Die Ausstellung „Leben im Kraichgau“ mit gut 6000 Besuchern lebt im wesentlichen in gehaltvollen Begleitheften weiter. Obwohl die Industriefotografie wie auch die Naturfotografie und die „Bodenerosion in Vergangenheit und Gegenwart“ kaum Wünsche offen gelassen haben und die Bedrohungen eindringlich vor Augen führten, galt das Publikumsinteresse betont den Kraichgaurittern, der „Weißen Ware“ in Bretten und den Ungarndeutschen. Mit der Herdindustrie stellte Peter Bahn, Volkskundler aus Mainz, den lange Zeit dominierenden Wirtschaftszweig in Bretten vor, ein Kapitel Wirtschaftsgeschichte, das in den 80er Jahren jäh abgeschlossen wurde. KW & A Muckenfuß und Malag sind nicht mehr, und Neff ist über AEG in eine Siemens-Bosch-Gruppe übergegangen: Der Firmenname Neff ist erhalten geblieben. Neff GmbH ist mit einem veränderten Produktionsprogramm größter Arbeitgeber der Stadt geblieben.

Gern gesehene Gäste während der Heimattage, bei der Ausstellung in den Malaghallen, beim Tanz und im Festzug war die schmucke Gruppe aus Nadwar in Ungarn. Wie in dem südungarischen Weindorf nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch das Brauchtum erhalten geblieben ist, war für alle Besucher der Ausstellung beeindruckend. Verständlich ist, daß die Partnerschaft zwischen Nadwar und dem Brettener Stadtteil Neibsheim mit Leben erfüllt wurde.

Publikumsmagnet war die Ausstellung der Kraichgauritterschaft, im wesentlichen vom Generallandesarchiv in Karlsruhe gestaltet, unterstützt durch Adelsfamilien und private Leihgeber. Der Ritterkanton Kraichgau, 1542 in der „Krone“ in Bretten konstituiert, war vom Arbeitskreis Heimatpflege und von der Stadt Bretten als Herzstück des Heimattage-Programms bezeichnet worden. Der Ritterschaft im Kraichgau galten denn auch mehrere Exkursionen, Vortragsveranstaltungen und öffentliche Diskussionen: Noch selten zuvor wurden innerhalb weniger Tage Archi-

ve, Burgen, Schlösser, Güter und Grablagen des Adels so intensiv vorgestellt wie in Bretten, Anlaß für den Heimatverein Kraichgau, einen Sonderband herauszubringen, in dem sich vielgestaltige Exponate von Urkunden, Wappen, Waffen, Siegel, Porträts, Turnieren, Darstellungen von Burgen und Schlössern, Szenen aus dem Bauernkrieg bis hin zu zeitgenössischen Musikinstrumenten spiegeln werden.

Für den Kraichgau waren die Heimattage auch deshalb ein Gewinn, weil die bislang nicht allzu reichhaltige Kraichgauliteratur beträchtlich bereichert wird. Bretten brachte rechtzeitig vor dem Landesfest den dritten Band der Stadtgeschichte von Dr. Alfred Straub „Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit“ heraus, der Heimatverein Kraichgau legte die Sonderbände „Das Fachwerk im Kraichgau“ von Prof. Dr. Erwin Huxhold und „Die Urkunden des Gemmingenschen Archivs auf Burg Guttenberg“ vor, bearbeitet von Dr. Kurt Andermann. In der Reihe „Melanchthonschriften der Stadt Bretten“ sollen die Vorträge innerhalb der Tagung „Kraichgauer Ritterschaft im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit“ und der Vortrag von Prof. Dr. Volker Press „Die Kraichgauer Ritterschaft in der Barockzeit“ wiedergegeben werden.

Im Zusammenhang mit den Heimattagen in Bretten kündigte der Vorsitzende des Heimatvereins Kraichgau, Bernd Röcker, Eppingen, an, mit mehreren Sonderbänden wie Kraichgau-Bibliografie, Museums- und Burgenführer und einem Kirchenüberblick allmählich eine dringend erwünschte Gesamtdarstellung anbieten zu können. Die Arbeiten von Leopold Feigenbutz und von Prof. Dr. Friedrich Metz liegen nämlich lange zurück.

Veranschaulicht wurde durch die vielfältigen, stark beachteten Vorträge, daß die Kraichgauritter ein Kapitel Reichsgeschichte geschrieben haben und bei der Reformation eine herausragende Rolle spielten. Vorausset-

zung waren engagierte Theologen, eine aufgeschlossene Obrigkeit und eine dem Evangelium zugewandte Gemeinde. Der Kraichgauadel lebte, als Luther 1518 in Heidelberg und 1521 in Worms aufgetreten ist, in einem spannungsfreien Verhältnis zur Kurpfalz.

In der Barockzeit hatte der Ritterkanton Kraichgau, so Prof. Press, einen Balanceakt zwischen Kaiser und Fürsten zu bestehen. Für viele Adelsfamilien bedeutete der Fürstendienst eine wesentliche Entlastung ihrer kritischen Situation. Mit Eberhard Friedrich Freiherr von Neipperg als Ritterdirektor hat sich der Schwerpunkt der Kraichgauritter zusehends nach Osten verschoben. Neue Zentren wurden Wimpfen und Heilbronn. Neipperg hat die Ritterschaft durch schwierige Zeiten gesteuert: Ihm ist die Verbindung zwischen Luthertum und Kaisertreue gelungen. 1725 ist der Kaiserliche Generalfeldmarschall in Schwaigern gestorben.

Als Brücke zwischen Geschichte und Gegenwart wurde das Erbe der Ritterschaft bezeichnet. Wer aber bezahlt dessen Erhaltung, Erschließung und Nutzung? Die Diskussionsrunde über den Archivalien- und Denkmalschutz mit namhaften Vertretern der zuständigen Behörden ließ einige Fragen offen. Viele Burgruinen sind ernsthaft gefährdet, und oft genügen die Mittel für eine dauerhafte Restauration nicht. Was für die Adelsarchive, gleichfalls Denkmale, getan werde, reiche ebenfalls nicht aus, beteuerte der Chef der Landesarchivdirektion, Dr. Georg Richter. Außer an Personal mangelt es demnach an Geld: Jährlich stehen für diese Zwecke lediglich 15 000 Mark zur Verfügung.

Bei den Burg- bzw. Archivbesitzern herrschte die Meinung vor, die Adelsarchive an ihrem Platz oder in der Region zu belassen. Sie müßten allerdings fachmännisch betreut werden. Das Augenmerk wurde auch auf das Inventar der Burgen gelenkt, das ebenfalls zu verkommen droht. Gemeint waren hauptsächlich Mobiliar und Bilder, aber auch Waf-

fen und Wappen. Wiederholt wurden Adelsarchive als wichtige Geschichtsquellen gewürdigt. Allein im Regestenband des freiherrlich von Gemmingenschen Archivs auf Burg Guttenberg werden 223 Urkunden wiedergegeben, darunter sechs Königsurkunden.

Bewußt war das Programm der Heimattage 1990 so konzipiert, daß nicht nur Sonnenseiten der Heimat Kraichgau sichtbar wurden. So „riskierte“ Bretten Gegenwartskunst im ländlichen Raum, die lebhaft diskutiert worden ist. Über 80 Künstlerinnen und Künstler aus dem ganzen Bundesgebiet hatten Arbeiten zum Thema Heimat eingereicht, knapp jede zehnte wurde ausgewählt. Über die ganze Innenstadt verstreut hatten Schüler Aussagen zum Begriff Heimat, die ebenso kontroverse Debatten ausgelöst haben wie die moderne Kunst. Nicht zuletzt war damit ein Ziel erreicht, das durch besagte Kunst im Straßenbild der Melancthonstadt angesteuert werden sollte: Die Auseinandersetzung mit Themen und Materialien von heute. Vertreter der Stadt Bad Urach als Ausrichter der Heimattage 1991 bekundeten Mut, auch sie wollen solche Schöpfungen präsentieren. Sie hatten in Bretten überdies die Funktion eines Leitsystems vom Marktplatz zu den Ausstellungen in Schulen bzw. in der Fabrikbranche.

Am auffälligsten war wohl ein hoher Obelisk aus Holz, bemalt in postmoderner Form; hinzugesellten sich Plastiken und Skulpturen aus Kupfer, Holz oder Marmor, ein Baum, Kunst als Momentaufnahme mit Bezügen zu Bretten und dem Kraichgau und schließlich „erstand“ der Kraichgau in der Nähe des Rathauses selbst. Sogar im Wassergraben wurde Kunst verankert: Sie ist, wie die Diskussionen ergeben haben, nicht gerade baden gegangen. „Durch Kunst muß ein Dialog entstehen, Kunst soll nicht mit dem Zeitgeist schwimmen, sondern sich damit auseinandersetzen“, so formulierte der Stuttgarter Staatssekretär Schneider die Situation treffend. Lobenswert

waren die Aktivitäten des Melanchthongymnasiums mit Heimatparolen und Heimatzeichen, verfremdete Verkehrszeichen.

Allein während der vier Hauptfesttage in der zweiten Septemberwoche 40 Veranstaltungen! Wer wollte sie würdigen? Die Jugend kam zu ihrem Recht und die Senioren; die Jugend beim Rockmusikwettbewerb Nordbaden, bei Musik, Tanz, Theater und Kabarett und erst recht in der Rocknacht. Die Senioren gestalteten ihr Programm weitgehend selber und verbuchten einen außerordentlich starken Besuch. An die Kinder war ebenfalls gedacht worden, wie auch die Freunde des Laientheaters beim Bauernkriegsstück „Jost Fritz“ und bei Mundartszenen auf ihre Kosten gekommen sind. Verkehrsplaner tauschten bei der „Integrierten Verkehrsplanung“ ihre Erfahrungen aus, und

Geologen und Archäologen starteten Exkursionen in das Umland.

Schade, daß angesichts der Überfülle der Angebote die Aktivitäten der Brettener Schulen, so die Ausstellungen des Melanchthongymnasiums und die Schülersausstellung „Jugend und Heimat“ in der Gewerbeschule, nicht gebührend zu beachten waren. Wer allerdings das reichhaltige Stadtmuseum im alten Rathaus noch nicht besucht hat, kann den Besuch nachholen. Unter Leitung von Dr. Wolf-Dieter Albert ist das Museum mit heimat- und wirtschaftsgeschichtlichen Exponaten sorgfältig u. a. aus der Georg-Wörner-Sammlung entwickelt und zu den Heimattagen eröffnet worden. Stets wird das Stadtmuseum auch die Erinnerung an die überzeugende Gemeinschaftsleistung der unvergeßlichen Heimattage wachhalten.



*Weihnachten in der
Mundart: Gerhard Jung*

Hirteruef

*Hüt! Hüt!
Hüt isch er cho!
Hän er s ghört?
Hüt isch er cho,
de Fridemacher,
de Sattmacher,
de Frohmacher.
Hüt isch er gebore!*

*Wo? Wo?
Wo isch er gebore?*

*Dört, Dört!
Dört mueß es sü!*

*Im Stall hän si gsait,
in de Chripfe lit er,
de Angtzwinger,
de Haßzwinger,
de Freudbringer.
Dört isch er gebore!*

Leben im Kraichgau

– Eine Ausstellung in Bretten –

Peter Bahn, Bretten

Als Landwirtschaftsminister Dr. Gerhard Weiser am 6. September 1990 im Rahmen der baden-württembergischen Heimattage 1990 in Bretten die Ausstellung „Leben im Kraichgau“ eröffnete, ahnten die Veranstalter noch nicht, daß ihnen in den folgenden fünf Wochen mehr als 6000 Besucher buchstäblich die Türen einlaufen würden. Doch so kam es: der Besucherzuspruch, aber auch die Presseresonanz, waren für die Verhältnisse der kleinen Stadt im südlichen Kraichgau außergewöhnlich.

Dabei war die Idee aus der Not geboren worden. Um eine Zersplitterung der Ausstellungen während der diesjährigen Heimattage auf die verschiedensten Schulsäle und Bankfoyers im Stadtgebiet Brettens in Grenzen zu halten, entschlossen sich die Organisatoren der Veranstaltung im Herbst 1989, zumindest sechs der vorgesehenen Themenpräsentationen an einem Ort zu konzentrieren. Dabei fiel die Wahl auf einen leerstehenden Hallenkomplex des ehemaligen MALAG-Fabrikgeländes an der Brettener Wilhelmstraße. Hier sollten unter einem Dach Ausstellungen zu so verschiedenartigen und scheinbar weit auseinanderliegenden Themen wie „Kraichgauer Ritterschaft“ und „Brettener Herdin-dustrie“, „Bodenerosion“ und „Industriefotografie“, „Kraichgauer Auswanderung nach Ungarn“ und „Naturfotografie“ gezeigt werden. Die Grundidee war dabei, den Kraichgau als Natur-, Geschichts- und Wirtschaftsraum zu zeigen, die einzelnen Themen aber nicht voneinander zu isolieren, sondern insbesondere ihre Wechselwirkung hervorzuheben. In inhaltlicher wie in gestalterischer Hinsicht war daher ein überwölbendes Konzept zu

schaffen, daß nichts künstlich konstruieren, sondern tatsächlich vorhandene Zusammenhänge zwischen den einzelnen Themen sichtbar und erfahrbar machen sollte. Ein Ausgangspunkt war dabei sicherlich der allen Themen gemeinsame regionale Bezug: das „Leben im Kraichgau“ sollten sie darstellen, unter verschiedenartigen Aspekten. Jeder einzelne Ausstellungsbereich sollte dabei zunächst für eine bestimmte Facette Kraichgauer Lebens in Vergangenheit und Gegenwart stehen. Jeweils mehrere gemeinsam sollten jedoch auch den Zugang zu übergreifenden Fragestellungen und Problemlagen dieses Lebens eröffnen. Unter mehreren Gesichtspunkten miteinander verbunden sollten die Ausstellungsbereiche schließlich wie die Glieder einer Kette ineinandergreifen.

Das große Thema das in allen sechs Bereichen in der einen oder anderen Form hervortrat, war die Entstehung von gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und ökologischen Krisen und ihrer Bewältigung durch die Menschen in der Region. Der Kraichgau war nie ein reiches Land, oftmals karge Böden, die Willkür von Landesherren und der ständige Durchmarsch von Truppen durch die natürliche Pforte zwischen Schwarzwald und Odenwald stürzten seine Bewohner immer wieder in Notsituationen. Die ungünstige Lage abseits der Zentren ließ die Region auch im 19. Jahrhundert ins Hintertreffen geraten, der Anschluß an das Industriezeitalter fand erst vergleichsweise spät statt.

Die unterschiedliche Art der Bewältigung von Krisen in verschiedenen Jahrhunderten wurde daher in mehreren Ausstellungsbereichen ins Blickfeld gerückt. So war im

16. Jahrhundert zur Zeit des Bauernkrieges und der Kraichgauer Ritter, die Revolte ein (wenn auch mißglückter) Bewältigungsversuch. Im 18. Jahrhundert war es die Auswanderung, die aus dem Kraichgau vornehmlich in den Donauraum führte, im 19. der allmähliche, wenn auch eben verspätete Übergang vieler Kraichgauer von der landwirtschaftlichen zur gewerblich-industriellen Produktion.

Daß auch diese Krisen hervorruft, die geeigneter Bewältigungsstrategien harren, wurde im Ausstellungsbereich zur Brettener Herdindustrie für viele Besucher deutlich. Die „Herdkrise“ der Stadt in den Jahren 1982 bis 1986 (Konkurs der Herdunternehmen Neff und MALAG) verlangte von den kommunalpolitisch Verantwortlichen erhebliche Anstrengungen, um die bisherige industrielle Monostruktur aufzubrechen und eine breitere Fächerung des wirtschaftlichen Fundamentes zu realisieren. Im Ausstellungsbereich zum Thema „Bodenerosion in Vergangenheit und Gegenwart“ schließlich wurde eine der seit Jahrhunderten wirkenden und immer noch vorhandenen Ursachen für wirtschaftliche und ökologische Krisenerscheinungen der Region in ihrer Entstehung und ihren Auswirkungen exemplarisch deutlich gemacht. Die immer wieder von starkem Selbstbehauptungswillen geprägte Reaktion der Kraichgauer auf die unterschiedlichen Herausforderungen verschiedener Zeitepochen: das war es, was die Organisatoren dieser Ausstellung vornehmlich dokumentieren wollten.

Während die Krisenbewältigung der eine „rote Faden“ durch die verschiedenen Ausstellungsbereiche war, war der andere die Darstellung der mit dieser Aufgabe konfrontierten Menschen in ihren familiären Zusammenhängen und ihren Generationsfolgen. In mehreren Bereichen (Kraichgauer Ritterschaft, Ungarn-Auswanderung und Geschichte der Brettener Herdindustrie) wurden dazu an zentraler Stelle personen- und

familiengeschichtliche Daten präsentiert. Genealogische Darstellungsformen wie Ahnen- und Stammtafeln dienten hierzu ebenso wie Kurzbiografien, Porträts und personenbezogene Dokumente aus verschiedenen Jahrhunderten. Historische und soziale Veränderungen wurden so am Beispiel einzelner Familien und ihrer Reaktion auf Umbruchsituationen konkret nachvollziehbar. Zwei familiengeschichtliche Sonderführungen während der Heimattage Anfang September unter dem Titel „Menschen in ihrer Zeit“ unterstrichen noch einmal diesen Aspekt.

Nicht nur inhaltlich, sondern auch visuell war der Zusammenhang, das Ineinandergreifen der einzelnen Bereiche, deutlich zu machen. Dies schien zunächst schwierig, brauchten doch Herde ein ganz anderes Ambiente als etwa Ritterrüstungen und Prunkobjekte des Kraichgauer Adels. Gelöst wurde diese Aufgabe durch die Einführung eines verbindenden, in allen Ausstellungsbereichen immer wieder auftretenden Materials: des Sackleinsens. Sackleinen fand sich in den verschiedensten Funktionen in allen Räumen – zur Drapierung von Wänden, als Bodenbelag in Vitrinen, als Verkleidung von Podesten, usw. Kaum ein anderes Material schien so geeignet für die Ausstellung wie dieser erdfarbene, grobe Stoff, der in der Region jahrhundertlang hergestellt und sowohl in der Landwirtschaft als auch im Gewerbe auf die vielfältigste Weise immer wieder verwendet wurde. So faßte die Ausstellung die historische Vielfalt der Region in einer räumlichen Einheit, dem alten MALAG-Fabrikkomplex, zusammen und versuchte zugleich, dem Besucher die wesentlichen Strukturen dieser Vielheit sichtbar zu machen. Zusätzlich fördernd für die Akzeptanz wirkte sich sicherlich auch ein Veranstaltungs- und Bewirtungsprogramm während der Heimattage selbst aus, das den Verkauf von Wein aus einer ungarndeutschen, von Kraichgauern mitbesiedelten Gemeinde sowie folkloristische

Darbietungen in die Ausstellung integrierte. Der unmittelbare Kontakt mit den Nachfahren Kraichgauer Auswanderer und ihrer Kultur wurde somit ermöglicht.

Die Besucherreaktionen – in zahlreichen persönlichen Gesprächen, in Briefen, auf von vielen Besuchern ausgefüllten Anmerkungskarten und im Gästebuch – zeigten, daß dieses Konzept angenommen wurde. Dennoch stellten sich viele Besucher (und auch nicht wenige der für die Ausstellung Verantwortlichen) zunächst die Frage, ob sich der Vorbereitungsaufwand denn für eine lediglich fünf Wochen lang geöffnete Ausstellung gelohnt habe. Was also bleibt?

Vor der Eröffnung war als eines der Ziele genannt worden, die Verbindung zwischen den Menschen und ihrer Region zu stärken und somit eine reflektierte und sich ihrer selbst bewußte Identität zu fördern. Ob dies gelungen ist, ist letztlich nicht meßbar, nicht wenige Reaktionen bei Besuchern aller Altersstufen deuten jedoch darauf hin, daß in diese Richtung Impulse gegeben werden konnten. Für die Stadt Bretten bleibt auch nach dem Abtransport aller Leihgaben ein

Fundus von Exponaten (Fotografien, thematische Textelemente, eigens für die Ausstellung angefertigte Ahnen- und Stammtafeln, alte Herde, Zeichnungen usw.), die nun in den Bestand des Stadtmuseums übergehen und hier zum Teil in die Dauerausstellung integriert, zum Teil für spätere themenbezogene Wechsellausstellungen magaziniert werden. Vor allem aber bleibt Bretten ein nunmehr dichtes Netz von Kontakten zu den verschiedensten Institutionen innerhalb und außerhalb Baden-Württembergs. Ohne die Mithilfe zahlreicher auswärtiger Berater und Leihgeber hätte sich die Ausstellung nicht in dieser Weise realisieren lassen. Von den ungarischen Museen in Kalocsa und Baja bis zur Landesanstalt für Pflanzenbau, von der Universität Mainz bis zum Sindelfinger „Haus der Donauschwaben“ und von der Landesanstalt für Umweltschutz bis zum Haus der Geschichte Baden-Württembergs reichte die Liste der beteiligten Institutionen. Auf die nun bestehenden Verbindungen hofft die Stadt sich auch bei künftigen kulturellen und wissenschaftlichen Aktivitäten stützen zu können.

Dezembernacht

Marie Luise Kaschnitz

*Feldhüter haben in einem Geräteschuppen
(Steckrübenacker, Pflaumenbäume, Flußwind)
Eine Geburt aufgespürt, hier unzulässig.
Flüchtlinge gehören ins Lager und registriert.
Der Schafhirt kam dazu, ein junger Mann
Der ging mit einem Stecken übers Mondfeld.
Sein Hund mit Namen Wasser sprang an der Hütte hoch
Ein Alter drinnen gab Auskunft, er sei nicht der Vater.
Die Feldhüter verlangten Papiere. Das Neugeborene schrie.*

*Die Schafe versperrten die Straße. Drei Automobile
Ein Mercedes, ein Bentley, eine Isetta hielten an,
Drei Herren stiegen aus, drei Frauen schöner als Engel
Fragten, wo sind wir, spielten mit den Lämmern.
Spenden sie etwas, sagten die Feldhüter. Da gaben sie ihnen*

*Ein Parfüm von Dior, einen Pelz,
Einen Scheck auf die Bank von England
Sie blieben stehen und sahen zu den Sternen auf
Glänzte nicht einer besonders? Ein Raubreif fiel
Die kleine Stimme schluchzte noch und schwieg.
Ein Mercedes, ein Bentley, eine Isetta rührten sich
Und summten wie Libellen. Der Hirte schrie
Fort mit euch Schafen, fort mit euch Lämmern.*

Aus der Arbeit unserer Ortsgruppen

Im Mittelpunkt des Vereinsgeschehens im Berichtsjahr 1990 stand die Landesversammlung in Bretten am 17. Juni 1990. Den Ortsgruppen, die an dieser erfolgreichen und schön verlaufenden Tagung teilgenommen haben, sei an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich gedankt. Es hätten aber auch noch mehr Ortsgruppen teilnehmen können, da manche keine weite Anreise gehabt hätten. Wir sollten alles versuchen, die Landestagungen wieder zu herausragenden Demonstrationen der Badischen Heimat zu machen, die sie in früheren Zeiten einmal waren. Im übrigen wird der Bericht zeigen, daß nichts so beständig ist wie der Wechsel. Er wird aber auch erfreulicherweise erkennen lassen, daß unsere Ortsgruppen sich vermehrt heimatkundlichen, volkskundlichen und auch ökologischen Problemen zugewandt haben. Dies ist eine gute Entwicklung, die uns außer unserer historischen Chronistenpflicht obliegt.

Baden-Baden:

Herr Dr. Lothar Brandstetter hat nach 23 Jahren sehr erfolgreicher Tätigkeit den Vorsitz der Ortsgruppe in die jüngeren Hände von Herrn Bäuerle abgegeben. Wir sind Herrn Brandstetter sehr zu Dank verpflichtet für alles, was er geleistet hat, und wir danken ihm besonders dafür, daß er für seine Nachfolge Sorge getragen hat.

Die Ortsgruppe unternahm Fahrten nach Speyer (Salierausstellung), Straßburg (Illfahrt, Europ. Parlament usw.) und nach Mühlhausen zum Ecomusée. Man inspizierte Ottersdorf und den Rheinau-Wald, besuchte das Heimatmuseum in Steinbach und sah sich die Ausstellung „Geschichte und Bestände des Stadtarchivs Karlsruhe“ an. Man versam-

melte sich nach alter Tradition weiter bei monatlichen Zusammenkünften mit interessanten Vorträgen, z. B. „Baden-Baden und die Anfänge der Markgrafschaft“, „Ergötzliche Geschichten in bad. Mundart“, „Aus dem Leben des Bezirksförstern Diß aus forstlicher Sicht“, „Bauernkriege im Schwarzwald und Elsaß, besonders in Mittelbaden“, „Spielkarten als Gegenstand bad. Kulturgeschichte“, „Baden-Baden 1989/90, eine Sozialgeschichte der Baden-Badener Bevölkerung“ und „Franziska von Hohenheim“.

Bretten:

Unser langjähriger Vorsitzender in Bretten, Herr Willy Bickel, war im Berichtsjahr schwer krank und in seinen Aktivitäten stark behindert. Wir wünschen ihm herzlich alles Gute! Trotzdem wurde die Landesversammlung in guter Weise bewältigt, ebenso das Nachmittagsangebot. Auch dafür sei Dank gesagt.

Bruchsal:

Die Ortsgruppe setzte die gemeinschaftsfördernden und heimatkundlichen Spaziergänge weiter fort. Dem Winterspaziergang folgte die Maiwanderung zu den Altrheinauen, man machte den Rohrbachtal-Rundweg und traf sich zu einer Herbstwanderung zu den alten Weindörfern Ubstadt und Zeutern. Natürlich besuchte die Ortsgruppe die im Schloß Bruchsal stattfindenden Ausstellungen, so z. B. die stark beachtete Fächer-Ausstellung „Der schönen Blicke Zügel.“ An Vorträgen fanden statt: „Eine Nordland-Seereise“, „Die Lande zwischen Oos und Neckar in der Barockzeit, ihr Wandel durch Kriege und Für-

stenherrschaft“, „Ausgrabungen am Bergfried bzw. Alten Schloß in Bruchsal“, „Die Revolution 1848/49 in Bruchsal“. Im Mittelpunkt der Veranstaltungen stand wieder eine achttägige Studien- und Erholungsreise nach Nordwestdeutschland. Sie führte nach Hildesheim, Bremen, Worpswede, Hamburg, Hameln, Höxter, Münden, Detmold usw. Weiter unternahm man eine Tagesfahrt zu den Opel-Werken in Rüsselsheim und besuchte danach Mainz und Worms.

Freiburg:

Auch in dieser Ortsgruppe gab es einen Führungswechsel. Der langjährige Leiter, Herr Dr. Franz Laubenberger, gab aus gesundheitlichen Gründen sein Amt als Vorsitzender ab. Die Mitgliederversammlung wählte Frau Anne Laubenberger zur neuen Vorsitzenden. Wir wünschen Herrn Dr. Laubenberger, der von der Mitgliederversammlung in Bretten zum Ehrenmitglied des Landesvereins ernannt wurde, nach seiner schweren Erkrankung weiter eine gute Genesung.

Das Programm der Ortsgruppe setzte die traditionellen Besichtigungen im Umland von Freiburg fort. Man unternahm einen Maiausflug in die Zähringer Schlucht, besuchte Emmendingen (400 Jahre Stadt), Mahlberg, den Mittelpunkt der oberen Ortenau, die preisgekrönte Stadt Staufen und die St. Alexiuskirche in Herbolzheim mit einem abendlichen Adventskonzert in St. Ulrich in Oberhausen. Von den Vorträgen seien genannt: „Das Freiburger Münster, Geschichte, Kunst, Glaubenswelt“, „Alamannenfunde in der Schatzkammer des Museums im Colombischlößchen“ und die dazugehörige Ausstellung „Die Alamannen auf dem Zähringer Burgberg“, „Porträtkunst badischer Maler des 19. Jahrhunderts“ (Augustinermuseum) „Landschaftsmalerei bad. Maler des 19. Jahrhunderts“, „Das Gras ist der Erde Stolz und Glück, Wilhelm von

Eiff und seine Schule“, „Freyburg, Zentrum im Saale/Unstrut-Gebiet“. Weiter besuchte man in Karlsruhe die Ausstellung „Großherzog Leopold von Baden“. Zu einer Sechstage-Fahrt in das Fichtelgebirge und seine Randlandschaften schloß man sich an die Ortsgruppe Lahr an.

Heidelberg:

Nachdem der bisherige Leiter der Ortsgruppe, Herr Dr. Gamer, einem Ruf an die Universität Hannover folgte, war auch in Heidelberg ein Wechsel in der Führung fällig. Wir hatten das Glück, in Herrn Ltd. Regierungsdirektor Günther Gehring einen neuen Vorsitzenden zu finden. Die Ortsgruppe gibt weiterhin ihr Mitteilungsblatt „Blick vom Schloß“ heraus. An Veranstaltungen seien genannt Busfahrt nach Bonn, Besichtigung der Bergfeste Dilsberg, und nach einem Vortrag über 500 Jahre Bergbau in Schriesheim eine Bergwerksbesichtigung, ebenfalls in Schriesheim. Es gab weiterhin einen Vortrag über das Thema „Impressionen an heimischen Wegen und Rainen im Kreislauf des Jahres.“

Karlsruhe:

Zentrale Veranstaltungen waren zwei Ausstellungen, die anl. des 80. Geburtstages des Landesvereins veranstaltet wurden. Im Oktober 1989 war dies die vielbeachtete Ausstellung „80 Jahre Badische Heimat“ im Oberrheinischen Dichtermuseum. Dieser folgte am gleichen Ort die Ausstellung „Karlsruher Dichtung und Kunst im Spiegel der Schriften der Badischen Heimat“. Diese Ausstellung war ein Nachtrag zum ersten und gleichzeitig ein kleiner Beitrag zum 275jährigen Jubiläum der Stadt Karlsruhe. Traditionell wurde im Mai die Hebel-Geburtstagsfeier durchgeführt, die zu einem gesellschaftlichen Ereignis wurde. Zu berichten ist ferner von einer volkskundlichen Fahrt nach Furtwangen (Uhrenmuseum), zum Uhrenschildermaler

Straub in Linach und zum Narrenschopf in Bad Dürkheim. Eine Fahrt führte in das 2000jährige Speyer. Der Heimatkunde dienten die Führung durch das Großherzogl. Mausoleum, die Besichtigung des Heimatmuseums in Ittersbach und der Besuch der Ausstellung „Alltag in Karlsruhe“ sowie der Gang durch die Oststadt (Architektur und Städtebau um 1900). Vorträge wurden über die Themen „Handwerkliche Brauerei in Karlsruhe im 19. Jhd.“, „Bannwälder in Baden-Württemberg, Urwälder von morgen“ und „Die viersprachige Schweiz“ gehalten. Dieser Vortrag wurde in Zusammenarbeit mit der Bad. Landesbibliothek und dem Freundeskreis veranstaltet, Redner war Prof. Dr. Georg Thüner von der Universität St. Gallen.

Lahr:

Die sehr aktive Ortsgruppe wickelte wieder ein umfangreiches Fahrtenprogramm ab. Im Mittelpunkt stand die mehrtägige Fahrt in die Naturparks Frankenwald, Fichtelgebirge und Steinwald. Man unternahm eine Fastnachtshausfahrt nach Bad Dürkheim und Rottweil, besuchte das Rastatter Schloß mit Freiheitsmuseum und dem Wehrgeschichtlichen Museum. Es folgten Fahrten in die Pfalz (u. a. Hambacher Schloß) und nach Hunawirh im Elsaß. Es schlossen sich Exkursionen rund um den Tuniberg und an den Hochrhein (Waldshut und Umgebung) an. Nachzutragen ist noch die schöne Studien- und Kulturfahrt nach Kärnten. Vorträge und Ausstellungen befaßten sich mit dem berühmten Sohn der Stadt Lahr „Johann Jakob Siebenpfeiffer, ein Lahrer im deutschen Vormärz“. Weiter wurden „Der Lahrer Stadtpark im Wandel der Jahreszeiten“ behandelt und den Blick auf „Alte Wirtshausschilder“ gerichtet. Eine geradezu vorbildliche Veranstaltung aber ist der alljährliche Hebelshoppen in der „Schönen Aussicht“ auf dem Langenhard. Dieses Jahr war Bruno Eppe der Ehrengast.

Lörrach-Markgräflerland:

Diese Ortsgruppe arbeitet weiterhin mit der Museums-gesellschaft Lörrach zusammen, beide Vereinigungen haben ja beinahe auch die selben Mitglieder. In der Berichtszeit wurde eine Fahrt durch den nördlichen Sundgau und eine Exkursion zum Isteiner Klotz unternommen. Selbstverständlich werden die Ausstellungen des Museums am Burghof besucht, so z. B. „Das Porträt“. An Vorträgen sind zu nennen „Lebendige Gestalten, Keramik von Hermann Hakenjos in Kandern“ und „Auf Spurensuche in der Lörracher Stadtgeschichte“ sowie „Berg Athos“.

Mannheim:

Die Ortsgruppe besuchte die Hans-Thoma-Ausstellung in Karlsruhe, das neu eröffnete Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim und hatte eine Führung im Kurpfälzischen Museum. Ihre ökologische Aufmerksamkeit gehörte den Orkanshäden im Käfertaler Wald und den notwendigen Folge-maßnahmen.

Pforzheim:

Die Ortsgruppe Pforzheim ist verwaist. Herr Eugen Mack, der sie viele Jahre lang geleitet hat, verstarb im September 1990. Es wird schwer fallen, die Lücke zu schließen und die Ortsgruppe wieder zu einer aktiven Gemeinschaft zu formen. Es wäre schön, wenn der Sohn von Herrn Mack diese Aufgabe übernehmen würde. Herrn Mack selbst würdigen wir an anderer Stelle.

Rastatt:

Die Ortsgruppe Rastatt führt keine Fahrten durch, sie bietet dafür hochwertige Vorträge, deren Generalthema sich wie ein roter Faden durch das Jahr zieht. 1990 war das die Fran-

zösische Revolution von 1789. Die Themen lauteten:

„Die Großherzöge von Baden“, „Kunst am Pilgerwege nach Santiago de Compostela, dem großen Wallfahrtsort des Mittelalters“, „Die Französische Revolution und ihre Auswirkungen auf Baden“, „Jedes Land hat sein eigenes 1789: Die Franz. Revolution, Baden, die frühen Demokraten und die Forschungslage“, „Badische Jakobiner“, „Die badischen Klöster während der Franz. Revolution“, „Französische Emigranten und Flüchtlinge in der Markgrafschaft Baden“, „Die Kinzig-Murg-Rinne, eine fast vergessene Flußlandschaft am Schwarzwaldrand“, „Die historische Bibliothek am Grimmelhausen-Gymnasium in Offenburg“, „Führung durch die historische Bibliothek am Ludwig-Wilhelm-Gymnasium im Rastatt“, „Kleinkunstwerke der Gotik und Renaissance am Oberrhein, die neu entdeckten Ofenkacheln der Burg Rosenstein aus dem 13.–16. Jahrhundert“, „Die Müller, die Makler, die Mörder, die Dieb! – Berufsbilder aus der regionalen Geschichte“.

Schwetzingen:

Auch die Ortsgruppe Schwetzingen führte eine Fahrt nach Mainz – Bonn – Köln durch. Sie pflegte weiter die effektiven Besuche der

Schwetzingen Nachbargemeinden, diesmal war man in Ketsch mit der Rheininsel, in Reilingen, beim Tag des Waldes in Oftersheim und beging die Kollerinsel in Brühl. An Vorträgen sind zu berichten: „Die Auswirkungen der Revolution von 1789 auf die Kurpfalz“, „Barocke Deckenmalerei“, „Burgen und Schlösser im Kraichgau“, „Leibeienschaft im pfälzischen Oberrheingebiet während des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit“, „Siedlungsformen der Bandkeramiker“. Schließlich fuhr man noch in das nahe gelegene Speyer und besuchte die Salierausstellung.

Waldshut:

In Waldshut wird die Badische Heimat zusammen mit dem Geschichtsverein Hochrhein geführt und nimmt an dessen Veranstaltungen teil. Diesmal stand – wie jedes Jahr – eine große Sommerfahrt auf dem Programm. Sie führte in mehreren Tagen nach Schwetzingen (Schloß), Karlsruhe (Oberrheinisches Dichtermuseum, Landesmuseum im Schloß), Baden-Baden (neues und altes Schloß, Kloster Lichtenthal), nach Rastatt (Schloß) und Schloß Favorite. Bemerkenswert sind die jeweiligen Frühjahrs- und Herbst-Hauptversammlungen mit sachkundigen historischen und heimatgeschichtlichen Referaten.

L. Vögely Landesvorsitzender

„Kunst und Literatur in Karlsruhe im Spiegel der Schriften der Badischen Heimat“

In 22 Vitrinen zeigte im Oktober 1990 die Ortsgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat eine Ausstellung über Kunst und Literatur in Karlsruhe, welche Frau Esther Vögely mit viel Verständnis aufgebaut hatte. Diese Ausstellung war ein Nachtrag zur letztjährigen Ausstellung „80 Jahre Landesverein Badische Heimat“ und gleichzeitig ein Beitrag zum 275jährigen Jubiläum der Stadt Karlsruhe.

Die feine Ausstellung fand großes Interesse bei der Karlsruher Bevölkerung, weil sie durch die vielen Originalschreiben der Künstler und auch mit den gezeigten Aquarellen und Pastellen viele Erinnerungen weckte an z. T. in Vergessenheit geratene Maler, Bildhauer, Schriftsteller und Musiker. Sie deckte einen Zeitraum von über acht Jahrzehnten kulturellen Schaffens ab, ein Beweis dafür, wie zu allen Zeiten die Badische Heimat mit ihren Beziehungen zu den Künstlern aller Gattungen deren Schaffen förderte und unterstützte. Es kamen alle die Karlsruher Künstler zur Darstellung, die auch ihrerseits zur Badischen Heimat gehörten und in unseren Heften und Veranstaltungen ihren Beitrag leisteten. Und das ist eine überraschend große Anzahl.

Von den Malern seien u. a. genannt: Hans Thoma, Otto Laible, Ernst Würtenberger, August Babberger, die Grötzinger Kampmann und Fikenscher, H. A. Bühler, Willy Huppert, Hermann Wolff, Wilhelm Winkler, Hans Schöpflin, Ernst Feuerstein, der Holz-

schneider Josua Leander Gampp, Ernst Rehmann, Mia Leinberger-Rehmann, Richard Bellm, Alfred Siekiersky, Paul Thoma, Esther Vögely, Alfred Sommer, Eva-Maria Dingler. Hierher gehören auch der Oberbaudirektor Karl Kölmel, ein hervorragender Zeichner, und Bernhard Weiß. Von den Bildhauern waren vertreten Otto Schließler, Hermann Förö, Schreyögg, Karl Seckinger, Liselotte Specht-Büchting, die vielseitigen Egler-Brüder und die Keramikerin Eva Lindner.

Ein breiter Raum gebührt auch den Schriftstellern und Dichtern: Heinrich Vierordt, Albert Geiger, Toni Rothmund, Wilhelm E. Öftering, Hermine Maierheuser, Lina Ritter-Potyka, Otto-Ernst Sutter, Friedrich Bentmann, Engelbert Strobel, Hans Leopold Zollner, Erich Roth, Karl Foldenauer, Udo Theobald, Hans Georg Zier, Fritz Wilkendorf. Vertreten waren die Volkskundler Heinz Schmitt, Michael Walter und Ludwig Vögely, der Numismatiker Friedrich Wielandt, und natürlich auch die in Karlsruhe so beliebten Amadeus Siebenpunkt, der Dindemüller und Karl Joho.

Die Musiker waren mit dem Musikprofessor und Komponisten Franz Philipp hervorragend vertreten. Und da die Ausstellung im Oberrheinischen Dichtermuseum (Literarische Gesellschaft) stattfand, durfte natürlich Joseph Viktor von Scheffel nicht fehlen.

P.E.

Der Landesverein dankt

Der Landesverein „Badische Heimat“ dankt allen freundlichen Spendern herzlich, die uns bei der finanziellen Bewältigung unserer Aufgaben geholfen haben. Gedankt sei auch allen jenen ungenannten Mitgliedern, welche im Abbuchungsverfahren mehr als ihren Beitrag bezahlen. Wir freuen uns sehr über alle Zuwendungen, denn sie beweisen die Verbundenheit der Spender mit ihrer „Badischen Heimat.“

Gespendet haben:

Vogt Elmar, Hausen
Kraus Manfred, Karlsruhe
Schröder Paul, Hornberg
von Rotberg Sigmund, Remagen
Webhof Friedel, Lahr
Hausrath Erna, Freiburg
Friedlin Sofie, Mannheim
Wolf Johannes, Lahr
Müller Wolfgang, Bruchsal
Horwedel Felix, Karlsruhe
Neflin Martha, Freiburg
Wenneis Georg, Mannheim
Dietz Erich, Karlsruhe
Dann-Rothammel Christa, Baden-Baden
Troeger Jörg, Wilhelmsfeld
Grueninger Hans W., Konstanz
Diehm Elfriede, Pforzheim
Simon Hans, Karlsruhe

Wulzinger Maria, Karlsruhe
Merkelbach Charlotte u. Else, Karlsruhe
Weber Erika, Kippenheim
Wolf Rudolf, Mannheim
Delger-Seitel Marta, Rastatt
Krieg Bruno, Lahr
Schaack Walter, Gundelfingen
Müller Hedwig, Lahr
Dr. Richter Gerhard, Stuttgart
Würth Johannes, Markdorf
Prof. Bader, Zürich
Schöffel Wolfgang, Stuttgart
Obert Alois, Lahr
Laubenberger Anne, Freiburg
Künkel, Karlsruhe
Weirauch Elfriede, Heidelberg
Mayer-Haas Waltraud, Pforzheim
Drützer-Heilgeist Martha, Karlsruhe
Dr. Zier Hans-Georg, Karlsruhe
Streckfuss Werner, Bad Schönborn

Eugen Mack

11. 12. 1912–13. 9. 1990



Eugen Mack

Foto: Klecker, Pforzheim

Der Landesverein Badische Heimat hat einen herben Verlust erlitten. Der Vorsitzende der Ortsgruppe Pforzheim und Mitglied des Beirates des Landesvereins, Herr Eugen Mack, ist am 13. September 1990 verstorben.

Mit Herrn Mack verlieren wir eine Persönlichkeit, welche aus der Entwicklung der Badischen Heimat nach dem II. Weltkrieg nicht wegzudenken ist. Über 25 Jahre hat er die Ortsgruppe Pforzheim geleitet und ihr sein umfangreiches historisches Wissen und seine volle Tatkraft gewidmet, so lange er gesundheitlich dazu in der Lage war. Engagiert setzte sich Herr Mack vor allem für die Belange der Stadt Pforzheim ein, seine Schloßkirchenführungen, die er über viele Jahre hinweg durchführte, mögen dafür ein Beispiel sein, und seine besondere Aufmerksamkeit gehörte Großherzog Karl Friedrich, dessen „König-

licher Brief“ die humane und soziale Seite von Herrn Mack stark ansprach.

In über 200 Fahrten hat Herr Mack seine Ortsgruppe überall dahin geführt, wo badische Kultur und Geschichte sichtbar wurden, und nie hat er dabei den Brückenschlag hinüber zu den Schwaben vergessen.

Vorstand und Beirat des Landesvereins Badische Heimat, die Herrn Mack in seinem integren Wesen und in seiner starken Gläubigkeit gekannt haben, werden ihn bei ihren Beratungen sehr vermissen. Die Lücke, die er hinterläßt, wird lange spürbar sein. Wir danken Herrn Mack für alles, was er für uns geleistet hat und trauern um ihn mit seinen Angehörigen. Ein großer Freund unserer Heimat ist mit ihm dahingegangen.

L. Vögely
Landesvorsitzender



Weihnachten in der Mundart: Lina Kromer

Wiehnechtsrose

*Lueg dört, im Nochbergarte
blüeht unter Is un Schnee
e wißi Wiehnechtsrose
un möcht dir Meldig ge:*

*Aß nit im chältschte Winter
d'Gfrischt alles Lebe bannt,
aß all no Liecht un Sunne
die ganz Welt umspannt.*

*Gwißheit, aß nit 's Sterbe
's Letscht isch, o Menscheherz,
aß Liecht in jedem Dunkel,
un Liebi au im Schmerz.*

*Aus: Nur ein Mensch zu sein.
Ausgewählte Gedichte*

Chronik der katholischen Kirche 1989/90

Josef Dewald, Karlsruhe

Das erste gemeinsame Weihnachten der jahrzehntelang durch Mauer und Stacheldraht getrennten Deutschen bezeichnete Erzbischof Dr. Oskar Saier in seiner Predigt am 1. Weihnachtstag 1989 im Freiburger Münster als „ein Wunder in der Geschichte der Menschheit“. Die Kraft des Gebetes habe sich als stärker erwiesen. Die Verbindung mit Gott habe unzähligen Menschen in der DDR sowie insgesamt in Mittel- und Osteuropa Kraft zum Durchhalten und eine unbezwingbare Hoffnung gegeben.

In seiner Silvesterpredigt im Freiburger Münster kam Dr. Saier ebenfalls auf die revolutionären Veränderungen in der DDR sowie in Mittel- und Osteuropa zu sprechen. Er anerkannte mit großem Lob, daß die dortigen Christen sich trotz vieler Benachteiligungen nicht dem herrschenden System angepaßt, sondern „die unbesiegbare Lebenskraft des Geistes Christi aller Welt vor Augen geführt“ haben. Und er verknüpfte damit die Erwartung, daß „auch wir uns nicht knechten lassen von jenem bei uns allgemein herrschenden Ungeist“. Zugleich mahnte Erzbischof Saier, angesichts des bewegenden Geschehens in Europa die Not und das Elend in der Dritten Welt, aber auch die vielfältigen Gesichter der Not im eigenen Land nicht zu vergessen und zu übersehen.

Beim Neujahrsempfang für die Priester rief Erzbischof Saier zu einer verstärkten Kooperation unter Priestern, pastoralen Mitarbeitern und Pfarrgemeinden auf. Er appellierte zudem an die Geistlichen, die Sorge um geistliche Berufe zum gemeinsamen Anliegen zu machen. Das von dem Paderborner Theologen Eugen Drewermann in seinem Buch

„Kleriker“ gezeichnete „Psychogramm“ der Priester und Ordensleute wies der Erzbischof in diesem Zusammenhang als falsch zurück. Drewermann greife einige belastete, möglicherweise auch kranke Fälle heraus und mache daraus ein allgemeines Psychogramm. So komme er zu einem „Rundumschlag“, der mit der Wirklichkeit wenig zu tun habe.

Beim Neujahrsempfang für die Laien äußerte Erzbischof Saier: „Je mehr Menschen Abschied nehmen vom Wahn der Machbarkeit des Glücks und erkennen, daß ihre Würde nicht in ihrem eigenen Tun und Können, sondern in ihrem Geschaffensein begründet ist, je mehr Christen den gegenwärtigen Gott als den Grund ihrer Hoffnung in ihrem täglichen Leben bezeugen, um so menschlicher wird die Zukunft unseres Volkes und die Zukunft Europas am Ende des 20. und am Beginn des 21. Jahrhunderts sein.“ Das Jahr 1989, so der Erzbischof weiter, werde als Jahr in die Geschichte eingehen, „in dem in weiten Teilen Europas die Völker gewaltlos von innen her die totalitären Regime aufbrachen, denen sie vier Jahrzehnte lang unterworfen waren“.

Im Februar hat Erzbischof Saier in eigenen Hirtenbriefen an die Gemeiden der ausländischen Mitbürger diese eingeladen, an seiner pastoralen Initiative „Miteinander Kirche sein – für die Welt von heute“ mitzuwirken. Das Hirtenwort erging an die kroatischen, slowenischen, spanischen und portugiesischen Kirchengemeinden im Erzbistum mit einer jeweils eigenen Würdigung ihrer spezifischen Situation sowie an die Polen, Tschechoslowaken, Ungarn und Vietnamesen. Erzbischof Saier bat sie alle, das Gespräch über die Weitergabe des Glaubens in vielen

kleinen Gruppen zu beginnen und es weiterzuführen „in einem Dialog, der die Gruppen und Nationalitäten übersteigt“.

Auch an die Älteren und Kranken – wie zuvor schon an die Jugend – hat Erzbischof Saier im Rahmen seiner pastoralen Initiative einen eigenen Brief gerichtet. Er bat sie, diese Initiative durch ihr besonderes Gebet zu begleiten. Dr. Saier wörtlich in diesem Brief: „Ich möchte Ihnen sagen, daß die pastorale Initiative unseres Bistums gerade Ihr Gebet braucht.“ Die Jugend hat sich von der bischöflichen Initiative in besonderer Weise ansprechen lassen. Sie war im April Thema der BDKJ-Diözesanversammlung. Dort konnte die BDKJ-Diözesanvorsitzende Elisabeth Groß dem Erzbischof berichten: „Bei allen Jugendverbänden wird die Initiative offen unterstützt, wenn sie auch nicht unkritisch aufgenommen wurde.“ Sie wies zugleich aber auch darauf hin, daß es aus der Sicht der Jugend notwendig sei, für die Initiative eine Zielperspektive zu entwickeln. Es werde eine Antwort erwartet auf die Frage: „Was soll aus der Initiative werden – was wird dabei herauskommen“. Im Laufe des Jahres hat die Jugend dann selbst eine Reihe konkreter Vorschläge erarbeitet für Veränderungen/Neuerungen im Erzbistum, die aber ein insgesamt kritisches Echo im Erzbischöflichen Ordinariat auslösten.

Auch in seinem Fastenhirtenbrief 1990 kam Erzbischof Saier auf die pastorale Initiative zu sprechen. Er beginnt so: „Knapp ein halbes Jahr ist vergangen, seit ich die pastorale Initiative für die Erzdiözese angekündigt habe. Weil wir davon überzeugt sind, daß jede Zeit Gottes Zeit ist, stellen wir uns mit dieser Initiative in unserem Bistum den Herausforderungen des letzten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts. Für einen langfristig angelegten Prozeß kann man freilich in dem kurzen Zeitraum eines halben Jahres keine umwälzenden Ergebnisse erwarten. Aber ich denke, daß es sich lohnt hinzusehen, wie der Start gewesen ist.“ Dr. Saier berichtet dann, daß er zu der

Initiative kritische, skeptische, mehrheitlich aber positive Stimmen vernommen habe. Und noch einmal unterstreicht er: „Es gibt vieles, was auf den ersten Blick Grund sein könnte, aufzugeben und sich resigniert zurückzuziehen. Ich bin aber davon überzeugt, daß Gott uns sein Ja in seinem menschgewordenen Sohn Jesus Christus unwiderruflich gegeben hat. Auftauchende Krisen sind deshalb weit öfter als vermutet wie Geburtswehen auf etwas Neues hin zu sehen.“

In Fortführung und Konkretisierung der pastoralen Initiative kündigte Erzbischof Saier bei der Dekanekonferenz im Oktober in Freiburg ein „Freiburger Diözesanforum“ für 1991 an. Er habe, so erklärte er den Dekanen, die Form eines „Forums“ und nicht die einer Synode gewählt, weil er zunächst und vor allem einen offenen Dialog unter der Beteiligung von möglichst vielen Laien wünsche, wie dies zum Beispiel durch die Teilnahme des Diözesanrates der Katholiken zum Ausdruck komme. Für einen späteren Zeitpunkt schloß er eine Synode aber nicht aus. Für Vollversammlungen des Forums nannte Dr. Saier zwei Termine: zwei Tage in der Pfingstwoche und die letzte Oktoberwoche. Dazwischen sollen Arbeitsgruppen und Kommissionen praktische Vorschläge erarbeiten für eine Erneuerung des kirchlichen Lebens im Erzbistum.

Am Tag der Vereinigung Deutschlands, dem 3. Oktober, feierte Erzbischof Saier mit allen Dekanen des Erzbistums einen Dankgottesdienst im Freiburger Münster. In seiner Predigt hierbei rief Dr. Saier in Erinnerung, daß das Elend des Zweiten Weltkrieges und die gewaltsame Teilung Deutschlands eine ihrer tiefsten Ursachen darin gehabt hätten, daß Menschen sich zu „Herrenmenschen“ im Nationalsozialismus erhoben und daß im Kommunismus Menschen glaubten, die anderen gewaltsam in ein gegen Gott aufgebautes Paradies hineinzwingen zu können. Als eine der schwersten moralischen und rechtlichen Hypothesen am Beginn des vereinten

Deutschlands nannte der Erzbischof „jene Haltungen, Reden und Schriftsätze, die in den zurückliegenden Wochen die nichtgeborenen Kinder fast wie eine Sache, die man haben oder auch beseitigen kann, in der Öffentlichkeit behandelt haben“.

Antworten auf pastorale Fragen

Viele pastorale Fragen, namentlich solche der Sakramentenpastoral, wurden im Berichtsjahr im Erzbistum lebhaft und kontrovers erörtert. Domkapitular Hermann Ritter, Leiter der Abteilung Seelsorge im Ordinariat und Rektor des Erzbischöflichen Seelsorgeamtes, äußerte sich dazu im Bistumsblatt. Er bezeichnete den Empfang eines Sakraments als Beginn eines Wegs. Im Gehen dieses Weges lerne der Mensch, was Glauben ist. Ferner: „Jeder, der einen Weg beginnt, ist auf Weggemeinschaft angewiesen. Hier haben unsere Gemeinden noch viel zu lernen.“ Den Gemeinden empfahl Ritter, an Sonntagen, an denen ihnen kein Priester für eine Eucharistiefeier zur Verfügung steht, sich zu einem Wortgottesdienst zu versammeln, „der von geeigneten und eigens ausgebildeten Laien gehalten wird“. Zur Weitergabe des Glaubens an die kommende Generation sagte Ritter, er sehe die Not vieler Familien „mitten in einer säkularisierten Gesellschaft, die Gott gegenüber abgestumpft und gleichgültig geworden ist“. Da brauche es Wegbegleiter und Weggemeinschaften mit glaubwürdigen und darum überzeugenden Menschen. Es sei schon ein Zeichen des Geistes Gottes in unserer Zeit, daß geistliche Gemeinschaften entstehen, „die im gelebten Miteinander und im Gebet sich Gott öffnen, mit neuer Aufmerksamkeit sein Wort untereinander teilen und miteinander neue Wege suchen“.

Neu im kirchlichen Dienst

Am Samstag, 19. Mai, spendete Erzbischof Dr. Oskar Saier in St. Stephan in Karlsruhe

neun jungen Männern und am Sonntag, 20. Mai, im Freiburger Münster 14 jungen Männern die Priesterweihe. In seiner Predigt bei diesen Gottesdiensten betonte Erzbischof Dr. Saier, Aufgabe der Seelsorge sei es nicht, eine religiöse Abteilung in dem „Warenhaus der modernen Gesellschaft“ einzurichten und mit einer „Angebotspastoral“ auf die neuesten Wünsche des Kunden einzugehen. Die Priester sollten vielmehr Christus in ihrem Leben Raum geben und sich von seiner Botschaft erfüllen lassen. – In der Benediktinerabtei Neuburg/Heidelberg hat Weihbischof Wolfgang Kirchgässner Bruder Benedikt Pahl zum Priester geweiht. – In Matriei/Österreich wurde Thomas Schäuble aus Rheinfeldern durch Bischof Stecher (Innsbruck) zum Priester geweiht. – Vincent Michael Imhof aus Sandhausen, Angehöriger der Franziskanerminoriten, wurde durch Bischof Murphy in Baltimore/USA zum Priester geweiht. – Christoph Maria von Neiperg aus Schwaigern, Angehöriger der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ in Maria Bronnen, wurde durch Bischof Kapellari (Klagenfurt) in Waldkirch bei Waldshut zum Priester geweiht.

Acht neue Ständige Diakone hat Weihbischof Wolfgang Kirchgässner am 5. November im Münster in Freiburg geweiht.

In St. Bernhard in Malsch hat Erzbischof Dr. Oskar Saier zwölf Pastoralreferentinnen/-referenten in den hauptamtlichen pastoralen Dienst des Erzbistums ausgesendet. Insgesamt stehen nun 110 Pastoralreferenten/-referentinnen im Seelsorgedienst der Erzdiözese. Und 18 neue Gemeindereferentinnen/-referenten erhielten in Endingen/Kaiserstuhl durch Weihbischof Kirchgässner ihre kirchliche Sendung.

Drei Priestertage

Um die Verbundenheit der Priester mit ihrem Bischof zu stärken, fanden im Berichtsjahr wieder drei Priestertage statt: im Juli in Engen

und in Kirlach und im September in Freiburg. Sie waren mit 140, 240 und 280 Teilnehmern gut besucht. Erzbischof Dr. Saier bat die Priester bei diesen Treffen, ihren priesterlichen Dienst in brüderlichem Miteinander zu leben.

Gremien der Mitverantwortung

Am 18. März wurden im Erzbistum die Pfarrgemeinderäte neu gewählt. Die Wahl stand unter dem Leitwort „Im Geist des Evangeliums Mitdenken – Mitentscheiden – Mitgestalten“. Für 11 000 zu besetzende Pfarrgemeinderatssitze hatten sich 16 000 Kandidaten zur Verfügung gestellt. Die Größe eines Pfarrgemeinderats richtet sich nach der Größe der Pfarrei: In Gemeinden bis zu 1000 Angehörigen zählt der Pfarrgemeinderat sechs Mitglieder, in Gemeinden mit mehr als 6000 Katholiken dagegen 20 Mitglieder. Die Wahlbeteiligung war sehr unterschiedlich. In ländlichen Pfarreien gingen bis zu 80 Prozent der Wahlberechtigten zur Wahl, in städtischen dagegen oft nur wenig über 20 bis 25 Prozent. In den neuen Pfarrgemeinderäten sind mehr Jugendliche und mehr Frauen als vorher.

Aus der Wahl der Pfarrgemeinderäte ergab sich auch eine Neukonstituierung des Diözesanrates, des höchsten Gremiums der Mitverantwortung der Laien auf Bistumsebene. Ihm gehören die Vorsitzenden aller 39 Dekanatsräte, 15 Delegierte der Erwachsenen- und Jugendverbände, je ein Priester der neun Regionen, drei Vertreter von diözesanen Institutionen sowie zehn Frauen und Männer durch Zuwahl an. Bischöflicher Referent im Diözesanrat ist Domkapitular Hermann Ritter. Helene von Heyl (Lahr) wurde einstimmig erneut für fünf Jahre zur ersten Vorsitzenden gewählt. Sie vertritt den Diözesanrat künftig auch im Zentralkomitee der deutschen Katholiken; dies gemeinsam mit Bert Degenhart (Karlsruhe) und Elisabeth Groß (Freiburg). Bei einer abendlichen Begegnung

mit dem neuen Diözesanrat dankte Erzbischof Dr. Oskar Saier den Mitgliedern stellvertretend für alle Frauen und Männer in den kirchlichen Gremien der Mitverantwortung für ihre ehrenamtliche Mitarbeit in der Kirche. Er wisse, daß dieser Einsatz Zeit und Kraft koste und sei deshalb um so dankbarer dafür. Helene von Heyl berichtete dem Erzbischof, daß dem Diözesanrat in seiner neuen Amtsperiode viele neue und jüngere Mitglieder angehören. Sie verknüpfte damit die Erwartung auf eine gute und fruchtbare Arbeit und Zusammenarbeit.

Diözesaner Familientag

Ein zweiter diözesaner Familientag mit 3000 Teilnehmern fand im Mai in Ettlingen auf dem Gelände der Landesgartenschau statt. Erzbischof Dr. Oskar Saier bezeichnete ihn als „Signal für die Öffentlichkeit“ und als „Zeichen für die Hochschätzung der Familie“ in der Kirche. Sie wende freilich auch den Alleinerziehenden ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Das Motto des Familientages lautete „Entdeck den Regenbogen“. Erzbischof Saier dazu: Der Regenbogen entsteht nach Sturm und Gewitter, „wenn dann schließlich die Sonne durchbricht“. Mit diesem Bild lasse sich die Situation der Familie vergleichen. Sie trage oft viel Schweres, in ihr scheine aber auch die Sonne wieder auf, indem sie erfahre, „daß Gott gegenwärtig ist“.

Dazu ermuntert, mit wachen Sinnen dabei zu sein und die Spuren des Regenbogens im eigenen Leben zu entdecken, waren Familien aus allen Regionen der Erzdiözese der Einladung zu dem Familientag gefolgt: Eltern mit Babys und Kleinkindern, Kinder, Jugendliche und Erwachsene aller Altersgruppen nahmen rege die zahlreichen Programmpunkte wahr. Zum Programm gehörten: Singspiele, Gesprächsgruppen, Expertengespräche, Kabarett- und Kasperle-Theater und vieles mehr.

Gemeinsamer liturgischer Mittelpunkt des sinnenfrohen Tages war ein Gottesdienst im Freien mit Erzbischof Saier. In seiner Predigt deutete er den Regenbogen als Zeichen für den Frieden und der Verbindung zwischen Gott und den Menschen. Er bat darum, das Motto „Entdeck den Regenbogen“ nicht zu eng auszulegen. Es gelte für den Familientag, aber es gelte ebenso für jeden Tag der Schöpfung, die Gottes Werk sei und die durch den Menschen gefährdet werde.

In einem Interview der Bistumszeitung „konradblatt“ mit Diözesanfamilienseelsorger Andreas Hess zum Ettlinger Familientag äußerte dieser, der Tag sei nicht zur Selbstdarstellung gedacht. Er wolle vielmehr den Blick von innen nach außen richten in die Welt von heute. Es gehe darum, die Aufmerksamkeit für das Leben zu erhöhen und die Sinne zu schärfen für die Mitwelt. Hess: „Wir widerstehen der Deutung, diese Welt habe keine Zukunft.“

Ernennungen – Ehrungen

Weihbischof Prof. Dr. Paul Wehrle ist von der Universität Freiburg zum Honorarprofessor ernannt worden. Bei einer Feierstunde würdigte der Prorektor der Universität, Prof. Dr. Alexander Hollerbach, Wehrle als einen Mann, der an der „Front der theologischen und kirchlichen Praxis“ stehe. Vor seiner Ernennung zum Freiburger Weihbischof war der in Singen geborene Paul Wehrle Professor für Praktische Theologie in Eichstätt. – Vinzenz Platz, Leiter des Katholischen Büros in Stuttgart, ist von Papst Johannes Paul II. zum Päpstlichen Ehrenprälaten ernannt worden. – Zum Regionaldekan der Region Hohenzollern/Meßkirch wurde Peter Stengele von Erzbischof Saier ernannt.

Mit dem Komturkreuz mit Stern des Gregoriusordens hat Papst Johannes Paul II. den früheren Bundesverfassungsrichter Ernst Traeger, Waldbronn bei Ettlingen, ausgezeichnet. – Zum Ritter des Silvesterordens

ernannte der Papst Dr. August Bisser, Ministerialdirektor a.D. aus Emmendingen, Rechtsanwalt Gerhard-Wolfgang Saur, Rastatt, Rechnungshofdirektor i.R. Fritz Langenbach, Karlsruhe, und Otto Brodesser, Karlsruhe. – Das päpstliche Ehrenzeichen „Pro Ecclesia et Pontifice“ erhielten Elisabeth Keser, Freiburg, Karl-Heinz Lansche, Hockenheim, und Hans Heitlinger, Eppingen-Rohrbach. – Die päpstliche Verdienstmedaille „Benemerendi“ erhielt Clara Pohl, Freiburg. – Die „Konradspalquette“ für besondere Verdienste im Erzbistum verlieh Erzbischof Saier dem Mannheimer KAB-Sekretär Helmut Seidel.

Personelle Veränderungen

In der Leitung der katholischen Akademie in Freiburg erfolgte ein Wechsel von Dr. Dietmar Bader zu Dr. Ludwig Wenzler. Bader übernahm in Crateus/Brasilien eine Pfarrei. Bei der Feierstunde zum Wechsel in der Leitung der Akademie wertete Erzbischof Saier die Offenheit und die Gesprächsfähigkeit als wichtige Merkmale der Akademie. – In der Leitung des Seelsorgeamtes erfolgte ein Wechsel von Rektor Hermann Klein zu Domkapitular Hermann Ritter. Klein mußte krankheitsbedingt das Amt abgeben. Bei seiner Verabschiedung ehrte ihn Erzbischof Saier mit der „Konradspalquette“. An Hermann Klein rühmte er dessen Geduld und Umsicht sowie den Elan, den Eifer und den Erfindungsgeist, mit denen er als Rektor gewirkt habe.

Im Herrn verstorben

Der frühere Generalvikar des Erzbistums, Prälat Dr. Robert Schlund, ist völlig überraschend am 25. Januar 1990 im Alter von 77 Jahren verstorben. In einem Nachruf von Erzbischof Saier heißt es: „Mit Robert Schlund hat unsere Erzdiözese eine herausragende Priestergestalt verloren. In den langen

Jahren seiner Verantwortung für die Priester- ausbildung prägte er durch sein Vorbild und sein überragendes theologisches Wissen viele Priesterjahrgänge. Als ehemaliger Generalvikar erwarb er sich allgemeine Wertschätzung in Kirche und Öffentlichkeit. Seine Amtsführung war von pastoralem Weitblick, großer Klugheit und unermüdlichem Arbeitseifer gekennzeichnet.“

Ebenso unerwartet ist am Morgen des Fronleichnamstages Prälat Hermann Klein, langjähriger Rektor des Seelsorgeamtes, im Alter von 68 Jahren gestorben. Sein Nachfolger in der Leitung des Seelsorgeamtes, Domkapitular Ritter, würdigte ihn in einem Nachruf als einen frommen Priester, umsichtigen Seelsorger und praxisnahen Theologen. Er sei vielen Menschen ein wichtiger Ratgeber, Gesprächspartner und Wegbegleiter gewesen.

Solidarität mit Peru

Seit Beginn der Partnerschaft des Erzbistums mit der Kirche in Peru/Südamerika im Jahr 1986 wird mehr und mehr mit wacher Aufmerksamkeit hier zur Kenntnis genommen, was sich dort tut. Auch werden die Kontakte enger, die wechselseitigen Besuche häufiger. Der im Erzbistum bekannte und geschätzte Erzbischof von Lima, Kardinal Juan Landazuri Ricketts, einer der Pioniere der Partnerschaft, trat in den Ruhestand. Sein Nachfolger wurde Augusto Vargas Alzamora, bis dahin Generalsekretär der Peruanischen Bischofskonferenz und hier im Erzbistum bereits kein Unbekannter mehr. Zuletzt war Kardinal Landazuri im Juni im Erzbistum; Anlaß war die Verleihung hoher peruanischer Auszeichnungen an Erzbischof Dr. Oskar Saier und Domkapitular Dr. Wolfgang Zwingmann durch den Botschafter Perus in Bonn, Garcia Pike. Dr. Saier dankte für die Ehrung mit den Worten, stellvertretend für die vielen im Erzbistum, denen weltkirchliche Solidarität ein vorrangiges Anliegen geworden sei, sehe er in der Ordensverleihung

eine Verpflichtung, in dem Bemühen um ein gutes Miteinander nicht nachzulassen. Er schloß mit dem Wunsch, Peru möge einer guten Zukunft entgegengehen.

Im Rahmen der Partnerschaft mit Peru stellt der diözesane Solidaritätsfonds „Menschenrechte in Peru“ einen wichtigen Schritt dar, Menschen in Peru beizustehen, denen Rechte verweigert oder deren Rechte durch Verfolgung, Verschleppung bis hin zu Folter und Mordgefahr kriminell mißachtet werden. Der in der Trägerschaft des Diözesanrates befindliche Fonds – derzeit verfügt er über Spenden von DM 23 000 – unterstützt Opfer von Menschenrechtsverletzungen in Zusammenarbeit mit der Sozial-Kommission der Peruanischen Bischofskonferenz. Vor dem Diözesanrat des Erzbistums wies Domkapitular Zwingmann eindringlich darauf hin, daß die finanziellen Mittel des Fonds dringend notwendig seien, um Menschen in Bedrängnis beizustehen.

Zur Zeit gibt es bereits über einhundert partnerschaftliche Kontakte zwischen dem Erzbistum und Peru. Sie werden hier gepflegt von rund 90 Pfargemeinden sowie von etwa 20 Verbänden, Institutionen und Gruppen. In Peru ist das Interesse an solchen Kontakten noch größer als hier. Dort warten etliche Gemeinden auf Verbindungen ins Erzbistum. – Unabhängig von diesen Partnerschaften unterhalten zahlreiche Gemeinden und Gruppen im Erzbistum Kontakte zu kirchlichen Gemeinden in anderen südamerikanischen Ländern sowie in Afrika und Asien. Es ist der ausdrückliche Wunsch des Erzbischöflichen Ordinariats, daß diese auch weiterhin gepflegt und ausgebaut werden.

Ökumenisches Miteinander

Zum Abschluß der Weltversammlung über Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung in Seoul/Korea fand im Freiburger Münster ein ökumenischer Gottesdienst statt. Angesichts mancher enttäuschter Hoff-

nung über die Ergebnisse von Seoul sprach Weihbischof Dr. Paul Wehrle bei diesem Gottesdienst von der Notwendigkeit, sich im weltweiten Friedensprozeß nicht entmutigen zu lassen. – Bei einem ökumenischen Gottesdienst in Emmendingen mit Erzbischof Saier und Landesbischof Engelhardt beteten beide mit einer großen Zahl von Gläubigen für baldige weitere Schritte auf dem Weg zur Einheit der Christen. – In der Autobahnkirche bei Baden-Baden fand zu Beginn der Urlaubszeit wieder ein ökumenischer Gottesdienst statt.

Sonderhefte der Bistumszeitung

Im Juli brachte das „konradsblatt“ ein vierfarbiges Sonderheft zum kirchlichen Bauen im vergangenen Jahrhundert und zur Renovation jener Gotteshäuser in der Gegenwart. In einem Interview in dieser Ausgabe sagte der Leiter der Abteilung Bauwesen und Liegenschaften im Erzbischöflichen Ordinariat, Oberrechtsdirektor Dr. Bernd Mathias Kremer: „Die Kunst des vergangenen Jahrhunderts ist leider erst in den letzten zwei Jahrzehnten sozusagen wiederentdeckt worden. Bis dahin hat man in ganz Deutschland die Kirchen des Historismus ausgeräumt, weil der geringe zeitliche Abstand zu dieser Epoche keine objektive Bewertung ihrer künstlerischen Qualitäten zuließ. Zwischenzeitlich anerkennen wir die beachtlichen Leistungen des Kunstschaffens dieser Zeit. Viele Kunstwerke sind allerdings leider unrettbar verloren.“

Zum heutigen kirchlichen Bauen und zur christlichen Kunst äußerte Dr. Kremer in dem Interview: „Der heutige Kirchenbau und die christliche Kunst sind deutlich christozentrischer orientiert als vor dem Zweiten Vatikanum. In mancher Beziehung sind wir noch intensiv damit beschäftigt, das theologische Gedankengut des Konzils in der Gestaltung der Kirchenräume umzusetzen und die vorhandenen Räume behutsam und stilgerecht an die erneuerte Liturgie anzupassen,

wobei bei historischen Bauten architektonische, künstlerische und denkmalpflegerische Gesichtspunkte zu berücksichtigen sind. Kirchliche Kunst ist immer auch zeitbedingte Antwort auf das konkrete Kirchenverständnis. Die sich dieser Aufgabe stellenden Architekten und Künstler haben noch für lange Zeit große Aufgaben vor sich.“

Im Oktober folgte ein Sonderheft über partnerschaftliche Brücken zwischen Gemeinden, Verbänden und Gruppen im Erzbistum mit Kirchengemeinden in der Dritten Welt, namentlich mit der Kirche in Peru. In einem Interview in dieser Ausgabe äußerte Domkapitular Dr. Wolfgang Zwingmann, zuständig für weltkirchliche Aufgaben im Ordinariat, angesichts der äußerst schwierigen Lage Perus sei er mehr denn je der Überzeugung, „daß unsere Partnerschaft in einem geradezu von der Vorsehung bestimmten Augenblick begonnen hat“. Er zeigte sich froh und dankbar darüber, daß viele Gläubige im Erzbistum aufgeschlossen sind für Verbindungen über Europas Grenzen hinaus.

Mehr Geld für die Basis

Der Haushalt des Erzbistums für die Jahre 1990 und 1991, von der Kirchensteuervertretung im Dezember 1989 einstimmig verabschiedet, steht ganz im Zeichen der „Stärkung der kirchlichen Basis in den Pfarrgemeinden“. So jedenfalls charakterisierte ihn Generalvikar Dr. Otto Bechtold in seiner Haushaltsrede vor der Steuervertretung. Im Jahr 1990 hat der Haushalt ein Volumen von DM 599 Millionen und 1991 ein Volumen von DM 617 Millionen. Nahezu 70 Prozent davon sind durch Löhne und Gehälter fest verplant. Neu geschaffen wurden sechs Stellen für Gemeindereferenten und 18 Stellen für Pastoralreferenten. Auf die Allgemeine Seelsorge entfallen 25,97 Prozent der Steuermitel, auf Besondere Seelsorge knapp fünf Prozent, auf Soziale Dienste 8,39 Prozent, auf Schule, Bildung und Wissenschaft 7,76 Pro-

zent. Das Partnerland Peru erhält aus der Bistumskasse DM 500 000.

In seiner Haushaltsrede führte Dr. Bechtold aus, der Haushalt orientiere sich an einer Pastoral, die von Kooperation geprägt sei. So gewinne die Zusammenarbeit zwischen Priestern, hauptamtlichen Mitarbeitern und ehrenamtlichen Laien zunehmend an Bedeutung. Vor allem auch in der Jugendpastoral werde eine „Vernetzung der Lernorte des Glaubens“ angestrebt, in der – bei bleibender Eigenständigkeit – Jugendverbände, Pfarrgemeinden, Religionsunterricht und Schülerseelsorge zusammenwirken. Ausdrücklich betonte Generalvikar Dr. Bechtold, daß die hauptamtlichen Laien in der Pastoral des

Erzbistums „einen unverzichtbaren Dienst leisten“. Im gleichen Sinne äußerte sich bei den Haushaltsberatungen auch Erzbischof Dr. Oskar Saier.

Bei ihren eingehenden Beratungen des Haushalts unter Vorsitz von Oberlandesgerichtspräsident a.D. Karlheinz Keller stimmte die Kirchensteuervertretung darin überein, daß sich die vorsichtige Haushaltspolitik der vergangenen Jahre bewährt habe. Infolge der Steuerreform mit ihren ungewissen Auswirkungen gilt daher auch weiterhin der Haushalts-Grundsatz, daß „neue kirchliche Aufgaben nur angepackt werden können, wenn die hierfür erforderlichen Mittel an anderer Stelle eingespart werden“.

Evangelische Landeskirche in Baden 1989/90

Ludwig Wien, Karlsruhe

Die Evangelische Erwachsenenbildung sollte im Rahmen ihres kirchlichen Auftrages ihr Angebot stärker „von den Märkten her und zu den Märkten hin“ ausrichten, Zielgruppen deutlicher abgrenzen und Veranstaltungen, Beratung und Service wirksamer vermarkten: Mit diesem Fazit endete in Pforzheim-Hohenwart eine Tagung hauptamtlicher Erwachsenenbildner der badischen Landeskirche zum Thema „Öffentlichkeitsarbeit, Werbung und Marketing“, bevor die Sommerpause begann.

Zum Jubiläum wurde der ehemalige Direktor der Evangelischen Akademie Baden, Dr. Wolfgang Böhme, anlässlich des Akademiesommerfestes in Bad Herrenalb durch Sozialministerin Barbara Schäfer mit dem ihm vom Bundespräsidenten verliehenen Großen Verdienstkreuz des Bundesverdienstordens ausgezeichnet. Böhme hatte seit 1967 die Arbeit der Evangelischen Akademie in Baden maßgeblich mitgestaltet.

Die „Evangelische Präsenz in Europa“ müsse im Mittelpunkt künftiger Beratungen zwischen den Evangelischen Landeskirchen in Baden und der Pfalz mit den Kirchen im Elsaß und in Lothringen stehen: Diese Forderung, das „gemeinsame Haus zielgerichtet und kräftig mitzubauen“, war während eines Treffens der badischen und pfälzischen Kirchenleitungen in Klingenstein erhoben worden. Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt und Kirchenpräsident Werner Schramm wiesen darauf hin, daß Europa nicht nur das Gebiet der Wirtschaftsgemeinschaft umfasse, sondern auch für andere offenbleiben müsse. Akkordarbeit statt Seminarbetrieb war für 27 evangelische Theologiestudentinnen und

– studentinnen angesagt: Die 17 Männer und 10 Frauen tauschten während der Sommermonate den Hörsaal mit der Fabrikhalle und nahmen an einem Industriepraktikum teil, das vom Sozialpfarramt Mannheim gemeinsam mit der Theologischen Fakultät Heidelberg veranstaltet wurde. Den künftigen Pfarrerinnen und Pfarrern sollte dadurch die „Situation wirtschaftlich abhängiger Mitmenschen“ vermittelt werden.

In einer Feierstunde wurde am Ort seines Wirkens, der Heidelberger Hochschule für Kirchenmusik, Wolfgang Dallmann in den Ruhestand verabschiedet. Er war seit 1958 als Dozent für die Ausbildung des Organisten Nachwuchses tätig gewesen.

Wie das Diakonische Werk mitteilte, waren während der 30. Aktion „Brot für die Welt“ aus dem Bereich der badischen Landeskirche 7,8 Millionen Mark an Spenden für vier gezielte Projekte in drei Kontinenten gegeben worden. Das bedeutete eine Steigerung von mehr als 6 Prozent gegenüber dem Sammlungsergebnis des Vorjahres: Statistisch hatte in Baden jeder der 1,3 Millionen Evangelischen rund 6 Mark für die Aufgaben der Evangelischen Hilfsorganisation beigetragen.

Auf die Bedeutung der Freude am Spiel ohne ständigen Erfolgswang wies Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt anlässlich der Eröffnung der „World Games 1989“ in Karlsruhe hin. In einem ökumenischen Gottesdienst auf dem Gelände der 10 Tage dauernden Weltspiele nicht-olympischer Sportarten sagte der Bischof, bei Gott zählten „nicht nur Topleistungen“. Er warnte davor, sich nur um das eigene Fortkommen zu bemühen und „unse-

re Welt immer ökonomischer zu verwirtschaften“.

6700 jugendliche Teilnehmer aus 42 Ländern wurden zum Kongreß des Internationalen Missionswerks „Operation Mobilisation“ in Offenburg erwartet. Das einwöchige Treffen stand unter dem Motto „Gott liebt Europa“. Die Kongreßteilnehmer befaßten sich vor allem mit der Situation in Großstädten und den Problemen ausländischer Mitbürger.

Wer sich ehrenamtlich sozial engagiere, sollte die Möglichkeit erhalten, durch Weiterbildung daraus einen Beruf zu machen. Das forderte der Direktor des Diakoniewissenschaftlichen Instituts an der Universität Heidelberg, Theodor Strohm, aufgrund von Forschungsergebnissen über „Ehrenamtlichkeit und soziale Dienste“. Er wies darauf hin, daß nach den Untersuchungen 70 bis 75 Prozent der jungen Menschen im Alter zwischen 18 und 25 Jahren zu ehrenamtlichem Engagement bereit seien.

Evangelische Pfarrer in Baden dürfen künftig bei besonderen Anlässen einen „weißen Taler“ (Albe) tragen: Nach einem Beschluß der badischen Landessynode hat der Oberkirchenrat Ausführungsbestimmungen zu Fragen dieser hellen Amtstracht erlassen.

In der Karlsruher Landesbibliothek wurde in Erinnerung an die 200. Wiederkehr des Geburtstages von Aloys Henhöfer eine Ausstellung über Leben und Wirken des badischen Erweckungspredigers eröffnet: Im Foyer der Bibliothek informierten mehr als 150 Exponate aus den Beständen der Landeskirchlichen Bibliothek, der Landesbibliothek und von 18 Leihgebern über den ehemaligen Spöcker Pfarrer.

In Eggenstein stellte Prälat Martin Achtnich ein neues „Haus der Mission“ in Dienst. Der mit Gesamtkosten von nahezu 800 000 Mark errichtete Neubau beherbergt einen „Alten-treff“ sowie Diakoniestation, Schwesternwohnungen und eine Kurzzeitpflegestation. Zur Finanzierung hatte die Kirchengemeinde durch Basare, Spenden sowie ehrenamtliche

Arbeitseinsätze beigetragen. Das Projekt wurde außerdem durch Zuschüsse der Kommune und Darlehen der Landeskirche gefördert.

Der neue Personalreferent der badischen Landeskirche, Oberkirchenrat Dieter Oloff, wurde von Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt in einem Gottesdienst in Karlsruhe in sein Amt eingeführt. Oloff (48) ist Nachfolger von Oberkirchenrat Karl-Theodor Schäfer, der zugleich offiziell in den Ruhestand verabschiedet wurde.

Mit dem „Kronenkreuz in Gold“ der Diakonie wurden durch den Vorsitzenden des Diakonischen Werkes in Baden, Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser, Oberkirchenrat Hanns-Günther Michel (Karlsruhe) und Landessynodaler Emil Gabriel (Münzesheim) ausgezeichnet.

Pfarrer Dr. Otto Wilhelm Hahn wurde von Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt als neuer Vorsteher der Evangelischen Diakonissenanstalt Karlsruhe-Rüppurr eingeführt. Der 45jährige Theologe trat die Nachfolge von Pfarrer Werner Widder an.

Für die Unterstützung ehemaliger polnischer KZ-Häftlinge wurde in den Gottesdiensten Anfang September eine Kollekte erhoben: Sie floß anlässlich des 50. Jahrestages des Kriegsbegins 1939 der Initiative „Zeichen der Hoffnung“ zu.

60 antike Münzen zu neutestamentlichen Texten waren bei einer Sonderausstellung „Jesus und das Geld“ in Meersburg zu sehen. Die Präsentation in der dortigen „Bibelgalerie“ wurde durch einen Katalog und Schautafeln ergänzt. Anlässlich der Eröffnung sprach Dr. Salcia Landmann (St. Gallen).

Unter dem Motto „Neues beginnen“ stand der erste Mitarbeiterkongreß der badischen Landeskirche in Karlsruhe. Zu dem Treffen vom 15. bis 17. September anlässlich des 200. Geburtstages des badischen Erweckungspredigers Aloys Henhöfer kamen Mitarbeiter aus verschiedenen kirchlichen Arbeitsfeldern zusammen. Ziel der Veranstaltung war, ihnen

konkrete Hilfen und Impulse für die Praxis in den Gemeinden zu vermitteln. Den Schwerpunkt bildeten dabei 13 Seminare, unter anderem zu den Themen Missionarische Verkündigung, Jugendarbeit, Besuchsdienst und Meditation.

In Salem wurde Pfarrerin Doris Fuchs von Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt als erste Dekanin in Baden in die Leitung des Kirchenbezirks Überlingen-Stockach eingeführt. Doris Fuchs studierte in Bethel, Bonn, Tübingen und Heidelberg und arbeitete seit 1978 in Pforzheim als Religionslehrerin und Gemeindepfarrerin.

Für eine Kandidatur bei den Wahlen der Kirchenältesten, die auf 12. November angesetzt waren, sollte nicht Popularität, Ansehen oder Zugehörigkeit zu bestimmten Parteien oder Vereinen ausschlaggebend sein: Vielmehr komme es auf das „glaubwürdige christliche Zeugnis der Kandidaten an“, forderte die badische evangelische Vereinigung für Bibel und Bekenntnis mit einem Faltblatt, das in den Gemeinden der Landeskirche zur Verteilung kam.

Zum Vorsitzenden des Arbeitskreises Kirche und Sport in Baden ist Professor Bern Seibel (Freiburg) gewählt worden. Dem seit 1966 bestehenden Gremium gehören neben Vertretern der Erzdiözese Freiburg und der badischen Landeskirche auch die Sportbünde Nord und Süd an.

Unter dem Motto „Zusammenleben in Mannheim“ warben rund 70 ortsansässige Organisationen, Parteien, Kirchengemeinden, Gruppen und Verbände für ein harmonisches Miteinander verschiedener Kulturen und Minderheiten. Die Aktion wollte während der bundesweiten „Woche des ausländischen Mitbürgers“ auf ihre Ziele aufmerksam machen.

Schuldekan Hans Pfisterer (Lörrach) wurde zum neuen Vorsitzenden des Vereins für Kirchengeschichte in der badischen Landeskirche gewählt. Er ist Nachfolger von Professor

Walther Eisinger (Heidelberg), der dieses Amt seit 1966 innehatte.

Noch im September bestanden 21 Kandidaten in Karlsruhe das Zweite Theologische Examen. Wie das landeskirchliche Amt für Information mitteilte, erhielten alle Absolventen nach Abschluß des Lehrvikariats einen Arbeitsplatz im Bereich der Landeskirche.

Rund 200 Übersiedler aus der damals noch bestehenden DDR konnten in Kirchengemeinden und Einrichtungen der badischen Landeskirche vorübergehend aufgenommen werden. Mit diesem Angebot hatten kirchliche Mitarbeiter und Dienststellen auf die Bitte von Landesbischof Engelhardt reagiert, für eine Übergangszeit dringend benötigten Wohnraum zur Verfügung zu stellen.

Mehr als 14 000 Hilfeleistungen hat der Rettungsdienst der Johanniter-Unfall-Hilfe während des vergangenen Jahres in Baden-Württemberg erbracht. Das ging aus dem Jahresbericht der baden-württembergischen Kommende des Ordens hervor, den Friedrich von Molo beim Rittertag in Rastatt erstattete. Während eines Festgottesdienstes wurden dort 10 neue Ehrenritter verpflichtet. Damit gehören der baden-württembergischen Kommende insgesamt 188 Rechts- und Ehrenritter an. Unter den Neuaufgenommenen waren auch zwei Theologen aus der Landeskirche: Der Prälat für Südbaden Gerd Schmoll (Freiburg) und der Heidelberger Pfarrer Hans Kratzert.

Die Bezirkssynode Kehl wählte den 48jährigen Theologen Ditmar Gasse (Gengenbach) zum Nachfolger von Dieter Oloff als Dekan des Kirchenbezirks Kehl. Gasse, der aus der ehemaligen DDR nach Baden kam, arbeitete seit 1973 als Gemeindepfarrer in Gengenbach und ist zugleich Vorsitzender des badischen Synodalausschusses „Starthilfe für Arbeitslose“.

Gegen einen resignierten Rückzug aus Kirche und Gesellschaft ins Private sprach sich der neue evangelische Landesjungpfarrer Ul-

rich Fischer (Karlsruhe) während des Einführungsgottesdienstes in der Karlsruher Karl-Friedrich-Gedächtniskirche aus. Gefragt sei heute vielmehr das „mutige Aufstehen“ im Namen des Rechts, das Jesus beispielhaft in die Welt gebracht habe. Mit der Berufung Fischers wurde die Stelle nach fast zweijähriger Vakanz wieder besetzt.

Beeindruckende Zahlen nannte der Präsident des Diakonischen Werkes der EKD, Karl-Heinz Neukamm (Stuttgart), während der in Mannheim tagenden Diakonischen Konferenz: Mit 265 000 Mitarbeitern ist das Diakonische Werk einer der größten Arbeitgeber in der Bundesrepublik. Kritisch setzte sich Neukamm bei dieser Gelegenheit mit dem Entwurf des Jugendhilfegesetzes der Bundesregierung auseinander, in dem nach seiner Ansicht die Tagesbetreuung von Kindern zu kurz komme. Der Präsident warb weiterhin um Verständnis für die Nachwuchssicherung in der Alten- und Krankenpflege. Es sei notwendig, daß der Pflegedienst in Krankenhäusern aufgewertet und „gleichberechtigt“ neben die ärztlichen und Verwaltungsdienste trete.

Erstmals in der badischen Landeskirche wurde in Wiesloch ein Modell zur kollektiven Leitung eines Kirchenbezirks erprobt: Der Bezirkskirchenrat bildete einen „geschäftsführenden Ausschuß“, dessen fünf Mitglieder die Aufgabe des Dekans wahrnehmen. Das Erprobungsmodell ist auf drei Jahre befristet. Die Maßnahme war notwendig geworden, nachdem der frühere Kirchenbezirk Oberheidelberg wegen seiner Größe in die Bezirke Schwetzingen und Wiesloch geteilt worden war.

Neuer Dekan im Kirchenbezirk Adelsheim ist Pfarrer Jürgen Lutz: Der 54jährige wurde von der Bezirkssynode gewählt und löste Dekan Werner Bernhard ab, der dieses Amt 20 Jahre innehatte und in den Ruhestand trat. Lutz war vordem Pfarrer in Pforzheim.

Mehr finanziellen Spielraum erhielten die rund 700 evangelischen Kirchengemeinden

in Baden: Das sah der landeskirchliche Doppeletat 1990/91 vor, der Mitte Oktober von der Landessynode in Bad Herrenalb verabschiedet wurde. Der Haushalt wies für 1990 Einnahmen und Ausgaben von rund 442 Millionen Mark, für das folgende Jahr von 456,5 Millionen Mark aus. Die Kirchengemeinden erhalten davon insgesamt 304 Millionen Mark, das sind rund 23 Millionen mehr als bisher. Einsparungen wurden unter anderem im Personalbereich verfügt. Zu den Schwerpunkten des Etats gehört das Arbeitsfeld Mission und Ökumene. Die Mittel zur Förderung von Schwesterkirchen in der Dritten Welt sowie des kirchlichen Entwicklungsdienstes wurden je Haushaltsjahr auf 15 Millionen Mark festgesetzt.

Der Bildung eines Förderungsfonds „Kirche hilft Arbeitslosen“ stimmte die Landessynode in Bad Herrenalb geschlossen zu. Damit wurde das 1983 beschlossene Arbeitsplatzförderungsgesetz, das Ende November 1989 auslief, abgelöst. Die Landessynode befaßte sich auch mit verschiedenen Bauvorhaben und stimmte in den Bereichen Diakonie und Kirchengemeinden umfangreichen Sanierungsarbeiten zu. Dazu gehörten unter anderem Außenrenovierungen am Heidelberger Predigerseminar, an der Heiliggeist- und Peterskirche. Weitere Investitionen für Instandsetzungs- und Umbauarbeiten erwiesen sich in der südbadischen Tagungsstätte Beuggen als notwendig. In Bad Krozingen sah das Diakonieneubauprogramm ein Alten- und Pflegeheim mit 84 Plätzen und in Karlsruhe ein Altenhilfezentrum für 100 Bewohner vor. Ferner wurde beim Konstanzer Margarethenheim ein Neubau für 60 Pflegebedürftige und der Bau einer Pflegeheimabteilung für das Altenheim der Kirchengemeinde Baden-Baden genehmigt.

Mehr als 190 Seminare, Kurse und Tagungen bot das Fort- und Weiterbildungsprogramm 1990 in der badischen Landeskirche an: Es wendet sich an alle haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter, seine Themenpalette reicht

von „Selbsthilfe nach Krebs“ über „Auswirkungen des EG-Binnenmarktes“ bis zu Computerkursen und Verwaltungslehrgängen. Wichtiger Teil des Angebots ist die pastoralpsychologische Fortbildung für Pfarrer, Diakone, Religionslehrer und Sozialarbeiter. Für das laufende Jahr wurde mit mehr als 3000 Teilnehmern gerechnet.

Der Leiter des Referates für Gemeinde und Seelsorge, Oberkirchenrat Dr. Hansjörg Sick (Karlsruhe), wurde im Oktober während eines Gottesdienstes von Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt in den Ruhestand verabschiedet. In seiner Abschiedspredigt erklärte Sick, auch in der Kirche sei eine Art „Perestroika“ dringend nötig: Es habe in den letzten Jahren zwar ökumenische Fortschritte gegeben, viele Hoffnungen – etwa im Blick auf die Abendmahlsgemeinschaft mit der römisch-katholischen Kirche – hätten sich jedoch nicht erfüllt. Der Theologe plädierte eindringlich für einen „klaren Kurs“ in der Evangelischen Kirche.

Vor Defiziten in der Zuwendung zu Menschen und der alleinigen Beachtung des Rechtlichen hat der baden-württembergische Ministerpräsident Lothar Späth gewarnt: Der Regierungschef sprach vor der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, die in Bad Krozingen tagte, und meinte, aus der Bibel könnten Folgerungen für die Gemeinschaft von Männern und Frauen gezogen werden. Staat, Gesellschaft und Kirche sah Späth aufgefordert, über ein neues Verständnis der Rolle der Geschlechter nachzudenken. Für eine Erneuerung der Kirche sprach sich auch Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt während eines Gottesdienstes zum Auftakt der Synode aus: Diese Erneuerung beginne freilich nicht mit Reformkonzepten und kirchlichen Stellungnahmen, sondern mit dem Gebet.

Eine Resolution zur Drogenproblematik hat die Diakonische Konferenz Anfang November anlässlich ihrer Jahrestagung in Karlsruhe verabschiedet. Danach sicherte das badische

Diakonische Werk auch künftig Mitarbeit und Unterstützung im Kampf gegen den Drogenmißbrauch zu und kündigte die Einrichtung zusätzlicher Beratungsstellen an. In seinem Rechenschaftsbericht wies Hauptgeschäftsführer Oberkirchenrat Hanns-Günter Michel (Karlsruhe) auch auf die brisante Entwicklung im Bereich der Altenpflege hin: Er wandte sich gegen das in der Sozialpolitik eingeführte Schema vom „Vorrang offener Hilfen“ unter dem Gesichtspunkt der Kostenfrage und sprach sich erneut für die von ihm seit langem vertretene Konzeption eines „Verbundes differenzierter Hilfsangebote“ aus.

Abgewiesen hat das kirchliche Verwaltungsgericht die Klage des Heidelberger Pfarrers Eschel Alpermann gegen die Versetzungsentscheidung, die der Landeskirchenrat bereits im April 1987 getroffen hatte. In der schriftlichen Begründung bestätigte das Gericht, die Versetzung Alpermanns sei notwendig gewesen, damit in der betroffenen Heidelberger Heiliggeistgemeinde wieder „Frieden einkehren“ könne. Seinerzeit hatte das Zerwürfnis zwischen dem Pfarrer und dem Ältestenkreis zu großer Beunruhigung in der Gemeinde geführt.

Bei der badischen Kirchenwahl, die am 12. November stattfand, haben rund 22 Prozent der 1,1 Millionen wahlberechtigten evangelischen Gemeindeglieder ihre Stimme abgegeben. Damit blieb die Beteiligung im Vergleich zur Wahl vor sechs Jahren nahezu gleich.

Die Zahl der Übersiedler aus der ehemaligen DDR nahm in November sprunghaft zu. Die Landeskirche stellte in ihren Tagungshäusern in Wilhelmsfeld, Beuggen und Görwihl kurzfristig 138 Plätze zur Verfügung. Der Landesbischof bat die kirchlichen Gruppen, die in diesen Häusern Veranstaltungen terminiert hatten, um Verständnis für die kurzfristige Kündigung ihrer Belegungsverträge.

Die vier evangelischen und katholischen Kirchenleitungen in Baden-Württemberg konn-

ten in den Vorschlägen des Mc Kinsey-Gutachtens zur „Fusion von Süddeutschem Rundfunk und Südwestfunk“ nur „eine wesentliche Verschlechterung gegenüber den bisherigen Möglichkeiten im öffentlich-rechtlichen Rundfunk“ erkennen. Das wurde nach einer Sitzung des SDR-Rundfunkrates in einer gemeinsamen Erklärung zum Ausdruck gebracht: Die Verbreitung kirchlicher Sendungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk sei im kirchlichen Auftrag begründet, der allen Menschen gelte.

Auf der Dringlichkeitsliste des Diakonischen Werkes Baden standen zum Auftakt der am 1. Adventssonntag beginnenden 31. Aktion „Brot für die Welt“ vier Projekte: Im afrikanischen Kamerun, in Indien und Brasilien sollte möglichst rasch zur Selbsthilfe geholfen werden. Wie Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt anlässlich der Eröffnung äußerte, sollten Arme, Verzweifelte, Kranke und vom Kampf ums Überleben erschöpfte Menschen in aller Welt durch gezielte Hilfe eine Chance haben, „zu arbeiten, satt zu werden und Kinder gesund heranwachsen zu lassen“.

Im Zeichen der Versöhnung mit dem polnischen Volk stand in der Karlsruher Stadtkirche ein Gottesdienst zum Abschluß der Friedensdekade am Buß- und Betttag. In seiner Predigt rief Landesbischof Engelhardt dazu auf, „Buße zu tun für unsere Unversöhnlichkeit“: Nicht nur im persönlichen Bereich, sondern erst recht im politischen wie im gesellschaftlichen Leben gelte es, Mißtrauen und Voreingenommenheit anderen gegenüber „aus der Tiefe des Glaubens heraus abzubauen“.

Herwig Schelling aus Lahr wurde nach Benennung durch den Vorstand des Evangelischen Presseverbandes für Baden von der Mitgliederversammlung zum neuen Verlagsleiter des Evangelischen Presseverbandes in Baden gewählt. Der 48jährige Druckerei- und Verlagsfachmann, der zugleich Geschäftsführer des Hans-Thoma-Verlages

Karlsruhe wurde, löste Martin Langenfass ab, der aus Altersgründen in den Ruhestand trat. Viel Aufmerksamkeit erfuhr eine Ausstellung „Diakonie in Baden“, die während der Adventswochen im Landes pavillon in Stuttgart Streiflichter aus der Arbeit des kirchlichen Wohlfahrtsverbandes zeigte. Mit Bildern aus dem Arbeitsalltag und Plakatbeispielen stellte das Diakonische Werk den Besuchern verschiedene Schwerpunktbereiche vor.

Pfarrer Walter Wettach aus Rielasingen übernahm eine Aufgabe bei der Deutschen Seemannsmission Douala in Kamerun. Der Evangelische Oberkirchenrat in Karlsruhe stellte den Theologen zunächst für drei Jahre frei.

Kritik an der unterschiedlichen Behandlung von deutschstämmigen Aus- und Übersiedlern einerseits sowie Asylsuchenden andererseits übte der Ausländerbeauftragte der badischen Landeskirche, Pfarrer Wolfgang Weber (Karlsruhe): Für die einen gebe es in der Bundesrepublik Startgeld, Integrationshilfen und „offene Arme“, für die anderen Abschreckungspolitik, Sammellager, Ausgliederung und Abschiebung, sagte Weber während einer Veranstaltung von amnesty international in Heidelberg.

Angesichts der Ereignisse in der damaligen DDR dürften die Kirchen „keine Beobachter am Rande bleiben“. Diese Auffassung vertrat Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt in einem Interview, das in der Weihnachtsausgabe der Evangelischen Kirchenzeitung für Baden „Aufbruch“ erschien. Es genüge nicht, so der Bischof, daß sich allein in der DDR die Verhältnisse ändern. Zugleich stelle sich die Frage: „Wie verändern wir uns, damit wir dieser neuen Situation gerecht werden können?“

Noch zwischen Weihnachten und Jahresende 1989 waren Mitarbeiter der Johanniter-Unfall-Hilfe mit Dutzenden von Fahrzeugen und Tonnen von Hilfsmaterial unterwegs in das kriesengeschüttelte Rumänien. Gleichzeitig wurden zum Jahresbeginn neue Transporte – vor allem Medikamente und Baby-

nahrung sowie hochwertige Fleischkonserven – zusammengestellt, die das Diakonische Werk in rumänische Partnergemeinden schickte.

In Karlsruhe wurde Akademiedirektor Gerhard Langguth in den Ruhestand verabschiedet. Er hatte sich während seiner Dienstzeit seit 1978 besonders für den christlich-jüdischen Dialog und für die Rechte der Unterprivilegierten in unserer Gesellschaft engagiert. In einer Abschiedsrede nannte er die Evangelische Akademie eine „Agentur der biblischen Botschaft und des Glaubens in der Welt“.

Einen halbjährigen „Sabbaturlaub“ trat als erster Seelsorger der Gemeindepfarrer Udo Böttcher aus Kehl-Goldscheuer an. Er nutzte damit die von der Landessynode eingerichtete Möglichkeit, die neben dem Ziel eines „Ruhejahres“ auch der Absicht dienen soll, von Arbeitslosigkeit bedrohten anderen Mitarbeitern durch solches zeitweiliges Ausscheiden der Stelleninhaber „den Weg in den kirchlichen Dienst zu erleichtern“.

Wie der Finanzreferent der Landeskirche, Oberkirchenrat Beatus Fischer, in Karlsruhe mitteilte, lagen die Kirchensteuereinnahmen der badischen Landeskirche für 1989 mit 12,8 Millionen Mark um 3,7 Prozent höher als vorausberechnet. Damit könne, so Fischer, für den Haushaltszeitraum 1990/91 finanzpolitisch „Entwarnung“ gegeben werden.

Pfarrer Michael Nüchtern übernahm die „Geschäftsführende Leitung“ der Evangelischen Akademie Baden. Der 40jährige promovierte Theologe war bereits seit 10 Jahren Studienleiter der kirchlichen Bildungseinrichtung. Gleichzeitig wurde bekannt, daß für die Akademie ein „kollegiales Leitungsgremium“ mit insgesamt vier Studienleitern gebildet werden solle, die sich turnusmäßig in der Geschäftsführung ablösen.

Rund 180 000 Mark stellte das Gustav-Adolf-Werk, Hauptgruppe Baden, für 19 Projekte west- und osteuropäischer sowie südamerikanischer Minderheitskirchen zur

Verfügung; Das wurde auf der Jahrestagung dieses kirchlichen Werkes in Bad Herrenalb beschlossen.

Der Geschäftsleitende Jurist des Evangelischen Oberkirchenrats in Karlsruhe, Professor Dr. Albert Stein, wurde Ende Januar in den Ruhestand verabschiedet. Der Jurist und Theologe leitete seit 1984 die landeskirchliche Verwaltung und war für grundsätzliche Fragen des Kirchenrechts, der kirchlichen Gerichte und kirchlicher Ordnungen zuständig.

„Christ sein – wozu?“ war das Motto der 43. Geistlichen Woche in Mannheim. Die Vortragsreihe dieser traditionellen Veranstaltung des Kirchenbezirks griff unterschiedliche Aspekte des Themas auf.

Der Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werkes Baden, Oberkirchenrat Hanns-Günther Michel (Karlsruhe), wurde wegen Erreichen der Altersgrenze in einem Gottesdienst in der Karlsruher Stadtkirche durch Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt in den Ruhestand verabschiedet. Zugleich fand die Einführung seines Nachfolgers, Oberkirchenrat Wolfgang Schneider, statt. Bei einem anschließenden Empfang zeichnete Minister Dr. Gerhard Weiser Michel in Anerkennung seines „beispielhaften gesellschaftlichen Engagements“ mit dem ihm vom Bundespräsidenten verliehenen Großen Verdienstkreuz des Bundesverdienstordens aus.

Einen mit 3000 Mark dotierten Preis für besondere Leistungen im Studienfach Gesang wird die Heidelberger Hochschule für Kirchenmusik der badischen Landeskirche jährlich vergeben. Für den Preis qualifizieren können sich nach dem Willen der Stifterin Inge Bullinger-Pittler Studierende aller Ausbildungszweige der kirchlichen Einrichtung. In Bad Herrenalb trafen sich bei einer Tagung anlässlich des 175jährigen Bestehens der Basler Mission nahezu 100 Vertreterinnen und Vertreter aus den fünf Landeskirchen in Baden, Württemberg, Hessen-Nassau, Kurhessen-Waldeck und der Pfalz, alle Mitglieder

des „Evangelischen Missionswerkes in Südwestdeutschland“ (EMS).

In Heidelberg starb am 18. Februar im Alter von 84 Jahren Professor D. Günther Bornkamm. Der Neutestamentler lehrte unter anderem in Königsberg, Bethel, Göttingen und Heidelberg. Er war seit 1956 Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und 1965/66 Rektor der dortigen Universität. Prälat Gerd Schmoll (Freiburg) ist auf dem Liebfrauenberg im Elsaß in den Vorstand der baden-württembergischen Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) gewählt worden, in der 14 Kirchen und Gemeinschaften zusammenarbeiten.

Sechs Autos für die Aktion „Essen auf Rädern“ übergaben Mitglieder des Karlsruher Freundeskreises evangelischer und katholischer Christen an den Essensdienst der Volkssolidarität in Halle. Die Lieferfahrzeuge für die Partnerstadt wurden durch Spenden finanziert.

Die Kirchen dürften heute nicht mehr zurückgezogen leben, sondern sollten im Blick auf das gemeinsame Europa eine Brückenfunktion übernehmen. Diese Auffassung vertrat der Präsident der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Elsaß und in Lothringen, Michael Hoeffel (Straßburg), während einer Konsultationstagung in Bad Herrenalb, zu der die Kommission für Weltmission und Evangelisation des Ökumenischen Rates der Kirchen und die Studienabteilung der Konferenz Europäischer Kirchen eingeladen hatten. Die kirchliche Einigung zwischen beiden Teilen Deutschlands sollte nach Meinung von Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt „behutsamer geschehen“ als die Schaffung der staatlichen Einheit. In seinem „Bericht zur Lage“ vor der in Bad Herrenalb tagenden Synode sagte der Bischof, die Partnerkirchen in der ehemaligen DDR würden „zunächst noch viel Zeit und Kraft“ für die Erneuerung ihres Staates brauchen.

Lebhaftes Echo in der Öffentlichkeit fand die aus gegebenem Anlaß während der Früh-

jahrstagung der Synode verhandelte Frage, ob ein evangelischer Pfarrer eine Ehepartnerin jüdischen Glaubens haben dürfe. Das ist nach bisheriger kirchlicher Ordnung nicht zulässig. Zur Frage einer Änderung des Pfarrerdienstgesetzes erklärte Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt, dies sei für die badische Landeskirche nicht im Alleingang denkbar, sondern nur in Übereinstimmung mit anderen Mitgliedskirchen der EKD möglich. Der Evangelische Oberkirchenrat wollte zunächst in Gesprächen mit dem vom Dienst suspendierten Pfarrvikar klären, wie bis zu einer endgültigen Klärung dieser Frage verfahren werden solle.

Die Synode beschloß, insgesamt 460 000 Mark für vier zusätzliche Pfarrstellen zu bewilligen: Zwei sollten umgehend, die beiden anderen im folgenden Jahr eingerichtet werden. Zwölf Personen hat der besondere Synodalausschuß „Starthilfe für Arbeitslose“ im Berichtszeitraum zu einer Stelle verholten. Mit insgesamt 52 000 Mark konnte der Synodalausschuß „Hilfe für Opfer der Gewalt“ im laufenden Jahr Hilfsbedürftige in verschiedenen afrikanischen, südamerikanischen und asiatischen Ländern sowie in Rumänien unterstützen.

Mehr als 5000 Teilnehmer trafen sich in Bregenz zum 4. Internationalen Bodensee-Kirchentag unter dem Leitwort „Damit aus Fremden Freunde werden“. Sie wollten nicht nur „Grenzen überschreiten und ein Fest des Glaubens feiern“, sondern auch ein „Netz knüpfen“. Schauplatz des Kirchentages war das große Bregenzer Festspielhaus.

Pfarrer Franz Doleschal wurde von der Bezirkssynode zum neuen Dekan des Kirchenbezirks Müllheim gewählt. Der bisherige Schuldekan trat die Nachfolge von Dekan Otto Landes an.

Mit Gottesdienst und Festakt wurde die Fertigstellung des Um- und Erweiterungsbaus des landeskirchlichen Mütterkurheims Marie-von-Marschall-Haus in Hinterzarten gefeiert. Das Haus mit einer von 26 auf 37

Betten erhöhten Kapazität ist für Kuren des Müttergenesungswerks bestimmt. Wegen ihres Engagements für dieses Hilfswerk wurde anlässlich der Veranstaltung die Landessynodale Hilde Diefenbacher (Mannheim) mit der „Elly-Heuss-Knapp-Medaille“ ausgezeichnet.

Auf die Notwendigkeit des Dialogs der Konfessionen für die Einheit der Kirche wies Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt bei einem ökumenischen Gottesdienst in Emmendingen hin, bei dem auch der Freiburger Erzbischof Oskar Saier mitwirkte.

Der Finanzreferent der badischen Landeskirche, Oberkirchenrat Beatus Fischer, wurde vom Landeskirchenrat zum Geschäftsleitenden Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats berufen. Fischer bleibt zugleich Leiter des Finanzreferats, das er bereits 1987 übernommen hatte.

Für die Überwindung der Schuldenkrise in der Dritten Welt müssten die Kirchen und alle anderen gesellschaftlichen Kräfte sich engagieren. Das forderte der Volkswirtschaftler Bernhard Gräff (Frankfurt) bei der badischen Landestagung des Evangelischen Bundes in Schwetzingen. Anlässlich dieser Veranstaltung zum Thema „Christ und Wirtschaft“ sprach sich auch der Sozialethiker Professor Christian Walther (Hamburg) für einen ständigen Dialog zwischen christlicher Ethik und Wirtschaft aus: Beide Seiten hätten die Aufgabe, nach menschengerechten und lebensdienlichen Existenzbedingungen zu suchen. Rund 10 000 evangelische Christen trafen sich am 14. Juni beim „Gemeindetag unter dem Wort“ im Karlsruher Kongresszentrum. An der Großveranstaltung unter dem Leitwort „Jesus das Licht der Welt“ beteiligten sich mehr als 20 verschiedene Werke, Verbände und Einrichtungen sowie Freikirchen und die badische Landeskirche. Bei den circa 22 Einzelangeboten von Gottesdiensten bis zu Podiumsveranstaltungen ging es um die weltweite Verkündigung des Evangeliums sowie die Verantwortung von Christen in Politik,

Wissenschaft und Schule. Weitere Schwerpunkte waren Aufgaben der Seelsorge und Fragen des Gemeindegewesens. Zum Tagungsprogramm gehörte außerdem ein Jugend- sowie Kindergemeindetag. Unter den Besuchern der Veranstaltungen waren auch etwa 500 Gäste aus der ehemaligen DDR.

10 000 Frauen und Männer waren in der letzten Juniwoche in Baden mit der Sammeldose auf Straßen und Plätzen unterwegs und baten um Spenden anlässlich der Opferwoche der Diakonie. Diese jährliche Sammelwoche schaffe – so der Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werkes Baden, Oberkirchenrat Wolfgang Schneider – Hilfe und Ausgleich für Benachteiligte und in Not geratene Menschen. Besonders seelisch Kranke, Aus- und Übersiedler, arbeitslose Jugendliche und Alte sollten mit den Mitteln aus der Opferwoche unterstützt und gefördert werden.

Mehr als 3000 Teilnehmer trafen sich Ende Juni in Offenburg zum 21. Badischen Landesposaunentag. Bei der Hauptveranstaltung unter dem Leitwort „Jesus hilft leben“ dankte Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt den Posaunenchoristen für ihren Einsatz in den Gemeinden. In der badischen Landeskirche gibt es derzeit 278 Posaunenchoristen mit etwa 6000 aktiven Mitgliedern, darunter 900 Frauen und 1000 Jugendlichen.

Der Vorstand der Ökumenischen Presseclubs Baden-Württemberg wurde in Karlsruhe von der Mitgliederversammlung für drei weitere Jahre bestätigt: Vorsitzender ist Josef Dewald, Chefredakteur der katholischen Bistumszeitung „konradblatt“, Stellvertreter der Geschäftsführende Redakteur der Evangelischen Kirchenzeitung für Baden „Aufbruch“, Ludwig Wien (beide Karlsruhe). Dem Gremium gehören weiter Barbara Haemmerle (Freiburg), Chefredakteur Roland Velten und Paul Müller (beide Stuttgart) an.

Gäste aus europäischen und lateinamerikanischen Minderheitskirchen sowie zahlreiche

Teilnehmer aus ganz Baden feierten in Schopfheim das 141. Landesfest des Gustav-Adolf-Werkes. Dabei gab der Präsident des Außenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hans-Joachim Held, bekannt, daß die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland plane, für 1992 ein ökumenisches Bibellese-Jahr auszurufen. Landesbischof Dr. Klaus Engelhardt betonte in diesem Zusammenhang, es sei nötig, die Bibel gemeinsam mit Christen anderer Kon-

fessionen zu lesen, um die Erfahrungen der Heiligen Schrift einander nahezubringen. Noch vor der Sommerpause bestanden 36 von insgesamt 42 Theologiestudentinnen und -studenten der badischen Landeskirche in Karlsruhe das Erste Theologische Examen. Von den erfolgreichen Kandidaten hatten zu diesem Zeitpunkt jedoch nur 22 eine Übernahme in das Lehrvikariat beantragt. (Berichtszeitraum 1. Juli 1989 bis 30. Juni 1990)

Buchbesprechungen

Petzold, Leander, Feste und Feiern in Baden-Württemberg.

203 S., reich bebildert, 48,- DM, Braun-Verlag Karlsruhe, 1990

Es ist schon erstaunlich: Baden-Württemberg ist nicht nur das Bundesland mit der größten Anzahl von Museen, es liegt wohl auch mit an der Spitze, wenn es um Feste und Feiern geht. Das Ortsregister weist 215 Namen auf, und viele Dörfer und Städte feiern mehrere Feste. Die Zahl muß mit fünf multipliziert werden. Prof. Petzold schreibt daher in seinem Vorwort: „Das Land Baden-Württemberg hat über 1100 Gemeinden, und in fast jeder von ihnen wir mindestens einmal im Jahr ein Fest gefeiert, sei es die Kirmes oder die Fastnacht, das Patrozinium des Orthsheiligen oder ein Vereinsfest.“ Eine schier unübersehbare Zahl von Festen und Feiern tut sich da auf. Sie reichen vom Cannstatter Wasen bis zu einem Kuchenfest in Waibstadt, vom Schäferlauf bis hin zu den berühmten Narrengerichten in Stockach oder Grosselfingen. Die Herausgabe eines solchen Buches ist daher ein Unternehmen, das langer und sorgfältiger Vorbereitung bedarf, denn vorher gibt ein Volkskundler im Range von Prof. Petzold das Manuskript nicht aus der Hand. Deshalb wurden Tausende von Fragebogen verschickt, Umfragen veranstaltet, Literatur, Chroniken, Zeitungen usw. ausgewertet. Das sind gründliche Recherchen, die im Endeffekt dem Band seinen Wert verleihen.

Die Feste sind in ihrer jahreszeitlichen Abfolge angeordnet. Sie beginnen mit der Fastnacht, dem Funkenfeuer und Scheibenschlagen und enden bei den Weihnachtsmärkten und Silvesterfeiern. Innerhalb der einzelnen Kapitel sind die Veranstaltungen regional gegliedert. Als Beispiel möge das Kapitel Kirchweih, Hammeltanz und Schätzelemarkt dienen. Dort sind aufgeführt: Dornheim (Kerwe), Waibstadt (Maikuchenfest), Löwenstein (Bockrennen), Hirrlingen (Hammeltanz), Plüdershausen (Festtage), Bad Peterstal (Peter- und Pauls-Fest), Bräunlingen (Kilbig und Schätzelemarkt), Haigerloch (Kirchweih und Handwerkerjahresfest), Lauchheim (Stadtfeiertag), Unlingen (St.-Anna-Fest), Reichenau (Markus-Fest), Tengen (Schätzelemarkt). Nichts, was einigermaßen Bedeutung hat, wurde vergessen. Das Inhaltsverzeichnis spiegelt eine erstaunliche Anzahl von Festtypen wider, in 21 Kapiteln sind sie zu finden. Dabei sind Jahrmärkte und Messen, Pferdeheilige und Umrittsbrauchtum, die sommerlichen Stra-

ßenfeste, die Winzerfeste an Rhein und Neckar, die Schäferlaufstädte und ihre Feste, die Höhlenfeste auf der Alb, von der Buchener Bleckerfastnacht zum Stockacher Narrengericht u.v.m.

Jeder Festort ist geographisch und auch etwas historisch beschrieben. Jedes der Feste wird in seinem Ablauf geschildert und sein Herkommen aufgezeigt. Dies ist besonders wichtig, weil Feste ja nichts Statisches sind, sie wandeln sich, denn die Festkultur der Gegenwart ist ständigen Änderungen unterworfen. „Es erfolgt eine Anpassung an wirtschaftlich und zeitbedingte Gegebenheiten, neue Brauchelemente werden aufgenommen, andere verschwinden.“ (Petzold). Auf diese Weise wird auch einsichtig, welche Feste eine sehr alte Tradition haben, und welche aus irgendeinem Anlaß neu hinzugekommen sind. Das Besinnen auf das historische Herkommen der Dörfer und Städte läßt oft den Ansatzpunkt für ein Fest finden. Dagegen ist nichts zu sagen, alle Traditionen haben einmal bei Null begonnen.

Das reich bebilderte Buch schließt eine bisher schmerzlich empfundene Lücke. Dafür gebührt Autor und Verlag Dank. Dieser Band wird viele Freunde finden und Anregungen dazu, das eine oder andere Fest selbst einmal zu besuchen. Daß es verlegerisch sorgfältig aufgemacht ist, dafür ist das Team um Robert Dreikluft im Braun-Verlag Garantie.

Vögely

Riester, Rudolf, Ein schreibender Maler,

herausgegeben von Heinrich Lehmann zum 85. Geburtstag von Rudolf Riester. Aufsätze zur Kunst und Künstlern, zu Städten und Landschaften. 24 Tafeln und 30 Zeichnungen aus sechs Jahrzehnten. Bütteneinband, 292 S., 58,-DM. Waldkircher Verlag 1989

Der „schreibende Maler“ blickt auf ein außergewöhnliches Leben zurück. Wenn ein Künstler im Range Riesters 85 Jahre alt geworden ist, dann ist wohl ein Rückblick auf die hinter ihm liegenden Jahrzehnte erlaubt. Wenn es auch unmöglich ist, einen solchen Zeitraum mit all seinen Höhen und Tiefen darzustellen, so tragen doch wesentliche Daten und Eckpunkte zum Verständnis des Künstlers bei.

Rudolf Riester wurde am 18. Dezember 1904 in Waldkirch geboren. Er absolvierte eine kaufmännische Lehre, und als die Familie 1921 nach Freiburg i. Br. übersiedelte, belegte Riester an der Universität Aktzeichnen bei H. Lembke. Als ihm eine

Beamtenstelle bei der Reichsbank angeboten wurde, schlug er diese aus. Sein Lebensweg nahm damit seine entscheidende Richtung. Riester begann im Wintersemester 1924 das Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München. Im Oktober 1925 ging er nach Berlin und trat an den Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst in die Zeichenklasse von Prof. Wolfsfeld ein. Berlin wurde ihm künftig zur zweiten Heimat, er blieb der Stadt zeitlebens verbunden. Dort erhielt er 1928 ein Atelier bei Hans Meid, und das gleiche Jahr brachte auch den Beginn einer beinahe unübersehbaren Folge von Ausstellungen bis zum heutigen Tag. 1934 erhielt Riester ein Meisteratelier an der Preußischen Akademie der Künste, dem 1936 ein Stipendium der Dürer-Stiftung Nürnberg folgte. Die rauhe Luft des III. Reiches bekam Riester bald zu spüren. Gemeinsam mit anderen jungen Künstlern wurde in der Böttcherstraße in Bremen eine Ausstellung veranstaltet, die Hitler bei seiner Rede auf dem Reichsparteitag in Nürnberg als „Böttcherstraßen-Kultur“ bezeichnete und damit der Ausstellung ein Ende bereitete. Erstaunlicherweise erhielt Riester trotzdem den Rompreis (Villa Massimo 1936–1937). Nachdem 1938 eine Ausstellung junger Künstler ungestört verlief, schlug 1940 die Gestapo zu, schloß die damalige Ausstellung und beschlagnahmte Bilder, u. a. auch von Riester. Daß er – man kann es kaum glauben – den Villa-Romana-Preis erhielt, führte zu Umbeetzungen im Ministerium. Riester ließ sich 1943 in Freiburg nieder und verlor im gleichen Jahr sein Gesamtwerk in Berlin im Bombenhagel. Er wurde Soldat, und nach schwerer Erkrankung und Kriegsgefangenschaft wurde er wieder 1952 in Freiburg sesshaft. Im gleichen Jahr erhielt Riester den Hans-Thoma-Preis des Landes Baden-Württemberg, 1964 den Reinhold-Schneider-Preis der Stadt Freiburg, 1981 wurde ihm der Professorentitel verliehen, und 1986 wurde Riester mit dem Oberrheinischen Kulturpreis ausgezeichnet.

Was in diesem knappen Lebenslauf nicht berücksichtigt wurde, ist die Freundschaft Riesters mit vielen Künstlern, mit maßgebenden Lehrern und Malern, welche die Kunstszene bereicherten und belebten. Gemeinsame Diskussionen, Ausstellungen, die Auseinandersetzung mit den Kunstströmungen der Zeit, stellten Riester mitten in das Kunstschaffen der Gegenwart, fördernd und den künstlerischen Anspruch hebend. Nicht genannt wurden die vielen Ausstellungen im Ausland und in all den wesentlichen Sezessionen und Galerien Deutschlands.

Dem bedeutenden Maler gilt der vorgelegte Band wohl nicht in erster Linie, es ist der „schreibende“ Maler Rudolf Riester, der im Mittelpunkt steht,

obwohl natürlich der Maler und der Schreiber nicht voneinander zu trennen sind, da sie eine Einheit bilden. Der Mensch und Künstler Riester in seiner Gesamtheit wird sichtbar. „Zu dieser Schreibererei bin ich gekommen wie der Esel zum Tritt!“, sagte Riester zum Herausgeber. Das ist wohl nicht zu ernst zu nehmen, denn der Eindruck wird schnell gewonnen, daß das Schreiben und Reflektieren dem Künstler ein Bedürfnis sind. Und was ebenfalls rasch merkbar ist, ist die Kompetenz Riesters, wenn er über Kunst und Künstler schreibt. Die intensive Beschäftigung mit seinen Zunftgenossen ermöglichen es Riester, Zusammenhänge herzustellen und Perspektiven aufzuzeigen und eine eigene Stellungnahme zu beziehen. Es finden sich in dem Buch hochinteressante Beiträge, zusammengetragen aus Essays für Funk, Zeitungen und Zeitschriften, Ansprachen bei Vernissagen und Vorworten für Kataloge. Eine breite Palette tut sich auf: Porträts und Lebensbilder, Kunstzentren, Städte und Landschaften, alle gesehen mit den Augen des Malers und hervorgegangen aus Begegnungen mit der Kunst. Ein Blick auf den Inhalt des Bandes bestätigt dies mit den Kapiteln „Zur Kunstlandschaft am Oberrhein“ (Lochner, Schongauer, B. Grien), „Kunstzentren im badischen Raum“ (Kobell, Issel, Fohr, Rottmann, Fries, Schirmer, Canon, Trübner, Lessing, Feuerbach, Thoma, Lugo, Keller), „Die Jahrhundertwende in Karlsruhe“ (Dill, Schirmer, Schmid-Reutte, Kalkreuth), „Akzente zur Kunst des 20. Jahrhunderts“ (Weiß, Bühler, Hofer, Kanoldt, Strübe, Meid, Caspar, Muche u.v.a.). Bei den Städten und Landschaften tauchen römische Erinnerungsblätter, der Villa Massimo in Rom, Florenz, Perugia, Pisa, Siena usw. auf. Dann schreibt der Maler Rudolf Riester über sich selbst. Bemerkenswert sind die Abschnitte „Bekanntnis zum Geist“ und „Kunst ist nicht aufspaltbar“. Das sind wahre Konfessionen des Malers Rudolf Riester.

So rundet sich das Bild. Aufsätze kompetenter Autoren über Riester ergänzen in willkommener Weise das Verständnis und Verstehen des Malers und Kunstschriftstellers. Daß die 24 Bildtafeln mit Werken Riesters beigegeben wurden, ist eine wertvolle und unverzichtbare Bereicherung.

Der Band ist hervorragend gestaltet und verlegerisch liebevoll betreut worden. Er ist allen Kunstliebhabern warm zu empfehlen. Vogely

Huxholds Buch „Die Fachwerkhäuser im Kraichgau“

öffnet die Augen für Schönheit und Kulturleistung des Fachwerkbaus. Ein Führer zu den Fachwerk-Baudenkmalern im Kraichgau ist anzuzeigen, dessen Inhalt, Ausstattung und überschaubare Gliede-

rung den interessierten Leser anspricht. Aufglockert im Ton, aber mit sicherer Hand führt ein Experte in die Materie ein, macht seinen in vielen Berufsjahren angesammelten Erfahrungsschatz jedermann zugänglich.

Professor Erwin Huxholds vom Heimatverein Kraichgau herausgegebenes Buch „Die Fachwerkhäuser im Kraichgau“ stellt die noch vorhandenen Zeugen des Fachwerk-Holzbaus in der Region zwischen Rhein und Neckar, Odenwald und Schwarzwald vor, gewährt Einblicke in die geschichtliche Entwicklung dieser traditionellen Bauweise, erläutert Fachwerkkonstruktionen und ihr historisches Umfeld.

Der emeritierte Karlsruher Fachhochschullehrer für Architektur, der sich mit fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen, aber auch als Praktiker und Gutachter den Ruf eines „Fachwerkprofessors“ erworben hat, vermeidet in seinem neuen Buch zum einschlägigen Thema eine gespreizt wissenschaftliche Ausdrucksweise, hat es nicht nötig, durch terminologische Überhebung Kompetenz nachzuweisen. Die einfache Sprache der Texte überzeugt, ihre Lektüre bringt gerade deshalb viel Nutzen, weil kein Spezialwissen vorausgesetzt wird.

Mit Sinn für die praktische Handhabung seines Fachwerkführers hat der Autor bewußt auf die Einordnung der zahlreichen Beispiele in eine chronologische Baugeschichte verzichtet. Vielmehr sind die beschriebenen Objekte alphabetisch nach ihren Standorten, den Städten und Dörfern zusammengefaßt. Diese erleichtert das rasche Auffinden gesuchter Baudenkmäler.

So ist eine hochinteressante Fallstudien-Sammlung und Dokumentation von insgesamt 208 exemplarischen Kraichgautypen in 72 Kraichgauortschaften (von Aglasterhausen bis Zeutern) entstanden, die ihresgleichen sucht. Der Vorzug der bau- und architekturgeschichtlichen Einzelbeschreibungen liegt im souveränen Überblick und in der Beschränkung aufs Wesentliche. Wie in guten Kultur- und Reiseführern werden fundierte Kurzinformationen geboten.

Huxhold hat die in seine Arbeit aufgenommenen Baudenkmäler allesamt mit dem Blick des Fachmannes für Strukturen und charakteristische Merkmale aus unterschiedlichen Perspektiven, teilweise vor und nach einer erfolgten Restaurierung fotografiert, er ergänzt seine Ausführungen durch umfängliche Zeichnungen und Skizzen, dokumentiert außerdem mit angemessener Sorgfalt vorhandene Inschriften, besondere Zierformen und Bemalung. Nicht nur aus diesem Grunde bil-

det das Werk eine willkommene Hilfe für den Regional- und Kunsthistoriker.

Dem schönen Fachwerkgebäude „Am Anger 28“ in Bauschlott beispielsweise sind zwei Fotos und fünf Zeichnungen (Giebelrekonstruktion, Quer- und Längsschnitte) gewidmet, im ganzen ist der kleine Ort bei Pforzheim viermal vertreten. Das Fachwerkensemble des Brettener Marktplatzes wird mit fünf Bildern und drei maßstabgenauen Architekturplänen bedacht. Besonderes Augenmerk legt die Publikation auf Details wie Türen und Fensterkonstruktionen, Schnitzereien oder Konsolen. Die Brettener Eigenheit, Fachwerkständler mit geschnitzten und bemalten „Eckmännle“ zu schmücken, ist illustrativ dargestellt.

Die hervorragend sanierten Fachwerkhäuser in Mühlacker-Lienzingen würdigte Huxhold in seinem Buch mit der Bemerkung, daß es sich hier wie in kaum einem anderen Ort lohne, „einen halben Tag durch die ehemalige Hauptstraße des Dorfes, die Knittlinger Straße und die sie bogenförmig umfahrende Herzenbühlgasse und Kirchenburggasse zu gehen, um die sehenswerten Häuser zu bewundern“. Man erfährt in den konkret beschreibenden Erläuterungen viel Wissenswertes von verarbeitenden Bossenquadern, den „Hauszeichen der Metzger“, von einigen „besonders kühn geformten Fränkischen Fenstererkern“ und der feingliedrigen, „durch ihre Leichtigkeit beeindruckenden Schnitzkunst“.

Seine besondere Vorliebe für Eppingen, „dem Höhepunkt jeder Fachwerkfahrt in den Kraichgau“, verschweigt der Fachwerkprofessor nicht. Die Stadt ist in den vergangenen Jahrhunderten weitgehend von Zerstörungen verschont geblieben, so haben sich bedeutende Fachwerkbeispiele des Mittelalters, der Renaissance und des Barock erhalten. Auf 27 Seiten wird das „großartige Ensemble und Fachwerkhaus-Freilichtmuseum“ ausgebreitet, ganzseitige Fotografien vermitteln ein malerisches Bild.

Als zusätzlichen „Service“ zeigt Erwin Huxhold mögliche Fahrtrouten durch den Kraichgau auf, die dem Besucher dieser Region die Augen öffnen für Schönheit und Kulturleistung des Fachwerkbbaus. Alle markanten Baudenkmäler, die Maulbronner Klosterschmiede und das Knittlinger Faustmuseum, das Gemmingsche Rentamt, die Rathäuser in Stein oder Bauerbach – um nur wenige zu nennen – sind dabei berücksichtigt.

Register, eine Zusammenstellung der Fachbegriffe und Kartenmaterial runden die ungemein fleißige, 285 Seiten umfassende Arbeit ab. Das solide gebundene Buch hält, was es verspricht.

Eckehard Uhlig

Dingler, Eva Maria, Menschen, Zeiten, Augenblicke.

Bilder einer vergessenen Generation, Großformat, 112 S., über 100 z. T. farbige Abb., 48,- DM. Literaturverlag von Loeper, Karlsruhe 1989, ISBN 3-88652-6.

Dies ist kein Bildband gewöhnlicher Provenienz, denn da wird ein vielfältiges, seit vielen Jahren in Schubladen aufgehobenes, beinahe vergessenes Werk ans Tageslicht geholt und dem heutigen Leser und Betrachter präsentiert. „Bilder einer vergessenen Generation“, was heißt das? Zunächst doch das, daß Frau Dingler jener Generation von Künstlern angehört, die tatsächlich durch Krieg, böse Nachkriegszeit und schnellebige, die Kunst der Malerei aufrollende Jahre entweder an der vollen Entfaltung ihres Könnens gehindert wurden oder tatsächlich der Vergessenheit anheim gefallen sind. Eva Maria Dingler befindet sich da in guter Gesellschaft.

Erstaunlich ist bei dieser lebhaften und kreativen Frau der Weg, den sie gehen mußte, in mancher Beziehung ein typischer Weg für ihre Generation. Er zeigt, wie die schweren Ereignisse der letzten Jahrzehnte sich ihr als unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellten, ihn versperrten und sie zu Umwegen zwangen. Und doch schreibt Eva Maria Dingler: „Dank an das Schicksal, das oftmals mit gewaltsamen Eingriffen fördernd und hemmend die Entfaltung dieser Begabung zuließ und unterbrach.“ Auch das ist erstaunlich! Der von ihr geschriebene Lebenslauf gibt nähere Auskunft:

Jahrgang 1922, in Emmendingen geboren als Tochter eines künstlerisch begabten Baumeisters, den sie schon 1933 verlor, 1941 Abitur in Freiburg, Arbeitsdienst, Eintritt in die Textil- und Modeschule der Reichshauptstadt, einer Meisterschule in Berlin. Im Frühjahr 1943 wurde die Schule geschlossen, Frau Dingler hatte gerade die Zeichenklasse beendet. Danach Aufnahme in die Hochschule der bildenden Künste in Karlsruhe. Wieder mußte die Zeichenklasse absolviert werden. Auch diese Hochschule schloß nach Bombardierung 1944 ebenfalls. Es folgte die unumgehbare Kriegsdienstverpflichtung bei der Straßenbahn in Freiburg, und Frau Dingler erlebte und überlebte den Untergang der Stadt im Straßenbahndepot. 1946 bezog sie die Universität Freiburg, um Kunsterzieherin zu werden und legte auch das Examen ab, ohne in den Schuldienst einzutreten. Dann kam die Währungsreform und zwang zum Broterwerb. Frau Dingler fand eine Anstellung in einem Freiburger Verlag, erledigte Büroarbeiten und fertigte auch Buchillustrationen. Nach verschiedenen Tätigkeiten folgte dann der richtige Einstieg in das graphische Gewerbe. Sie trat – im Alter von 34

Jahren ein kühner Entschluß – in die Karlsruher Akademie ein, die inzwischen eine Abteilung Gebrauchsgraphik unter Prof. Gaensslen erhalten hatte. Über Arbeiten in den Semesterferien in einem Atelier für Industriewerbung fand Frau Dingler ihre erste Anstellung, aber eben nicht auf Dauer. Das Wechselspiel ging weiter, so daß sie sich 1966 schließlich als freischaffende Gebrauchsgraphikerin niederließ und vielseitige, künstlerisch anspruchsvolle Arbeiten bewältigte, z. B. das berühmte Baden-Badener Kandelabersignet. Durch die fortschreitende Technisierung der Gebrauchsgraphik geriet sie als „zeichnende“ Graphikerin zunehmend in Schwierigkeiten. 1970 fand Frau Dingler endlich den gesicherten Platz, als sie Graphikerin bei den Landessammlungen für Naturkunde in Karlsruhe wurde.

Die nun durch Zuspruch von Freunden aus der Versenkung herausgeholt Aquarelle und Zeichnungen haben diesen Lebensweg begleitet, sie bilden den künstlerischen Lebenslauf von hoher Qualität. Was zunächst auffällt: Frau Dingler ist eine hervorragende Zeichnerin, sei es mit Blei- oder Farbstift oder mit Tusche und Feder. Das beweisen die Blätter, die mit Porträtzeichnungen junger Soldaten aus dem Jahre 1943 beginnen und hinführen bis zu den beeindruckenden Kopfstudien und den ausgezeichneten Federzeichnungen („Die Riesin“, „Enge Gasse“, „Interieur I“ z. B.). Man sieht in diesen Zeichnungen die Entwicklung, welche die Künstlerin genommen hat, nämlich die Vereinfachung der Form bis hin zur Abstraktion. („Susanna nach dem Bade“, „Verflechtungen“, „Abstrahiertes Zusammenleben“ u.v.m.). Aus manchen diesen Blättern spricht unverkennbar die Graphikerin. Beeindruckend sind vor allem die Porträts, meist Aquarelle, die zum Kern der dargestellten Persönlichkeit führen und ihn in der Wiedergabe erfaßt. Bei manchen Gesichtern fällt ein etwas schwermütiger Ausdruck auf, der in den Augen sitzt, Spiegelungen der Nachkriegsjahre. Spiegelungen der Nachkriegsjahre sind auch die Aquarelle, welche in Schloß Ebnet, im Schloßgartenbereich oder im Botanischen Garten zu Freiburg entstanden sind. Es sind Herbstaquarelle, aber auch „Heiterer Frühling“ oder „Rosaroter Frühling“ befinden sich darunter. Sie allesamt sind in einem wahren „Farbenrausch“ gemalt, in einem Zuge. Die Freude am überstandenen Krieg wird sichtbar, die Freude darüber, dies alles wieder erleben zu dürfen. „Man war ausgehungert nach Schönheit“, schreibt Frau Dingler und fährt fort: „Diese Bilder entstanden nicht nur aus Freude am Malen, sie waren eine innere Notwendigkeit. Gefühle, Empfindungen, ja das Bewußtwerden, noch am Leben zu sein, brauchten ein Ventil.“

Und so rundet sich das Bild von einer begabten Künstlerin, die es verdient hat, daß man sie nicht vergißt. Das verlegerisch sorgfältig gestaltete Buch wird sicher dazu beitragen, und man möchte Eva Maria Dingler auffordern, noch mehr aus ihrem Werk vorzulegen und weiter zu arbeiten. Dazu ist es nie zu spät. L. Vögely

Debon, Günther, Ein Lächeln Dir, Heidelberg – Gedichte, 114 S. mit 14 Aquatintaradierungen von Giorgio Ferrari, Bütten-Pappband, 24,- DM, Verlag Brigitte Guterjahn, Heidelberg, 1989

Heidelberg, Hölderlins der „Vaterlandstädte ländlich schönste“, ist ein neuer Gedichtband von Günther Debon gewidmet. Wie kaum eine andere Stadt ist Heidelberg – ein unausschöpfbares Thema – besungen worden, und man bewundert den Mut, den ein Lyriker aufbringen muß, um in den „Wettstreit der Gesänge“ mit einzustimmen. Denn: Wer jetzt schreibt, muß sich an den Dichtungen der Vergangenheit messen lassen bis hin zum Ginkgo biloba Goethes.

Günther Debon besteht diese Mutprobe. Schon der Titel „Ein Lächeln Dir“ ist eine Liebeserklärung an Heidelberg. Kenntnisreich bis ins Detail und mit bemerkenswerter Feinfühligkeit führt er den Leser durch die Stadt. Vom neuen Brunnen am Adenauer-Platz ausgehend, führt der Weg über den Bismarckplatz, die Hauptstraße entlang, wird die Alte Brücke besucht (wie könnte sie fehlen!), geht hinauf zum Schloß, Stadtwald, Ehren- und Bergfriedhof, Rohrbach taucht auf, Neuenheim, Handschuhshaus, Ziegelhausen usw. Erfreulich ist, daß in den Gedichten auch Geschichte gestaltet wird. Ottheinrich, der Winterkönig, Carl Theodor und ihre Zeit werden besungen und natürlich auch die Großen im Geiste, welche der Stadt die Ehre gaben, Melancthon, Luther, Goethe, Hölderlin, Gundolf bis hin zu Mombert und Jaspers. Auch modernes Leben hat Raum in den Gedichten.

Die rund 130 Gedichte unterliegen einer strengen Form, sie sind metrisch exakt gegliedert und schwingen in einem ebensolchen sprachlichen Rhythmus. Die Gedichte widerlegen die Ansicht, daß der Reim nicht mehr zeitgemäß sei, eindrucksvoll. Debon erweist sich als ein Meister der fließenden, klingenden Reimverse und erbringt eine künstlerische Leistung der Form, die selten geworden ist. Das Resultat sind frische, lebendige Gedichte, Huldigungen an eine Stadt, die heute wie jede andere Licht und Schatten aufzuweisen hat, die aber eben Heidelberg ist und bleibt.

Man legt also das Büchlein beeindruckt aus der Hand und wird immer wieder danach greifen. Der Band ist vom Guterjahn-Verlag außerordentlich sorgfältig gestaltet. Die Aquatintaradierungen von

Giorgio Ferrari haben ihren guten Anteil an dem auch im Äußerlichen schönen Gesamteindruck des Buches.

Pfeiffer, Harald, Heidelberger Musikleben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 340 S., 11 Abb., 49,- DM, Leinen, Guterjahn-Verlag Heidelberg, 1989

Buchreihe der Stadt Heidelberg, im Auftrage der Stadt herausg. von Rudolf Benl, Bd. I

Das Buch ist in drei große Abschnitte gegliedert: I. Das Musikleben in Heidelberg in der Zeit vor den Musikfesten (1802–1834), II. Die Heidelberger Musikfeste (1834–1843), III. Carl Ludwig Friedrich Hetsch (1806–1872), Leben und Werk. Der erste Hauptteil gibt einen interessanten Einblick in das Heidelberger Musikleben vor den großen Musikfesten. Er bietet eine Zusammenstellung der Konzerte in jenen drei Jahrzehnten, die Programme der „reisenden Virtuosen“, also der durchreisenden Künstler, beschreibt den Musikunterricht in Heidelberg und schließlich Entstehung und Aufgaben des Musikvereins. Die Heidelberger Musikfeste, bedeutende Ereignisse in den Jahren 1834–1843, sind Inhalt des II. Hauptteiles. Quellenlage, Vorgeschichte der Musikfeste in Deutschland, Entstehung der Heidelberger Musikfeste, ihre Organisation, die jährlichen Aufführungen u.v.a.m. bilden insgesamt die wissenschaftliche, an den Quellen erarbeitete Darstellung der Musikfeste „als eine Ausdrucksform der bürgerlichen Musikkultur“ (Pfeiffer). Ganz wichtig ist es, daß dadurch eine Lücke in der Heidelberger Musikgeschichtsschreibung geschlossen wird.

Der III. Hauptteil befaßt sich mit dem Akademischen Musikdirektor Hetsch als einer bedeutenden Persönlichkeit im musikalischen Geschehen in Heidelberg und auch in Mannheim. Dem Verfasser gelingt es, durch die auf den Quellen beruhende Biographie, das Interesse an dem Musikpädagogen und Komponisten Hetsch, der zu Unrecht in die Vergessenheit geraten ist, neu zu wecken.

Die vorgelegte Arbeit fußt auf einem vierjährigen Quellenstudium, bevor sie im Wintersemester 1988/89 der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Heidelberg als musikwissenschaftliche Dissertation eingereicht wurde. Entstanden ist ein umfangreiches Werk, das eine der reizvollsten Epochen der Heidelberger Musikgeschichte darstellt, gipfelnd in den großen Musikfesten der Jahre 1834–1843. Es ist ein Werk, das mit seinen Längs- und Querschnitten ausstrahlt nach Mannheim, Darmstadt, Heilbronn oder Karlsruhe.

Das Buch wurde vom Verlag Brigitte Guterjahn vorbildlich betreut und gestaltet. -y-

Jüttemann, Herbert, Die Schwarzwalduhr, 288 S., 261 Abb., davon 37 in Farbe, Sach- und Namenverzeichnis, Ganzleinen, 49,- DM, 3. überarbeitete Auflage, Badenia-Verlag Karlsruhe, 1990

Das Standardwerk von Herbert Jüttemann wurde vom Badenia Verlag Karlsruhe in einer dritten, leicht erweiterten und mit wesentlich mehr Farbbildern neu aufgelegt. Drei Auflagen seit 1972 von einem solchen Werk beweisen allen schon die Wichtigkeit dieser Schrift und die weite Verbreitung, welche sie gewonnen hat. Der Autor ist ein anerkannter Fachmann, wenn es um die – meist gefährdeten – „technischen Denkmale“ des Schwarzwaldes geht. So stammen aus seiner Feder außerdem „Phonogramme und Grammophone“ (1978), „Alte Bauernsägen im Schwarzwald und in den Alpenländern“ (1984), „Schwarzwaldmühlen“ (1985) und „Mechanische Musikinstrumente“ (1987).

Das wieder vorgelegte Buch ist das erste Werk über die Schwarzwalduhr seit Adolf Kistners Arbeit über das gleiche Thema, die in der Reihe „Vom Bodensee zum Main“ vom Landesverein Badische Heimat veröffentlicht wurde. Dr. Jüttemann geht mit der Gründlichkeit des Ingenieurs der Geschichte der Schwarzwalduhr nach. Das Inhaltsverzeichnis gibt darüber erschöpfende Auskunft. Man stellt fest: Da ist nichts vergessen, da sind alle Bereiche erfaßt, welche mit der Schwarzwalduhr zusammenhängen. Sowohl der Ausgangspunkt und die soziale Lage der Uhrmacher wie auch die technische Seite ihrer anspruchsvollen Tätigkeit werden dargestellt. So kommen nicht nur der Fachmann und der Techniker voll auf ihre Rechnung, auch der Volkskundler, der Liebhaber der Schwarzwalduhren, der Sammler werden zufriedengestellt. Dieses Buch, auf gründlichen Recherchen fußend, das Glanz und Elend der Uhrmacher auf dem Wald, Blütezeit und Verfall, die aufkommende Industrialisierung u. v. a. beschreibt und mit hervorragenden Bildern unterstützt, gehört auf das Büchergestell eines jeden, der den Schwarzwald liebt und um den Ausverkauf und Gefährdung der typischen Leistungen seiner Bewohner besorgt ist.

-y-

Staffhorst, Gertrud, Johann Peter Hebel und die Antike – Spuren einer lebendigen Beziehung, 128 S., Broschur, 19,80 DM Badenia Verlag Karlsruhe, 1990

Frau Staffhorst legt mit dieser Arbeit eine jedem Hebelfreund willkommenene Schrift vor. Willkommen schon deshalb, weil ihm hier neue Einsichten in das Schaffen des Dichters geboten werden. Wer bisher glaubte, Hebel in die Reihe biederer und von allen Einflüssen freier Dichter einordnen zu kön-

nen, wird bei der Lektüre rasch seinen Irrtum bemerken, da ihm die Autorin eine neue Seite der sehr komplexen Persönlichkeit Hebels aufzeigt.

Frau Staffhorst, die schon 1986 in der Festschrift des Bismarck-Gymnasiums Karlsruhe anl. des 400jährigen Jubiläums der Schule über Hebels „Stilbuch“ geschrieben hat, erweist sich erneut als gründliche Kennerin von Hebels Werk und als sehr fundierte Altphilologin. Damit sind die Voraussetzungen gegeben, den Einfluß der Antike auf Hebel zu beschreiben. Bei einigem Nachdenken wird dies auch erklärlich, denn Hebel besuchte als Schüler das Gymnasium illustre, wurde in den alten Sprachen eingehend unterrichtet und erhielt sogar Preise der Museumsgesellschaft für seine eingereichten, lateinisch geschriebenen Aufsätze. Als er als Lehrer dann zum zweiten Male an das Gymnasium kam, unterrichtete er mit großer Passion Latein, Griechisch und Hebräisch. Er war ohne Zweifel vor allem ein großer Lateiner, liebte auch das Griechische und arbeitete sich in das Hebräische ein. Und so benützte er tagaus-tagein die Quellen, d. h. die antiken Autoren und die Bücher des Alten Testaments. Ihre Geisteshaltung wurde ihm zur Selbstverständlichkeit, verschmolz gewissermaßen mit seiner eigenen und schlug sich damit in seinen Gedichten und Geschichten nieder. Die Spurensuche von Frau Staffhorst war erfolgreich, sie fand die „Spuren einer lebendigen Beziehung“ bei Theokrit und Vergil, bei Horaz, Cicero und Seneca u. a. Daraus ergab sich die Gliederung des Buches: I. „Sylvestrum tenui musam meditabor avena.“ Antike Bukolik und Hebels Gedicht „Die Feldhüter.“ II. Das Wiesental – eine „dorische Provinz“, Theokrit und die Mundartdiskussion. III. Wurzeln des Anthropomorphismus in den „Alemannischen Gedichten.“ 1. Die Griechen, 2. J. G. Herder „Vom Geist der Ebräischen Poesie.“ IV. Stoische und epikureische Elemente in Hebels Weltansicht. V. „Stilbuch und Rheinländischer Hausfreund.“ VI. Ruinen, Sinnbild der Vergänglichkeit. VII. Plutarch und Theokrit, Schlußbetrachtung. Anhang: Das Proteusertum.

Wer so wie Hebel Geist und Lehre der Antike und ihre philosophischen Anschauungen in sich aufgenommen hat, dem werden die antiken Dichter beim Schreiben über die Schulter schauen, vor allem Vergil und der geliebte Theokrit..

Das Buch stellt eine wichtige Bereicherung der Hebel-Literatur dar. Es trägt zu einem vertieften Verständnis von Hebels Werk wesentlich bei. Dafür sei der Autorin Dank gesagt. Vögely

Badische Biographien, Neue Folge, Band II, im Auftrag der Kommission für politische Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben

von Bernd Otnad, IX und 338 S. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 1987

Band II der Neuen Folge der Badischen Biographien weicht in seiner Zielsetzung nicht von Band I ab. Daß Form, Gestaltung, Zielsetzung gleich blieben, liegt im Interesse einer Traditionsbildung bzw. Traditionsfortsetzung im Sinne der von Friedrich von Weech 1875 begründeten „Badischen Biographien“. Dieser Band bietet in gestraffter Form Leben und Werk von nach 1910 verstorbenen Männern und Frauen, welche mit dem ehemaligen Land Baden in besonderer Weise verbunden waren und regionale und überregionale Bedeutung erlangt haben. Aber nicht nur in Baden geborene Persönlichkeiten fanden Aufnahme, sondern auch solche, die lange Jahre im Lande weilten und hier ihre Hauptleistungen erbrachten oder in badischer Erde ruhen. Sie alle sind mit einem tabellarischen Lebenslauf mit Herkunft und Verwandtschaft vertreten und sind nach dem Alphabet angeordnet. Die formale Gestaltung ist dabei ebenso beibehalten worden wie die Auswahlkriterien, und so finden sich Persönlichkeiten aus allen Bereichen und aus allen Landesteilen.

Der Band enthält 177 Kurzbiographien, darunter von 12 Frauen, die von 96 Autoren und 11 Autorinnen verfaßt wurden. Diese Zahlen allein schon beweisen die Schwierigkeiten, denen sich der Herausgeber gegenüber sah. Denn zahlreiche Autoren kommen aus dem Universitäts- und Hochschulbereich, andere sind außeruniversitäre Historiker, Juristen, Politiker usw., alles kompetente und vielbeschäftigte Fachleute ihres Metiers. Ihre Beiträge fußen auf gewissenhaften Recherchen und Studium der Quellen, die Zeit kosten, wenn ihnen auch die Diktion ihrer Arbeiten ziemlich frei stand. Von ihnen die Beiträge in einem bestimmten Zeitraum

zu erhalten, erfordert ein hohes Maß von Geduld und Beharrlichkeit, Eigenschaften, welche der Herausgeber Prof. Dr. Otnad glücklicherweise besitzt. Dies sind auch die Grundlagen für das hervorragend gelungene Buch.

Untersucht man die dargestellten Persönlichkeiten nach ihren Berufen, so stellt man fest, daß es deren 35 sind. Besonders stark vertreten sind Kunst, Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Verwaltung, Kirche, Verbände, Medizin und auch Sport. So findet man die Politiker Traugott Bender, Friedrich Heurich oder Adam Remmele, die Dichter Peter Huchel oder Heinrich Hansjakob, die Maler Hans Thoma, Wilhelm Hauelsen, Alexander Kanoldt, Otto Laible, den Volkskundler Johannes Künzig, den Physiker Philipp Lenard, den Kirchenhistoriker Johannes Vincke, vom Sport „Sepp“ Herberger und auch den dubiosen Oskar Daubmann („Fahnen raus, der Daubmann kommt!“). Vermehrt ist auch das III. Reich vertreten, z. B. mit dem SA-Obergruppenführer Ludin, dem Reichsstatthalter Wagner und Albert Speer. Und dazu gehören auch die Opfer des Nationalsozialismus und dessen Gegner: Alois Beichert, Alfred Delp, Joseph Ersing, Elisabeth von Tadden u. v. a. So reicht der historische Bogen von der Revolution 1848/49 bis in unsere Zeit.

Der Band wurde dankenswerterweise durch ein Gesamtregister der in den Bänden I und II enthaltenen Beiträge samt Verzeichnis der Mitarbeiter und deren Arbeiten erweitert.

Das Ziel, ein wissenschaftlich verlässliches Arbeitsmittel vorzulegen, hat der Herausgeber gut erreicht, wie es auch mit Band I der Fall war. Diese Biographien sind hoch interessant, instruktiv, informativ und sollten auch bei den Medien, Verbänden und Behörden unverzichtbar werden.



Autoren dieses Heftes

Peter Bahn M.A.

Bürgermeisteramt Bretten,
Untere Kirchgasse 9, 7518 Bretten

Karl Banghard

Kürnbacher Str. 7, 7519 Oberderdingen II

Margit Brandstetter

Maximilianstr. 5, 7570 Baden-Baden

Guntram Brummer

Kulturamt, 7770 Überlingen,
Postfach 10 18 63

Josef Dewald, Chefredakteur

Moltkestr. 2a, 7500 Karlsruhe

Dr. Horst Ferdinand, Ministerialrat a. D.

Fröbelstr. 4, 5202 St. Augustin 1

Hans-Jürgen Günther

Moltkestr. 14a, 7830 Emmendingen

Andreas Mannschott

Im Münchtal 86, 7630 Lahr/Schw.

Christian Juranek

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Privat: Holunderweg 12,
3388 Bad Harzburg

Wolfgang Oehler

Gustav-Schwab-Str. 8, 8000 München

Prof. Dr. Volker Schupp

Deutsches Seminar, Abt. für Sprache und
Literatur

Universität Freiburg, 7800 Freiburg

Privat: Haydn-Weg 4, 7830 Emmendingen

Dipl.-Ing. Walter Schwenecke,

Gartenarchitekt

Liebigstr. 17, 7500 Karlsruhe

Gerhard Schwinge,

Kirchenbibliothekdirektor

Postfach 22 69, Blumenstr. 1,

7500 Karlsruhe

Gernot Umminger

Kähnelacker 2, 7830 Emmendingen

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe

Josef Werner

Lessingstr. 11, 7505 Ettlingen

Ludwig Wien,

Geschäftsführender

Redakteur der Evang. Kirchenzeitung

„Der Aufbruch“, Blumenstr. 7,

7500 Karlsruhe

Hans Leopold Zollner

Gerhard-Hauptmann-Str. 12,

7505 Ettlingen

Beilagenhinweis:

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Innenministeriums Baden-Württemberg, Stuttgart bei.

12 M 1459 F 184 762055
BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
POSTFACH 14 29

7500 KARLSRUHE 1



VON JETZT AN ARBEITET NUR NOCH IHR GELD

Wer sein Leben lang gearbeitet hat, hat das Recht auf einen Ruhestand, der seinen Namen auch wirklich verdient.

Einen Ruhestand, der Ihnen endlich Zeit läßt, all das anzupacken, was in den letzten Jahrzehnten immer wieder zu kurz gekommen ist.

Denn mit dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben hört das aktive Leben ja keineswegs auf, sondern es gewinnt eine neue Qualität. Was Sie von jetzt an tun, tun Sie nicht mehr, um Geld zu verdienen.

Ganz im Gegenteil. Jetzt sollen Ihre

Ersparnisse die Erträge abwerfen, mit denen Sie Ihr Leben nach Ihren eigenen Vorstellungen gestalten können.

Das geht aber nur, wenn Sie rechtzeitig für eine zweite Rente gesorgt haben, die Ihnen neben Ihrer gesetzlichen Altersversorgung den richtigen finanziellen Spielraum verschafft.

Wie der individuelle Auszahlplan dafür aussehen sollte, sagt Ihnen der Geldberater der Sparkasse.

wenn's um Geld geht – Sparkasse

